Lehrbuch
der
deutschen Literatur
für
das weibliche Geschlecht,
besonders
für höhere Töchterschulen.

Von
Friedrich Nösselt,
Prof. in Breslau.

Vierter Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

Geschichte
der
deutschen Literatur
für
das weibliche Geschlecht,
besonders
für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt,
Prof. in Breslau.

Dritter Theil,
die umständlichere Geschichte der Literatur und die Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaisten enthaltend.

Zweite verbesserte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1836.

Vorwort.

Dieser vierte Theil meines Lehrbuchs der Literatur ist zunächst für die Lehrer, die sich bei dem Unterrichte des weiblichen Geschlechts meines Buchs bedienen, und für diejenigen Mädchen, die sich ohne Lehrer weiter unterrichten wollen, bestimmt. Er enthält nämlich, indem er sich dem Gange des 2ten und 3ten Theils genau anschließt, theils einen Commentar der im 2ten Theil kurz gegebenen Geschichte der Literatur, theils die Lebensbeschreibungen der in beiden Theilen angeführten Schriftsteller. Denn ich kann wohl voraussetzen, daß nicht alle Lehrer in dem weiten Felde der Literatur so bekannt seyn werden, um ohne Hülfsmittel das weiter auszuführen, was ich im 2ten und 3ten Theile, die für die Schülerinnen bestimmt

sind, nur kurz anführen konnte, weil dort die Musterstellen den größten Theil des Raumes einnehmen mußten. Uebrigens überlasse ich dem Gutbefinden jeden Lehrers, wie viel er von dem gegebenen Vorrath benutzen will.

Inhalt.

Erster Zeitraum:
Die älteste Zeit; bis auf Karl den Großen 768. S. 1
Ulphilas.

Zweiter Zeitraum:
Von Karl dem Großen bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen, 768—1137. S. 4

Dritter Zeitraum:
Das Zeitalter der Minnesänger: von den Hohenstaufen bis zur Thronbesteigung der Luxemburger, 1137—1346. S. 6

1. Lyrische Poesie: S. 9
Heinrich von Veldeck.
Hartmann v. d. Aue.
Wolfram von Eschenbach.
Walther v. d. Vogelweide.
Heinrich v. Ofterdingen.
Bieterolf.
Reinmar der Alte.
Reinmar der Zweter.
Nicolaus Klingsohr.
Gottfried v. Straßburg.
Ulrich v. Lichtenstein.
Konrad v. Würzburg.
Der Krieg auf der Wartburg.

2. Epische Poesie: S. 10
Deutsche Sagen. Das Heldenbuch:
Gudrun.
Wolfdietrich.
Sagen v. Karl dem Großen und seinen Paladinen: Flos und Blankflos, von Konrad v. Flecke.
Sagen von König Artus und den Rittern der Tafelrunde: Tristan und Isolde, von Gottfr. von Straßburg.
Sage vom heil. Graal: Titurel und Parzifal, von Wolfram v. Eschenbach.
Das Lied der Nibelungen.

3. Didaktische Poesie. S. 14
Meister Freidanks Bescheidenheit.
König Tyro von Schotten an seinen Sohn Friedebrand
Der Winsbeke und die Winsbekin.
Der Renner, von Hugo von Trymberg.

Der Edelstein, gedichtet v. Bonerius.

4. Prosa: . . . . . S. 15

Vierter Zeitraum:

Von den Luxemburgern bis zur Reformation 1346 — 1517. . . . S. 16

1. Lyrische Poesie: . S. 18
Veit Weber.

2. Epische Poesie: . S. 20
Reineke Fuchs, v. Nic. Baumann.
Theuerdank, von Melchior Pfinzing.

3. Dramatische Poesie: S. 22
Fastnachtsspiele von Hans Volz und Hans Schnepper, genannt Rosenplüt.

4. Didaktische Poesie: S. 23
Das Narrenschiff, von Sebastian Brand.

5. Prosa: . . . . S. 24
Die schöne Melusine.
Fortunatus.
Eulenspiegel.
Weiß-Kunig, von Treitzsauerwein von Ehrentreitz.
Geistl. Reden von Johann Tauler.

Fünfter Zeitraum:

Von der Reformation bis auf Opitz, 1517 — 1618. S. 27

1. Lyrische Poesie: . S. 29
Hans Sachs.
Luther.
Ulrich v. Hutten.

2. Epische Poesie: . . S. 34
Hans Sachs.
Burkard Waldis.
Der Froschmäuseler, von Georg Rollenhagen.

3. Dramatische Poesie: S. 34
Hans Sachs.

4. Didaktische Poesie: S. 35

5. Prosa: . . . . S. 36
Götz v. Berlichingen.
Sebastian Schärtlin.
Romane: der Amadis von Gallien, die schöne Magelona, der Kaiser Octavianus, die vier Haimonskinder, Doctor Faust.

Sechster Zeitraum:

Von Opitz bis zu Friedrichs des Großen Thronbesteigung, 1618 — 1740 S. 39

1. Lyrische Poesie: . . S. 42
Friedrich v. Spee.
Rudolf Weckherlin.
Erste schles. Schule:
Martin Opitz v. Boberfeld.
Paul Flemming.
Andreas Gryphius.
Andreas Tscherning.
Simon Dach.

Paul Gerhardt.
Georg Neumark.
Zweite schles. Schule:
Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.
Daniel Caspar v. Lohenstein.
Niedersächsische Schule:
Benjamin Neukirch.
Joh. v. Besser.
Ulrich v. König.
Freiherr v. Canitz.
Brockes.
Joh. Christian Günther.
Schäferpoesie; Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, gestiftet von Klai und Harsdörfer.
Pietisten:
Phil. Jakob Spener.
Aug. Herrmann Franke.
Benjamin Schmolke.

2. Epische Poesie: . S. 65

3. Dramatische Poesie: S. 66
Andreas Gryph.
Lohenstein.
Klay.
Simon Dach.

4. Didaktische Poesie: . S. 68
Opitz.
Brockes.
Harsdörfer.
Freih. v. Logau.
Olearius.
Zinkgref.
Aßmann v. Abschatz
Wernike.
Laurenberg.
Rachel.
Freih. v. Canitz.
Günther.

5. Prosa: . . . . . S. 73
Spener.
Franke.
Abraham a Sancta Clara.
Christian Thomasius.
Leibnitz.
Christian Freih. v. Wolf.
v. Ziegler und Kliphausen.
Moscherosch (Philander v. Sittewald.)

Siebenter Zeitraum:

Von Friedrich dem Großen bis zur neuen Zeit. S. 80

A. Bis auf Göthe und Schiller.

1. Literatur der Poesie: S. 86
Friedr. v. Hagedorn . = 87
Albr. v. Haller . . = 88
Klopstock . . . . . . = 90
Gellert . . . . . . = 93
Joh. Elias Schlegel . = 95
Joh. Ad. Schlegel . = 96
Kästner . . . . . . = 97
Conrad Arn. Schmid . = 98
Ebert . . . . = 99
Giseke . . . . . . = 101
Zachariä . . . . . . = 102
Weiße . . . . = 103
Gärtner . . . . . . = 107
Joh. Andr. Cramer . = 108
Gleim . . . . = 109
Uz . . . . = 110
Götz . . . . = 112
Ramler . . . . . . = 113
Ewald Chr. v. Kleist . = 114
Lichtwer . . . . . . = 117
Anna Luise Karsch . . = 117
Joh. Ludw. Huber . . = 125
Dusch . . . . = 126
Gotth. Ephraim Lessing = 127

Denis . . . . . . S. 130
Mastalier . . . . . = 131
Freih. v. Gemmingen . = 131
Salomon Geßner . . = 132
Freih. v. Cronegk . . = 133
v. Brawe . . . . . = 135
v. Gerstenberg . . . = 135
Kretschmann . . . = 137
Ephraim Moses Kuh . = 137
Christoph Martin Wieland 139
Pfeffel . . . . = 140
v. Nicolay . . . . . = 141
Burmann. . . . . . = 142
Willamov . . . . . . = 142
Mor. Aug. v. Thümel = 143
Schubart . . . . . . = 144
Joh. Georg Jacobi . = 147
Lavater . . . . . . = 148
Engel . . . . = 152
Eschenburg . . . . . = 153
Matthias Claudius . . = 154
v. Herder . . . . . . = 154
Gotter . . . . = 159
Klamer Schmidt . . = 160
Bürger . . . . . . = 161
v. Göckingk . . . . . = 163
2. Prosaische Literatur bis auf Göthe und Schiller S. 164
Adelung . . . . . . = 164
Rabener . . . . . . = 165
J. J. Spalding . . . = 166
Winkelmann . . . . . = 168
Justus Möser . . . = 173
Dusch . . . . = 174
v. Zimmermann . . . = 174
Lessing . . . . = 176
Zollikofer . . . . . . = 176
Sophie v. la Roche . = 177
Ch. Fr. Nicolai . . = 188
Wieland . . . . . . = 190
Aug. Ludw. v. Schlözer = 190
Musäus . . . . . . = 193
Joh. Tim Hermes . . = 194
Engel . . . . S. 195
v. Hippel . . . . . = 195
Lichtenberg . . . . . = 197
Garve . . . . = 199
Fr. Heinr. Jacobi . . = 200
Claudius . . . . . . = 201
Salzmann . . . . . = 201
Campe . . . . = 203
Pestalozzi . . . . . . = 204

B. Von Göthe und Schiller bis auf die neuste Zeit.

1. Literatur der Poesie: S. 206
Joh. Wolfg. v. Göthe = 206
Hölty . . . . = 209
Joh. Martin Miller . = 210
Chr. Gr. zu Stollberg = 210
Fr. Leop. Gr. zu Stollberg = 211
Joh. Heinrich Voß . . = 211
Leisewitz . . . . . . = 213
v. Halem . . . . . . = 213
v. Klinger . . . . . . = 213
Aug. G. Meißner . . = 214
Bürde . . . . = 215
Tiedge . . . . = 215
Car. Rudolphi . . . = 216
A. H. Niemeyer . . = 217
v. Alringer . . . . . = 218
Blumauer . . . . . = 219
Overbeck . . . . . . = 220
Elise Freiin v. d. Recke = 220
Iffland . . . . . . = 227
Bronner . . . . . . = 228
Kosegarten . . . . . = 229
Fr. v. Schiller . . . = 230
Manso . . . . = 237
Babo, Langbein, Hebel . . . . . = 238
Fr. v. Matthisson . . = 239
Haug, Weißer, v. Kotzebue . . . . = 242

Conz
J. G. Freih. v. Salis . . . S. 250
Joh. Rud. Wyß
Seume . . . 251
Müchler
J. Paul Fr. Richter . . . 254
Baggesen
Heidenreich 259
Friederike Brun 260
Neubeck 262
Aloys Schreiber
Bouterweck
Aug. Wilh. v. Schlegel . . . 263
Kind
Krummacher 264
Sophie Brentano
Gittermann
Aug. Gottl. Eberhard . . . 265
Witschel
Arndt
Karoline Pichler 266
Falk 267
Rochlitz
Mahlmann
Freih. v. Hardenberg (Novalis) . . . 268
Fr. v. Schlegel 269
H. Jos. Edler v. Collin . 270
Tieck
Freih. v. Steigentesch . 271
Müllner 272
Winkler (Th. Hell) . . 274
Gries
Amalie v. Helwig . . 275
Heinr. v. Kleist 276
Luise Brachmann . . . 276
Baron de la Motte Fouqué . 280
Maria Mnioch 281
Carl Contessa
Ernst v. Houwald . . 283
Adam Oehlenschläger
Freih. v. Sonnenberg . 284
Streckfuß
v. Chamisso 285
Kannegießer
Helmine v. Chezy . . S. 286
Raupach 287
Ludwig König v. Baiern
Justinus Kerner
Uhland . . . 288
Chr. Schreiber
Ernst Schulze 289
Strack 290
Max v. Schenkendorf
Leßmann
Methusalem Müller
Prätzel
Th. Körner . . . 291
Grillparzer
Fr. Rückert
Gustav Schwab 296
Agnes Franz 297
Wilhelm Müller . . . 298
Wilhelm Hauff 300
Fr. Furchau 301

2. Prosaische Literatur seit Göthe und Schiller . . . S. 301
v. Göthe
Sintenis 301
Joh. v. Müller 302
Freih. v. Knigge
Meißner . . 304
Reinhard
Niemeyer
Karoline Rudolphi . . 305
v. Schiller
Manso
Lafontaine 306
v. Kotzebue 307
Starke
Fr. Jacobs 308
Therese Huber 309
Schleiermacher
Alex v. Humboldt . . 311
Karoline Pichler
Rochlitz
Johanne Schopenhauer . 312

Wilmsen	S. 313	Dräseke	S. 317
Zschocke	= 314	Jacob Glatz	= 318
Heun (Clauren) Tieck Karoline, Freiin de la Motte Fouqué Heinrich Steffens	= 316	E. Th. A. Hoffmann Van der Velde	= 319
		Luden Fr. v. Raumer	= 320

Alphabetisches Register
der angeführten Schriftsteller.

	Seite.
Abraham a Sancta Clara	74
Abschatz, Aßman von,	70
Adelung	164
Alxinger	218
Arndt	266
Babo	238
Baggesen	259
Baiern, Ludwig König von,	288
Basedow	202. 203. 240
Baumann	21
Berlichingen, Götz von,	36
Besser, Joh. v.,	56
Bieterolf	9
Blumauer	219
Bode	224
Bodmer	81. 91. 139
Boie	160
Bonerius	15
Bonnet	301
v. Bonstetten	240. 261. 302
Bossuet	109
Bouterweck	263
Brachmann, Luise,	276
Brand, Sebast.,	23
v. Brawe	105. 128. 135
Breitinger	81
Brentano, Sophie,	265
Brockes	59. 69. 101. 177
Bronner	228
Brun, Friederike,	260
Bürde	215
Bürger	161
Burmann	142

	Seite.
Campe	203
Canitz, Freiherr v.,	58. 73
v. Chamisso	285
Chezy, Helmine v.,	286
Claudius	154. 201
Clauren	316
v. Collin	270
Contessa	283
Conz	250
Cramer	90. 101. 108
Cronegk, Freih. v.,	104. 105. 128. 133
Dach, Simon,	49. 67
Denis	130
Dräseke	317
Dusch	126. 174
Eberhard, August. Gottl.,	265
Ebert	99
Engel	152. 195
Eschenbach, Wolfram v.,	9. 14
Eschenburg	153
Eulenspiegel	24
Falk	267
Fielding	225
Flecke, Conr. v.,	11
Flemming, Paul,	47
Forster, Georg,	232
Fouqué, Bar. de la Motte,	280
Fouqué, Baronin de la Motte,	316
Franke, Aug. Herrm.,	64. 74
Franz, Agnes,	297
Funk	231
Furchau	301

Gärtner . . 93. 107. 165
Garve 199
Gellert . 93. 104. 135. 165. 199
Gemmingen, Frhr. v., 102. 126. 131
v. Genlis 286
Gerhardt, Paul, . . . 49
v. Gerstenberg . . . 135
Geßner, Sal., . . . 132
Giseke 101
Gittermann 265
Glatz 318
Gleim . . . 109. 115. 123
v. Göckingk 163
v. Göthe . 156. 206. 234. 301
Götz 112
Gotter 159. 228
Gottfried v. Straßburg . . 9. 13
Gottsched 80
Gries 275
Grillparzer 296
Gryph, Andr., . . 48. 66. 67
Gryph, Chr., . . . 48
Günther 59. 73

v. Hagedorn . . 87. 99. 101
v. Halem 213
v. Haller 88. 174
Hamann 155
Hardenberg, Frhr. v., 264. 268. 277
Harsdörfer 61. 69
Hartmann v. d. Aue . . . 9
Hauff 300
Haug 242
Hebel 238
Hell, Theodor, . . 274. 297
Hellwig, Amalie v., . . 275
v. Herder 194
Hermes, Joh. Tim., . . 194
Heun 316
Heydenreich 259
v. Hippel 195
Hölty 209
Hoffmann 319
v. Hoffmannswaldau . 40. 53

v. Houwald 283
Huber, Joh. Ludw., . . 125
Huber, Ludw. Ferd., 125. 232. 309
Huber, Therese, . . 233. 309
v. Humboldt, Alex., . . 311
Hunold 71
Hutten, Ulr. v., . . . 32

Jacobi, Fr. Heinr., . . 200
Jacobi, Joh. Georg, . . 147
Jacobs 308
Jerusalem . 100. 101. 153. 207
Iffland 227
Imhof, Amalie v., . . 275
Jung-Stilling . . 156. 223

Kästner 97
Kannegießer 286
Kant 224. 234
Karsch, Anna Luise, . . 117
Kerner 288
Kind 264
Klai 61. 67
Kleist, Ew. Christ. v., . . 114
Kleist, Heinr. v., . . . 276
v. Klinger 213
Klingsohr 9. 10
Klopstock 83. 90
Knigge, Frhr. v., . . . 304
v. König 57
v. Köpken 239
Körner, Th., . . . 233. 291
Konrad v. Flecke . . . 11
Konrad v. Würzburg . . 9
Kosegarten 229
v. Kotzebue . . . 242. 307
Kretschmann 137
Krummacher 264
Kuh 137

Lafontaine 306
Langbein 238
Laurenberg 72
Lavater . . 148. 167. 223

Leibnitz, Frhr. v., ... 75
Leisewitz 213
Lessing . 85. 103. 127. 176. 189
Leßmann 291
Lichtenberg 197
Lichtenstein, Ulr. v., . . 9
Lichtwer 117
v. Logau 69
v. Lohenstein . . . 40. 54. 67
Luden 320
Luther . . . 28. 32. 35. 36

Mahlmann . . . 258. 268
Manso 237. 306
Mastalier. 131
v. Matthisson . . 239. 261
Meißner 214. 304
Menke 60
Miller 146. 210
Mnioch, Marie . . . 281
Möser, Justus . . . 173
Morhof 70
Moritz 256
Moscherosch 79
Moses Mendelssohn 128. 150. 189
Müchler 254
Müller, Joh. v., . . . 300
Müller, Methusalem, . . 291
Müller, Wilh., ... 298
Müllner . . . 272. 278
Musäus 193
Mylius 103

Naubert, Benedicte, . . 278
Neander 221
Neubeck 262
Neukirch, Benj., . . 41. 55
Neumark, Georg, . . . 52
Nicolai . . . 105. 128. 188
v. Nicolay 141
Niemeyer . . . 217. 305
Novalis . . . 264. 268. 277

Oehlenschläger . . . 284
Ofterdingen, Heinr. v., . . 9
Olearius 69
Opitz 40. 43. 68
Overbeck . . . 220. 240

Pazke 239
Pestalozzi 204
Pfeffel 140
Pfinzing, Melchior, . . 21
Philander v. Sittewald . 79
Pichler, Karoline, . . 266. 312
Postel 71
Prätzel 291

Rabener . . . 93. 104. 165
Rachel 72
Ramler 113
v. Raumer 320
Raupach 287
Recke, Elise v. d., . . 220. 253
Reinhard 305
Reinmar d. Alte . . . 9
Reinmar d. Zweter . . 9
Richter, Jean Paul Fr., . 254
Roche, Sophie v. la, . . 177
Rochlitz 268. 312
Rodde, Freiin v., . . . 192
Rollenhagen 34
Rosenplüt 22
Rost 105
Rudolphi, Karoline, 216. 226. 305
Rückert 296

Sachs, Hans, . . 29. 34. 35
v. Salis 241. 250
Salzmann 201
Schärtlin, Sebast. v., . 36. 37
Schenkendorf, Max v., . . 291
v. Schiller, . . . 230. 306
Schlegel, Aug. Wilh. v., 244. 245. 263
Schlegel, Friedr. v., 244. 245. 270
Schlegel, Joh. Ad. 94. 96. 227

Schlegel, Joh. Elias, . 94. 95
Schleiermacher . . 311
v. Schlözer . . . 190. 302
Schmidt, Conr. Arn., . . 98
Schmidt, Ach. Ludw. Karl, . 90
Schmidt, Klamer, . . 160
Schmolke, Benj., . . . 65
Schnepper, Hans, . . . 22
Schönaich, Frhr. v., . . 134
Schopenhauer . . . 312
Schreiber, Aloys, . . . 263
Schreiber, Christian, . . 289
Schubart 144
Schulze, Ernst, . . . 289
Schwab 296
Seume 251
Sintenis 301
v. Sonnenberg . . . 284
Spalding . . . 149. 166
v. Spee 42
Spener 62. 74
Starke 308
Steffens 316
v. Steigentesch . . . 271
Sterne 225
Stolberg, Chr. Gr. zu, . 210
Stolberg, Fr. Leop. Gr. zu, 211. 212
Strack 290
Streckfuß 285
Sturm 239
Sturz 136

Tauler 25
Thomasius 74
v. Thümmel 143
Tieck . . . 245. 264. 316
Tiedge 215
Treitzsauerwein v. Ehrentreitz 25
Trymberg, Hugo v., . . . 15
Tscherning 48

Uhland 288
Ulphilas 4
Uz 110

Velde, van der, . . . 319
Veldeck, Heinr. v., . . . 9
Volz, Hans, ... 22
Voß 211

Waldis, Burkard, . . 34. 35
Walter v. d. Vogelweide . 9
Weber, Veit, ... 20
Weckherlin 43
Weimar, Amalie Herz. v., 84. 140. 257
Weimar, Luise Herz. v., . 84
Weiße . . . 103. 112. 135
Weißer 242
Wernicke 70
Wieland . 85. 139. 180. 190
Willamov 142
Wilmsen 313
Winkelmann 168
Winkler 274. 297
Witschel 266
Wolf, Chr. Frhr. v., . . 77
Wolfram v. Eschenbach, . . 9. 14
Wyß 251

Young 100. 222

Zachariä 102
v. Ziegler und Kliphausen . 78
v. Zimmermann . . . 174
Zinkgref 70
Zollikofer 106. 176
Zschocke 314

Um uns auf dem weiten Gebiete der deutschen Literatur zurecht zu finden, theilen wir den langen Weg, den wir zurücklegen wollen, in 7 Stationen ein, die wir einzeln betrachten werden. Es sind folgende, die zuvörderst gut eingeprägt werden müssen:

Erster Zeitraum: Die älteste Zeit; bis auf Karl den Großen 768.
Zweiter Zeitraum: Von Karl dem Großen bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen, 768 — 1137.
Dritter Zeitraum: Das Zeitalter der Minnesänger: von den Hohenstaufen bis zur Thronbesteigung der Luxemburger, 1137 — 1346.
Vierter Zeitraum: Von den Luxemburgern bis zur Reformation, 1346 — 1517.
Fünfter Zeitraum: Von der Reformation bis auf Opitz, 1517 — 1618.
Sechster Zeitraum: Von Opitz bis zu Friedrich des Großen Thronbesteigung, 1618 — 1740.
Siebenter Zeitraum: Von Friedrich dem Großen bis zur neuen Zeit.

Erster Zeitraum.

Die älteste Zeit; bis auf Karl den Grossen 768.

Ob die Deutschen ein Urvolk seyen, d. i. schon seit undenklichen Zeiten in Deutschland gewohnt haben, läßt sich nicht gewiß ausmachen. Doch scheint es, als stammten sie aus Asien her. Manche Gründe lassen vermuthen, daß sie mit den Persern

Griechen und andern von einem Stamme, und daß unsere Vorfahren — wer weiß, wann? — aus Asien nach Deutschland gewandert seyen. Nach alten Sagen führte ein alter König, den sie Odin nennen, und den die Deutschen hernach vergötterten, eine Buchstabenschrift ein, die man Runen nennt, und wirklich findet man in Schweden und Norwegen noch viele alte Denksteine mit unbekannten Schriftzügen, Runensteine genannt. Aber gewiß waren es nur Wenige, welche die Kunst zu schreiben besaßen, und sehr selten mag sie geübt worden seyn; im gemeinen Leben vielleicht gar nicht, sondern wohl nur um das Andenken berühmter Männer oder Thaten auf Steinen zu erhalten.

Dagegen ist gewiß, daß die alten Deutschen viel sangen. Sie hatten viel Lieder, sowohl Schlachtgesänge als Loblieder auf ihre Helden, und sangen sie unter Begleitung von Saiteninstrumenten, vermuthlich einer Art Harfe oder Cither, ab. Ob es aber eine besondere Klasse von Sängern gegeben habe, ist ungewiß. Die alten Bewohner von Frankreich und Großbritanien hatten eine solche Sängerklasse, die sie Barden nannten. Aber von den Deutschen ist nicht ausgemacht, ob sie solche Barden hatten. Auch ist kein einziges solches Lied uns erhalten worden.

Jede deutsche Völkerschaft hatte ihre besondere Mundart. Schon früh bemerkt man zwei Hauptmundarten, eine härtere und eine weichere. Die härtere wurde von den Süddeutschen gesprochen, also in Helvetien, Schwaben, Baiern, Franken, Oestreich; die weichere in Norddeutschland. So ist es ja auch noch heute. Man höre nur, wie rauh und voll der Baier, wie fein und weich der Westphale spricht, wie bei jenem die Zischlaute vorherrschen, und wie sehr dieser sie zu vermeiden sucht. Noch mehr fällt der Unterschied auf, wenn man einen Schweizer und einen Holländer sprechen hört.

Aus diesem Zeitraum haben wir nur wenig Schriftproben übrig. Das älteste Denkmal deutscher Sprache ist aus dem 4ten Jahrhundert. Ein Bischof der Gothen Ulphilas, der in Griechenland seine Bildung erhalten hatte, wollte seinen Gothen, die bereits Christen geworden waren, die Bibel zugänglich machen, und übersetzte dieselbe in die gothische Sprache, die eine deutsche Mundart war. Wir haben die Uebersetzung bis auf

einige Lücken noch übrig. Wie verschieden die Mundarten der einzelnen deutschen Völkerschaften waren, und wie doch viele Wörter ihnen gemeinsam gehörten, sehen wir am besten, wenn wir das gothische, alemannische (schwäbische) und angelsächsische (westphälische) Vaterunser mit einander vergleichen.*)

Die andern Ueberreste aus dieser Zeit sind unwichtig. Poesie hat sich gar nicht erhalten.

---

*) S. den 2ten Theil des Lehrbuchs der Literatur, S. 2.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Grossen bis zur Thronbesteigung der Hohenstaufen, 768 — 1137.

Seit Karl dem Großen war das Volk der Franken das herrschende Volk in Deutschland. An seinem Hofe wurde deutsch gesprochen, und das war für die deutsche Sprache sehr vortheilhaft. Aber er selbst that auch ungemein viel zu Beförderung derselben. Damals redeten und schrieben die Geistlichen meist lateinisch; darum ließ er viele Schriften aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzen; er selbst lernte noch als Kaiser schreiben, berief gelehrte Männer aus dem Auslande an seinen Hof, und bildete aus ihnen eine Akademie, deren Mitglied er auch war; er stiftete viele Schulen, und die eine derselben an seinem Hofe besuchte er selbst zuweilen, lobte die Fleißigen, und schalt die Faulen; er führte durch italienische Gesangmeister einen besseren Kirchengesang ein, und da er nicht leiden konnte, wenn die Deutschen fremde Wörter in ihre Sprache mischten, so übersetzte er nicht nur dieselben, sondern gab auch den Winden und Monaten deutsche Namen. (Was würde Karl sagen, wenn er jetzt nach mehr als 1000 Jahren hörte, daß wir noch von Onkel, Tante, Cousin, Cousine, Madame, Mamsell u. s. w. reden?) Er soll sogar selbst den Versuch gemacht haben, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben, und veranstaltete eine Sammlung altdeutscher Gesänge; beide sind leider nicht mehr übrig.

Nach seinem Tode ging die deutsche Sprache wieder rückwärts. Es fehlte der große Geist, der alles zusammengehalten, alles gefördert, alles begeistert hatte. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, war ein einfältiger Mann, und konnte bei seinen Kriegen mit seinen Söhnen nicht daran denken, die Sprache weiterzubringen. Doch dauerten die errichteten Klosterschulen

fort, und in vielen Klöstern schrieben die Mönche fleißig Bücher ab, wenn sie auch keine neuen anfertigen konnten; so wurde wenigstens zum Theil das Alte und schon Vorhandene für die Nachwelt erhalten.

Von dem Zustande der Sprache unter Karl dem Großen giebt uns ein altes Gebet einen Begriff, welches von einem Kloster Weißenbrunn oder Wessebrunn im Elsaß den Namen hat.*)

Ferner haben wir eine Eidesformel übrig aus der Zeit gleich nach Ludwigs des Frommen Tode. Zwei seiner Söhne, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, hatten sich bekriegt, und versöhnten sich nun. Sie schwuren einander Freundschaft und Beistand zu, und schlossen ihren Bruder Lothar davon aus. Ludwig schwur in französischer Sprache, damit ihn Karls Leute verstehen könnten, und Karl dagegen in deutscher Zunge, um den Leuten Ludwig's verständlich zu werden: Beide enthalten denselben Sinn.**)

Ferner ist eine Formel übrig, durch welche der Täufling dem Teufel entsagt.***)

Wie schnell sich die Sprache von Jahrhundert zu Jahrhundert veränderte, sieht man aus zwei Vaterunser, beide in fränkischer Mundart. Das eine ist etwa vom Jahre 870; das andere ist etwa 150 Jahr jünger.†)

Nach dem Aussterben der Carolinger regierten sächsische und fränkische Könige. Für die deutsche Sprache scheinen sie nichts gethan zu haben; sie mußte sich selbst ihren Weg bahnen. Die Fürsten hatten der Kriege und Streitigkeiten so viel, daß sie sich um die Sprache nicht bekümmern konnten. Erst wenn große Thaten ein Volk begeistern, sucht es sie auch durch die Sprache würdig zu schildern; und solche Begeisterung fehlte noch.

---

*) Siehe den 2ten Theil des Lehrbuchs der Literatur, S. 3.

**) Die deutsche Eidesformel ebendas. S. 4.

***) Ebendas. S. 4.

†) Ebendas. S. 5.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der Minnesänger: von den Hohenstaufen bis zur Thronbesteigung der Luxemburger, 1137 — 1346.

Dies ist für die Poesie des Mittelalters der glänzendste Zeitraum. Mehrere Umstände kamen damals zusammen, die Deutschen zu begeistern. Die Kreuzzüge hatten kurz vorher angefangen. Der Gedanke, den Ungläubigen das heilige Grab zu entreißen, Güter, Bequemlichkeit, Weib und Kinder, ja das Leben daran zu geben, um Jesus Christus zu dienen, hatte sich des ganzen Abendlandes bemächtigt. Eine hohe Begeisterung für Religion flammte auf, ein romantischer, ritterlicher Geist durchglühte Alle. Bisher hatte man gekämpft der eigenen Ehre wegen; jetzt um den Preis des Himmels zu verdienen. Wer im Kampfe fiel, wurde glücklich gepriesen, für Jesus gestorben zu seyn, und wer siegreich zurückkam, wurde als Held angestaunt, und die Erzählung seiner Thaten entzückte die Jugend, die nun auch von Sehnsucht brannte, es den Vätern nachzuthun.

Dies ist *ein* Umstand, der die deutsche Nation höher hob. Ein *andrer* ist folgender: Auf den Kreuzzügen kamen die Deutschen mit den Franzosen, Spaniern, Italienern, Britten u. a. in nahe Berührung. Eine Nation wetteiferte mit der andern an Tapferkeit, und jede theilte der anderen ihre alten Sagen und Heldenlieder mit. Hier konnten die Deutschen viel lernen; denn die Franzosen namentlich hatten eine weit ausgebildetere, geschmeidigere Sprache; besonders war die Sprache der Provenzalen (in der Provence) ungemein weich und wohlklingend. Und in Frankreich gab es eine Menge von Sagen, die theils aus England, theils aus Norwegen und Dänemark, theils aus Spanien oder Italien stammten.

Ein dritter Umstand war, daß das Ritterwesen in Frankreich und Spanien viel ausgebildeter war, als in Deutschland. Wenn es darauf ankam, in den Feind einzuhauen oder Mühseligkeiten zu ertragen, so gaben gewiß die deutschen Ritter den andern in nichts nach; aber sie waren roher und ungeschlachter. Aber bei den Kreuzzügen lernten sie den edlen Rittergeist der Spanier und Franzosen kennen. Hier gehörte zu den Pflichten eines Ritters, die Frauen nicht nur zu schützen, sondern sie auch zu ehren, und so nahmen auch die deutschen Ritter die zarte Frauenliebe an, durch welche die Rohheit jener Zeit gemildert wurde.

Südfrankreich, wo die zarteste Poesie bereits herrschte, wo die Sänger — Troubadours — von Schloß zu Schloß zogen und überall hoch geehrt wurden, stößt an Deutschland, und zwar an Schwaben. Kein Wunder, daß hier zuerst die Dichtungen der Provenzalen und ihre Sagen Ansprache fanden. In Schwaben aber hatten die Hohenstaufen ihre Stammschlösser. Die ritterlichen Fürsten dieses Hauses fühlten sich begeistert von der zarten Blüthe der Dichtkunst, und begünstigten nicht nur die Sänger lieblicher Lieder, sondern dichteten und sangen auch selbst. Ihr Beispiel fand Nachahmung, und nun strebte jeder Fürst und Ritter nicht nur tapfere Thaten zu verrichten, sondern auch die Dichtkunst zu üben, oder wenigstens zu befördern. Da erklangen auf allen Ritterburgen süße Gesänge, die Rohheit schwand, die Frauen wurden zu den geselligen Kreisen der Männer gezogen, und nicht nur der starke und gewandte Ritter, sondern auch der liebliche Sänger wurde hochgeehrt. Da sah man von Schloß zu Schloß, von Hof zu Hofe die Sänger wandern, eine Harfe oder Cither in der Hand. Ueberall waren sie willkommne Gäste; man bewirthete sie, so lange sie bleiben wollten, und kein Fest wurde ohne sie gefeiert. Der Gegenstand der Lieder war meist zarte Frauenliebe; davon wurden sie Minnelieder genannt, weil Minne Liebe bedeutet, und die Dichter solcher Lieder hießen Minnesänger. Indessen wurden auch Religion, Abenteuer, tapfere Thaten und Mährchen besungen. Die meisten dieser Lieder waren also lyrisch, manche auch episch.

Nicht nur im Mittelstande standen die trefflichen Sänger auf, sondern auch die Fürsten jener Zeit griffen in die Saiten

der Harfe, und verschmähten es nicht, selbstgedichtete Lieder vor ihrem Hofe zu singen. Namentlich waren es die edlen Hohenstaufen, welche sich mit Vorliebe der Dichtkunst annahmen. Die Sänger fanden überall, aber ganz vorzüglich am Kaiserhofe, am Hofe des Landgrafen Hermanns von Thüringen auf der Wartburg, und bei Herzog Leopold dem Ehrenhaften von Oestreich, gute Aufnahme. So wurde der Stand der Sänger und Dichter ein Ehrenstand, und die Kunst der Musik und die Gabe der Poesie waren ein offener Freibrief, der auf jeder Ritterburg, an jedem Fürstenhofe den gastfreiesten Empfang verhieß.

Anfangs standen wohl die Sänger einzeln da. Jeder dichtete nach seiner Weise, und begleitete seine Lieder mit selbstgewählter Melodie. Aber nach und nach bildeten sich Sängergesellschaften (Genossenschaften), die sich über die Regeln der Kunst besprachen, und nichts gemein haben wollten mit den bloßen Volkssängern, die ihre Lieder bei den Gelagen des Volks, bei Jahrmärkten, Kirchweihfesten u. dgl. vortrugen. Diejenigen nun, welche in den Genossenschaften durch Dichtkunst und Gesang sich auszeichneten, und jüngere Sänger heranbildeten, wurden Meister, Meistersänger genannt, und ihre Lieder heißen Meistergesänge, von denen also die eigentlichen Minnesänger nur eine Klasse ausmachen. Ob auch die dichtenden Fürsten zu solchen Genossenschaften gehörten, und ob sie also auch zu den Meistersängern gerechnet wurden, ist mit Recht zu bezweifeln. Vermöge ihrer höheren Stellung mochten sie sich begnügen, ohne feste Verbindung mit andern Dichtern zu singen und zu dichten, und die sie besuchenden Sänger als liebe Gäste fröhlich zu bewirthen. So verbreitete sich über ganz Deutschland ein poetisches Leben, das Alle, die zu den höheren Ständen gehörten, lebhaft ergriff, die Rohheit der Zeit milderte, die sanftesten Gefühle des menschlichen Herzens aufregte, und ein unsichtbares Band um Alle knüpfte, die sich zu dem Sängerberufe hingezogen fühlten.

Alles, was wir aus dieser Zeit der poetischen Blüthe übrig haben, zerfällt in 4 Classen: 1. lyrische, 2. epische, 3. didaktische Poesie, 4. Prosa.

1. Lyrische Poesie.

Die meisten und schönsten lyrischen Gesänge dieser Periode sind die eigentlichen Minnelieder, in denen die Dichter ihre Freude über die Gunst einer Schönen, ihren Kummer über die Kälte derselben, ihre Bewunderung der Schönheit u. dgl. ausdrücken. Manche enthalten auch wohl das Lob der Frauen im Allgemeinen, oder sind Grüße aus der Ferne. Wir finden in ihnen den Ausdruck der zartesten Empfindung. Die berühmtesten der Minnesänger des 12ten und 13ten Jahrhunderts waren: Heinrich von Veldeck, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach (oder Eschilbach), Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Bieterolf, Reinmar der Aeltere (der Alte), Reinmar der Jüngere (von Zweter), Nicolaus Klingsohr, Gottfried von Straßburg, Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Würzburg u. a. m. Unter den Fürsten: Kaiser Heinrich VI, König Konrad der Junge (Conradino), Herzog Heinrich IV der Fromme von Breslau, Markgraf Otto mit dem Pfeile (von Brandenburg) u. a.

Ein schönes Denkmal aus jener Zeit ist der Wettgesang, der den Namen des Krieges auf der Wartburg führt. Unter den Fürsten, welche den Sängern besonders hold waren, werden besonders, wie schon gesagt, Hermann von Thüringen, der auf der alten Wartburg bei Eisenach Hof hielt, und Leopold von Oestreich genannt. Der treffliche Sänger Heinrich von Ofterdingen besang überall das Lob seines Herrn, des Herzog Leopolds, und setzte ihn über alle andere Fürsten. Das wollten die anderen Sänger, die am Hofe Hermanns lebten, nicht zugeben, und meinten, ihr Herr wäre der beste. Man verabredete daher einen Wettstreit, der 1207 auf der Wartburg stattfinden sollte. Es versammelten sich 7 Sänger, und man kam überein, daß der Besiegte aufgehenkt werden sollte, womit es indessen wohl nicht so ernstlich gemeint seyn mag. Wolfram von Eschenbach besang das Lob Hermanns. Jetzt erhob sich auch Ofterdingen, und stimmte das Lob Leopolds an. Er sang so schön, daß seine Gegner sich schon für besiegt hielten. Da öffnete sich die Thüre; die schöne Land-

gräfin Sophie trat herein, und ihr Anblick machte den Sänger so verwirrt, daß er verstummen mußte. Seine Gegner erklärten ihn also für überwunden, und wollten die Strafe an ihm vollziehen. Er aber flüchtete sich zu den Füßen der schönen Landgräfin, und umfaßte ihren Mantel. Sie nahm ihn auch in Schutz, und verlangte einen neuen Wettstreit, bei dem der jetzt abwesende Nicolaus Klingsohr Schiedsrichter seyn sollte. Im folgenden Jahre kamen die Sänger abermals zusammen, und Ofterdingen brachte seinen Freund Klingsohr, der sich am Hofe des Königs Andreas von Ungarn aufzuhalten pflegte, mit. Die Wettgesänge erhoben sich; Eschenbach sang schön, noch schöner aber Ofterdingen, den dies Mal die Gegenwart der Landgräfin noch mehr begeisterte. Alle horchten mit Verwunderung seinen Tönen zu, und als zuletzt Klingsohr ihm den Sieg zuerkannte, stimmten Alle fröhlich ein. Man ging versöhnt auseinander, und Klingsohr trug eine goldene Kette, ein Geschenk der Landgräfin Sophie, davon. Der Wettgesang ist noch übrig.

2. Epische Poesie.

In dem Zeitalter der Minnesänger hatten die Deutschen einen großen Reichthum alter romantischer Sagen, aus denen die Dichter ihren Stoff nahmen. Einige dieser Sagen waren ursprünglich deutsche Sagen, und erzählten die Thaten und Abenteuer alter deutscher Helden. Die meisten der Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts, welche diese alten Sagen erzählen, sind gesammelt in einem Buche, welches das Heldenbuch heißt. Die Sprache ist die schwäbische, dieselbe, in der alle Gedichte jener Zeit gesungen wurden. Zur Probe wollen wir nur zwei Gedichte daraus erwähnen: Gudrun und Wolfdieterich.

Das Gedicht Gudrun enthält 32 Abenteuer, die hier nicht alle erzählt werden können. Die Geschichte trägt sich im Norden zu: in Irland, Dänemark, Helgoland u. s. w. Hier nur der Anfang des Gedichts bis zum 6ten Abenteuer.*) Sigeband

*) Aus Kunischs Handbuch der deutschen Sprache.

in Eyerland (Irland?) vermählt sich mit einer Fürstentochter aus Norwegen. Sie bekommt einen Sohn, den er Hagene nennt. Bei einem Turniere raubt ein Greif den jungen Hagen, und trägt ihn durch die Lüfte in das Nest zu seinen Jungen, deren einem der Knabe entfällt. Befreit kommt er glücklich zu drei königlichen Jungfrauen, welche, auch von Greifen entführt, in einer Höhle wohnen und sich von Wurzeln nähren. Hagen bekommt eine übermäßige Stärke. Ein Schiff kommt in die Nähe, und nimmt die Entführten auf ihre Bitte an Bord. Der in sein Vaterland zurückgekehrte Hagen vermählt sich mit Hilde, und erhält von ihr eine Tochter, die auch Hilde genannt wird, und die er keinem geben will, der schwächer ist als er. König Hettel von Hegelingenland (Helgoland) läßt um die Hand der jungen Hilde werben. Er schickt drei Gesandte hin: Wate, Horant und Frute, die sich für Kaufleute ausgeben, und von Hagen gut aufgenommen werden. Horant, der ein trefflicher Sänger ist, weiß sich durch seinen Gesang bei der jungen Hilde Eingang zu verschaffen, und nachher gelingt es den Gesandten, Hilden zu entführen, u. s. w.

Andere Gedichte dieser Zeit enthalten Sagen von K a r l d e m G r o ß e n u n d s e i n e n P a l a d i n e n (Rittern). Diese Sagen stammen alle aus Frankreich, und erzählen die ungeheuren Thaten, welche Karl und seine Ritter verrichteten, und die Abenteuer, die sie bestanden. Die wahre Geschichte ist dabei nicht berücksichtigt; das ist aber auch bei einem Gedichte nicht nöthig; der Dichter geht seinen eigenen Gang. Vorzüglich werden Karls Kämpfe mit den Ungläubigen besungen. Eines der zartesten Gedichte aus diesem Sagenkreise ist das von F l o s u n d B l a n k f l o s (Flore und Blantscheflur) von Konrad von Flecke. Flos war der Großvater, Blankflos die Großmutter Karls des Großen. Ihre Geschichte ist folgende: Blankflos, die Tochter einer christlichen Gräfin in Frankreich, wird auf einer Wallfahrt von den Leuten eines heidnischen Königs in Spanien geraubt, und an den Hof desselben gebracht. Flos, der Sohn dieses Königs, faßt innige Liebe zu Blankflos und sie zu ihm. Mit den Jahren wächst die Liebe. Als der König dies entdeckt, ist er so aufgebracht, daß er kaum zurückgehalten werden kann, die kleine Blankflos umzubringen. Er schickt aber seinen Sohn

zu entfernten Verwandten, und verkauft unterdessen die Blankflos an Kaufleute, die sie über das Meer nach Babylon führen, wo der Amiral (Fürst) sie als Sclavin kauft, und in einen festen Thurm sperrt. Als Flos nach Hause kommt, wird ihm erzählt, seine Gespielin sey indessen gestorben. Man zeigt ihm sogar ihr vermeintliches Grab, und erst, als er sich aus Traurigkeit das Leben nehmen will, entdeckt ihm seine Mutter die Wahrheit. Sogleich beschließt er, die Entführte aufzusuchen. Sein Vater beschenkt ihn vor der Abreise mit einem Zauberbecher, die Mutter mit einem Zauberring, der die Kraft hat, daß der, welcher ihn trägt, nicht getödtet werden kann. Nach langem Suchen und Fragen erfährt er, daß sie beim Amiral in Babylonien sey, und reist hin. Hier giebt er sich bei dem Thurmwächter anfangs für einen fremden Kaufmann aus, gewinnt ihn durch Geld, und entdeckt ihm nun seine wahre Absicht. Es gelingt ihm, ihn zu bewegen, daß er ihn, in einem Blumenkorbe versteckt, in den Thurm bringt. Welche Freude, als sich die beiden jungen Leute wiedersehen! So verleben sie mehrere glückliche Tage. Plötzlich tritt der Amiral herein. Außer sich vor Zorn, befiehlt er sie zu binden. Er läßt sie vor die versammelten Großen bringen, und verlangt, daß sie erst verbrannt und dann — enthauptet werden. Aber einer der Herzöge nimmt sich ihrer an, und spricht für sie. Endlich wird der zornige Amiral durch die gegenseitige Liebe der beiden Kinder gerührt, und schenkt ihnen das Leben. Flos und Blankflos werden vermählt, kehren nach Spanien zurück, Flos wird König und Christ, und beide werden 100 Jahre alt. Dann sterben sie zu derselben Stunde, und werden mit einander in Ein Grab gelegt.

Ein dritter Sagenkreis, der von König Artus und den Rittern der Tafelrunde, ist brittischen, oder vielmehr wallisischen Ursprungs. Im 6ten Jahrh. lebte in Wales in England ein König Artus, an dessen Hofe sich 24 der tapfersten Ritter der Zeit versammelten, und da er sie alle gleich liebte, so ließ er für sie eine runde Tafel machen, damit keiner sich besonders geehrt glauben möchte. Diese Ritter zogen in der Welt umher, verrichteten große Thaten, bestanden mannichfache Abenteuer, halfen jedem Bedrängten, und wehrten jedem Unrecht. An festlichen Tagen kamen sie bei dem Könige an der runden

Tafel zusammen. Mehrere Dichter haben die Thaten einzelner dieser Ritter besungen. Eines der lieblichsten ist Tristan und Isolde von Gottfried v. Straßburg. Der Inhalt ist kurz folgender: Der König Mark von Cornwal schickt seinen Neffen, den jungen Tristan, nach Irland, um dort für ihn um die schöne Königstochter Isolde zu werben. Tristan ist in seiner Bewerbung glücklich, und soll die Braut des Oheims nach Cornwal geleiten. Beim Abschiede giebt die Mutter ihrer scheidenden Tochter einen Trank mit, der die Kraft hat, die schwindende Liebe in dem, welcher ihn trinkt, wieder zu erzeugen. Unterwegs bereiten sich Tristan und Isolde einen Kühlungstrank. Unglücklicherweise aber verwechseln sie das Gefäß, und trinken jenes Getränk. Sogleich entbrennt in beiden eine heftige Liebe gegen einander, die trotz aller nachherigen Leiden nicht wieder gestillt werden kann, und sie bis in den Tod begleitet. Mark, der anfangs sehr erzürnt ist, erfährt zuletzt die Veranlassung des Unglücks, erkennt ihre Unschuld, und läßt auf ihr gemeinschaftlich Grab eine Rose und eine Weinrebe pflanzen.

Mit den Sagen von König Artus und der Tafelrunde hängt die Sage vom heiligen Graal zusammen. Der heilige Graal ist das Gefäß, aus welchem Jesus den Wein des Abendmahls spendete. Joseph v. Arimathia fing darin das Blut auf, das der Seite Jesu entfloß, verrichtete damit auf seinen Reisen viele Wunder, und kam damit auch nach England. Unter seinen Nachkommen ging der Graal verloren, und darum stiftete des Artus Vater den Orden der Tafelrunde. Die dazu gehörenden Ritter mußten schwören, das heilige Gefäß wieder aufzusuchen, und es zu bewahren. Endlich gelingt es dem Titurel, einem französischen Königsohne von großer Tugend und Tapferkeit. Engel bringen ihn in Spanien in einen für jeden Andern unzugänglichen Wald, und deuten ihm an, daß er hier, auf einem Berge, ein Schloß und einen Tempel bauen sollte, und als der letztere fertig ist, senkt sich der heilige Graal vom Himmel herab, und Titurel wird zum Hüter des heiligen Graals auserkohren. Auch seine Nachkommen behalten die Aufsicht darüber. Aber endlich begehen die Menschen der Abendländer so viele Sünden, daß sie nicht mehr werth sind, das Heiligthum zu besitzen. Darum führt Parzifal, der Urenkel des Titurel,

den Graal nach Indien, und auch der Tempel wird von unsichtbaren Händen aufgehoben, und nach Indien versetzt, wo die Ritter der Tafelrunde ihn noch bewachen; aber niemand kann seitdem den Zugang dazu finden. Die Sagen von den Thaten Titurels und Parzifals hatte ein provenzalischer Dichter besungen. Sein Werk bearbeitete Wolfram von Eschenbach in schwäbischer Sprache, und so entstanden zwei ungeheure Gedichte: Titurel und Parzifal, die wir noch übrig haben. Jenes enthält beinahe 44,000, und dieses an 25,000 Zeilen.

Zwar nicht an Umfang, wohl aber an Werth ist weit bedeutender das Lied der Nibelungen. Unter Nibelungen ist ein altburgundischer Heldenstamm zu verstehen. Das große Gedicht, unstreitig das beste aus dieser Zeit, besteht aus 3 Theilen: der Nibelungen Noth, Chriemhildens Rache und die Klage. Die letztere ist offenbar der schlechteste Theil und von einem andern Verfasser. Wer der Verfasser der Nibelungen sey, ist unbekannt; gewöhnlich hält man Heinrich von Osterdingen dafür.

3. Didaktische Poesie.

Gegen Ende dieses Zeitraums, also ums Jahr 1300, fingen die Dichter an, sich zur didaktischen Poesie hinzuneigen. Man dichtete nicht nur eigentliche Lehrgedichte, die auch schon früher da gewesen waren, sondern brachte auch in andern Poesien Lehren und Betrachtungen an. Hier reden wir nur von den Gedichten, die ihrem ganzen Inhalte nach in den Kreis des Lehrgedichts fallen.

1) Meister Freidanks Bescheidenheit. Freidank oder Frigedank ist wohl nicht der Name des Dichters, sondern bezeichnet den Inhalt, freie Gedanken. Das Gedicht enthält eine Menge Gnomen, und wurde mehrere Jahrhunderte lang sehr geschätzt und viel gelesen.

2) König Tyro von Schotten an seinen Sohn Friedebrand enthält eine Unterredung des Königs mit seinem Sohne über Lebensweisheit und Sittlichkeit.

3) Der Winsbeke und die Winsbekin. In einem herzlichen, recht gemüthlichen Tone richtet zuerst der Vater Er=

mahnungen an seinen Sohn, und dann die Mutter an ihre Tochter. Auch dies Gedicht ist in dialogischer Form.

Auch gehören hierher zwei Gedichtsammlungen:

1) Der Renner, von Hugo von Trymberg. Dieser Mann war ums Jahr 1300 Schullehrer in der Nähe von Bamberg, las viel, und schrieb, was ihm gefiel, in ein Buch zusammen, das er den Renner nannte; es sollte, sagt er, den andern Büchern gleichsam nachrennen, und erzählen, was sie enthielten. In buntem Gemisch findet man hier Fabeln, Schwänke, Erzählungen, Betrachtungen, Schilderungen u. s. w.

2) Der Edelstein, gedichtet von Bonerius. Boner war bald nach dem Jahre 1300 Predigermönch in Bern. Er dichtete hundert Fabeln und Erzählungen, die er unter dem Namen des Edelsteins herausgab.

4. Prosa.

Von dieser ist nichts weiter zu sagen, als daß sie weit hinter der Poesie zurückblieb. Die Deutschen jener Zeit scheinen nicht viel in Prosa geschrieben zu haben. Was sich von da erhalten hat, sind nur Gesetzsammlungen einzelner Städte und Länder, und einige Kanzelreden. Die letzteren zeigen, daß die Prosa damals ausgebildeter war, als man nach jenen Gesetzsammlungen glauben sollte.

Vierter Zeitraum.

Von den Luxemburgern bis zur Reformation, 1346 — 1517.

Von der Poesie dieses Zeitraums ist nicht viel erfreuliches zu sagen. Die schöne Blüthe, in welcher sie zu den Zeiten der Hohenstaufen stand, fing schon gegen Ende des vorigen Zeitraums an zu vertrocknen, und fiel endlich in dieser fast ganz ab. Die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung sind besonders folgende:

1) Die Kreuzzüge waren vorüber; selbst die Züge nach Italien hörten auf, und so fehlte es den Deutschen an jeder großen Unternehmung, welche die Nation hätte begeistern können. Kriege gab es zwar genug, aber das waren meist nur Fehden unter Fürsten, Städten und Edelleuten, wodurch die Nation nur noch mehr verwildert wurde. Das Faustrecht war allgemein, und die meisten Kaiser fühlten sich zu schwach, um diesem Unwesen zu steuern. Wer aber seines Lebens, seiner Freiheit und seines Eigenthums nicht sicher ist, verliert auch die Lust an den das Leben erfreuenden Künsten.

2) Unter den Hohenstaufen hatten die Fürsten die Dichtkunst begünstigt und selbst gedichtet. Aber als dies erlauchte Geschlecht ausgestorben war, nahm sich kein Fürst mehr der Dichter an. Die Edelleute, auf deren Burgen sonst die Töne der Harfe die Gesänge der Dichter begleitet hatten, hatten allen Sinn dafür verloren. Die Saiten schwiegen, die Sänger fanden sich nicht mehr ein, weil die gastliche Aufnahme fehlte. Die Ritter brachten ihre Zeit mit Fehden, Turnieren, Jagden, Trinkgelagen und Räubereien zu; die Sitten verwilderten zu-

sehens, und aller Sinn für das Geistige schien verloren. Zwar war Kaiser Karl IV. ein gelehrter und den Künsten holder Herr; aber ihm lag mehr daran, die böhmische Sprache als die deutsche emporzubringen, und durch die Stiftung der Universität Prag nutzte er wohl den Wissenschaften, aber nicht der Poesie und Sprache.

3) Was der Adel und die Fürsten nicht mehr thaten, hätten jetzt die Gelehrten thun können. Denn seit Kurzem war in Deutschland ein wissenschaftlicherer Geist entstanden. Man legte Bibliotheken an, man studirte in Italien und in Paris, und endlich wurden auch nach dem Beispiel von Prag mehrere Universitäten in Deutschland angelegt. Aber unglücklicherweise bildeten sich die Gelehrten ein, sie vergäben ihrer Gelehrtenwürde etwas, wenn sie nicht lateinisch schrieben, und sich um die deutsche Sprache bekümmerten. Schrieben sie ja einmal deutsch, so war ihre Sprache so schlecht, daß Niemand in Versuchung gerieth, sich danach bilden zu wollen.

4) Schon gegen Ende des vorigen Zeitraums hatte die Poesie eine didaktische Richtung genommen. Das nahm jetzt noch mehr überhand. Es schien, als wenn die Dichtkunst nicht mehr dazu bestimmt wäre, zu vergnügen und zu erheben, sondern nur gute Lehren und Betrachtungen mitzutheilen. Dadurch verlor sie aber ganz ihre lebendige Frische; sie wurde so trocken und mechanisch, daß man fast nur noch gereimte Prosa zu sehen bekam.

Die Dichtkunst that also in diesem Zeitraume einen merklichen Rückschritt. Nicht so die Prosa. Eben weil der Aufschwung der Phantasie verschwunden war, bildete sich der Verstand desto mehr aus. Die vielen Streitigkeiten zwischen Städten, Edelleuten und Fürsten machten das Niederschreiben der Gesetze und Rechte nöthig. Ferner wurden Romane und Novellen geschrieben; denn das Bedürfniß, sich durch Lesen zu unterhalten, war nicht erstorben, und da die alten Gedichte nicht mehr dem Geschmacke der Zeit zusagten, so verwandelte man die Dichtungen des Heldenbuches, die Sagen von Karl dem Großen und König Artus in Prosa-Erzählungen.

Die Literatur dieses Zeitraums wollen wir in fünf Klassen theilen: 1) in die lyrische, 2) epische, 3) dramatische, 4) didaktische Poesie, 5) in Prosa.

1. Lyrische Poesie.

Nachdem die höhern Stände aufgehört hatten, sich mit Dichtkunst zu beschäftigen, kam diese in die Hände der Handwerker. Auf der einen Seite war es löblich, daß Handwerker mit Gesang und Musik ihre Mußestunden ausfüllten, statt Bierhäuser aufzusuchen; aber die höhere Weihe der Poesie mußte natürlicherweise Leuten fehlen, denen Sachkenntnisse und Geistesbildung abgingen, und die aus ihrer niedern Sphäre zu einer höheren Lebensansicht sich nicht wohl erheben konnten. Die Begeisterung der Minnesänger war demnach gänzlich verschwunden, und die Poesie sank zu einer bloßen Reimerei und Sylbenstecherei herab. So wie diese Handwerker ihr Geschäft zunftmäßig trieben, so traten sie auch als Sänger in Zünfte oder Gesellschaften zusammen. So wie jeder in verschiedenen Stufen zum Meister aufsteigen mußte, um sein Handwerk zu treiben, so mußten auch die, welche Meistersänger werden wollten, von unten anfangen. Man pflegt daher diese Leute, welche die Dichtkunst zunftmäßig, wie ein Handwerk, betrieben, Meistersänger zu nennen, um sie dadurch von den Minnesängern zu unterscheiden. Indessen ist der Name nicht ganz passend, weil auch die Minnesänger Meistersänger genannt wurden, wenn sie zu einem Sängervereine gehörten.

Ob ein Lied gut sey, wurde nicht nach dem Inhalte, dem poetischen Werthe, entschieden, sondern nach der Tabulatur. Darunter verstand man eine Sammlung vieler Fehler, die ein Dichter und Sänger zu vermeiden hätte, z. B. die Abkürzung eines Worts, das Anhängen einer Sylbe, das Einschalten eines unnöthigen Buchstabens: han statt haben, Herze statt Herz, Gelauben statt Glauben, u. s. w. Enthielt nun ein Lied nichts, was in der Tabulatur verpönt war, so war es löblich, sein Inhalt mochte noch so unpoetisch, sein Versbau noch so steif seyn. Wer zu einer Sängerzunft gehörte, hieß ein Gesellschafter; wer die Tabulatur noch nicht recht verstand,

ein Schüler; wer sie ganz auswendig wußte, ein Schulfreund; wer einige Melodien singen konnte, ein Singer; wer nach den Melodien Anderer Gedichte machte, ein Dichter; wer aber selbst eine Melodie und eine eigene Versart erfand, ein Meister. Solche Versart oder Ton erhielt oft vom Erfinder den Namen, z. B. Hans Vogels frischer Ton, Barthel Regenbogens kurzer Ton, Jobstens Kreuz- und Querton; oder sie erhielt sonst eine sonderbare Benennung, z. B. Apollinis Harfenweis, Cupidinis Handbogenweis, Clio's Posaunenweis, u. s. w. In mehreren Städten, namentlich in Mainz, Frankfurt am Mayn, Würzburg, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Colmar, auch in Zwickau und Prag, waren Singschulen, d. i. Versammlungen, um sich im Singen und Dichten zu üben. Diese wurden für gewöhnlich in Wirthshäusern gehalten. Doch an Sonn- und Feiertagen kam man auch wohl nach dem Nachmittagsgottesdienste in einer Kirche zusammen. Einer der vier Merker (Vorsteher) kündigte eine solche Versammlung mehrere Tage vorher durch ausgehängte Tafeln an. Kein Gesellschafter durfte ohne hinreichende Entschuldigung fehlen. An der Kirchenthüre wurde in eine Büchse Geld gesammelt, um davon die Ausgaben der Gesellschaft zu bestreiten. In der Mitte der Kirche war ein Gerüst, auf welchem die vier Merker saßen, das Gemerke; gegenüber ein zweites, kleineres Gerüst, in Form einer Kanzel, der Singestuhl, für den Sänger bestimmt. Nun fing das Freisingen an, d. i. jeder hatte die Erlaubniß, irgend ein Lied der Versammlung vorzutragen. Dann folgte der Chor aller Meister. Endlich kam das Hauptsingen. Dies war ein Wettgesang. Jeder Theilnehmer mußte dazu den Text aus der Bibel wählen, und Buch und Capitel angeben. Die vier Merker entschieden, wer am besten gesungen hätte. Jeder von ihnen hatte auf einen besondern Umstand zu merken: der eine gab Acht, ob der Inhalt mit dem Bibeltexte übereinstimmte; der zweite, ob die Gesangregeln genau beobachtet würden; der dritte achtete auf die Reime; der vierte auf die Melodie. Der Sieger wurde der König-Davidgewinner genannt, weil er eine silberne Kette mit einer Medaille erhielt, auf welcher David mit der

Harfe abgebildet war. Der, welcher den zweiten Preis errang, bekam einen Kranz von gemachten Blumen. Beide durften bei der nächsten Versammlung mit auf dem Gemerke sitzen. Viele solche Gesänge sind noch übrig, liegen aber meist in Bibliotheken ungedruckt aufbewahrt, und verdienen auch nicht der Nachwelt anders hinterlassen zu werden, als um an ihnen zu sehen, wie sehr der wahre poetische Geist diesen gutmeinenden Leuten fehlte. Dabei machten sie keinen Unterschied zwischen kurzen und langen Sylben, und waren schon zufrieden, wenn nur der Reim paßte; der Rhytmus fehlte also den meisten dieser Lieder; es waren nur sogenannte Knittelverse.

Besser sind die Kriegs- und Siegslieder, und an Kriegen fehlte es damals nicht. Indessen bemerkt man auch an ihnen den großen Rückschritt, den die Poesie gemacht hatte. Sie enthalten wenig mehr als gereimte Prosa. Die berühmtesten sind von Veit Weber, einem Schweizer, der mit seinen Landsleuten gegen Karl den Kühnen, Herzog v. Burgund kämpfte, und die erfochtenen Siege bei Granson, Murten und Nancy*) besang.

2. Epische Poesie.

Auch die epische Poesie, die schon in der letzteren Zeit der vorigen Periode gesunken war, sank in dieser zusehens. Zwar hatte das Volk immer noch Freude an den alten Sagen; aber man hatte nicht Geist oder Kraft genug, etwas Neues hervorzubringen. Es waren die alten Sagen des Mittelalters, die unter einer erneuerten Gestalt, z. B. selbst als Prosaromane, dem leselustigen Publicum dargeboten wurden.

Das berühmteste und trefflichste epische Gedicht dieser Zeit ist Reineke Fuchs. Es ist ursprünglich lateinisch geschrieben, und zwar von einem unbekannten Dichter in Lothringen, ums Jahr 900. Dies wurde nun nicht wörtlich ins Deutsche übersetzt, sondern auf eine recht geistreiche Weise frei bearbeitet. Der Verfasser die-

*) S. mein Lehrbuch d. Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. 4te Ausg., Band 2, S. 259 und 260.

ser freien Bearbeitung war Nicolaus Baumann, der 1526 als Professor in Rostock starb. Vorher war er Rath des Herzogs von Jülich gewesen, und hier durch Hofränke in Ungnade gefallen. Vermuthlich um sich durch Spott zu rächen, dichtete er dies episch = satyrische Gedicht, in welchem er unter dem Bilde der Thiere das ränkevolle Hofleben schildert. Um aber als Verfasser nicht in Verdrießlichkeiten zu gerathen, setzte er den Namen eines Heinrich von Alkmar vor, der bei dem Herzog René von Lothringen Hofmeister gewesen sey, aber wahrscheinlich nie gelebt hat. Baumann dichtete in plattdeutscher Sprache, und nannte sein Gedicht: Reynke de Voß. Nachmals wurde es öfters ins Hochdeutsche übersetzt, neuerlich von Göthe. Der Inhalt ist kurz folgender: der Fuchs (Reineke), ein verschmitzter, boshafter Höfling, richtet überall Unheil an, und macht sich die übrigen Thiere durch seine Räubereien, wie durch seine Schadenfreude, zu Feinden. Der Dachs (Grimbart), der Bär (Braun), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Hase (Lamp), der Wolf (Isegrimm), der Hahn (Henning), seiner vielen Teufeleien müde, verklagen ihn nach einander bei dem Könige, dem Löwen (Nobel). Aber Reineke stellt sich ganz unschuldig, und lügt sich endlich so heraus, daß Nobel, statt ihn zu bestrafen, ihn mit vielen Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen entläßt. Reineke kehrt darauf, mit dem Vorsatz, es nun erst recht arg zu machen, nach seiner Burg Malepartus zurück, und erzählt seiner Frau und seinen Kindern seine Schelmstreiche.

Noch ein Heldengedicht müssen wir erwähnen, das am Ende dieses Zeitraums entstand: den Theuerdank, oder, wie eigentlich der Titel lautet: die Geuerlichkeiten und einstheils der Geschichten des löblichen, streytparen und hochberümbten Helds und Ritters Herr Thewrdanckhs. Theuerdank ist nicht Name des Helden, sondern bezeichnet einen Mann, der seinen Sinn auf theure (abenteuerliche) Gedanken richtet. Verfasser ist Melchior Pfinzing, Geheimschreiber am Hofe Kaiser Maximilians, gestorben 1535. Ohne Zweifel hat der Kaiser großen Antheil an dem Buche, vielleicht sogar den Plan dazu entworfen. Es enthält eine Art von Jugendgeschichte

Maximilians. Der Dichter erzählt, wie Theuerdank (Maximilian) sich um die Hand der Maria v. Burgund bewirbt, die er aber nur durch Bestehung vieler Abenteuer erlangen kann. Er zieht aus in Begleitung des Ruhms. Drei Staatsbeamte Maria's, das jugendliche, das Jünglings- und das männliche Alter, legen ihm viele Gefahren in den Weg. Er aber überwindet sie alle, und erreicht glücklich den burgundischen Hof, wo er noch sechs Ritter im Tourniere besiegt, und die drei Staatsbeamten, vom Ruhme auf Tod und Leben angeklagt, zum Tode verurtheilt werden. Zuletzt zieht Theuerdank, auf das Geheiß Mariens, zu einem Kreuzzug aus. Viel poetischen Werth hat das etwas langweilige Gedicht nicht.

3. Dramatische Poesie.

Bis zu der Zeit, von der wir hier sprechen, hatten die Deutschen keine dramatische Dichtkunst. Es gab zwar schon im Zeitalter der Hohenstaufen Leute, die man Mimen (Schauspieler) nannte; sie führten aber keine Schauspiele auf, sondern zogen von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof, um bei Hochzeiten oder andern Feierlichkeiten allerhand Possen zu reißen, zu singen, zu tanzen, zu declamiren u. dgl. Die erste Spur von dramatischen Stücken geben die Mysterien. Das waren kleine Schauspiele, deren Stoff aus der Bibel genommen war, und sie wären offenbar die ersten dramatischen Versuche unsrer Literatur, wenn sie nicht in lateinischer Sprache aufgeführt worden wären.

Während der sogenannten Fastenzeit pflegte man sich mit allerhand Mummereien und Scherzen zu vergnügen. Man verkleidete sich, und zog so in Gesellschaft bei seinen Bekannten umher, um sie zu necken. Daraus entstand, indem man die angenommene Rolle durchzuführen suchte, eine Art von Drama, welche man das Fastnachtsspiel nannte. Die ersten wurden ohne Zweifel aus dem Stegereif aufgeführt. Die ersten, die aufgeschrieben worden zu seyn scheinen, sind die von zwei Bürgern in Nürnberg: dem Barbier Hans Volz und dem Wappenmaler Hans Schnepper, genannt Rosenplüt.

Daß diese ersten Versuche dramatischer Poesie höchst unvollkommen sind, braucht nicht erst gesagt zu werden. Sie enthalten zwar manchen guten Witz, und werfen manches Licht auf den Zustand der damaligen Sitten, sind aber auch voll von Plumpheiten und Gemeinheiten, die jetzt kaum noch der Gallerie gefallen könnten.

4. Didaktische Poesie.

Die Dichter dieses Zeitraums hatten eine besondere Vorliebe für didaktische Dichtung; darum ist um so mehr zu verwundern, daß auch hier nichts Vorzügliches geleistet wurde. Am meisten geschah noch für die Satyre. Sehr natürlich; denn gegen Ende des 15ten Jahrhunderts war der große Uebergang vom Dunkel zum Licht. Die Buchdruckerkunst war erfunden, und machte eine Menge von Kenntnissen allgemeiner; Amerika wurde entdeckt, der Weg nach Ostindien aufgefunden, alles Umstände, welche die Bildung rasch förderten. Wenn aber Aberglauben und Geistesfinsterniß in Aufklärung übergeht, so entsteht jedes Mal ein Kampf zwischen denen, die begierig sich an dem Lichte der neuen Erkenntniß wärmen, und denen, welche das Licht blendet, und die behaglich in dem alten Geistesschlummer bleiben wollen. So auch hier. Die Freunde der Aufklärung bekämpften ihre Gegner durch Ernst und Spott, und so konnte es nicht fehlen, daß die Literatur Satyren hervorbrachte, welche die Anhänglichkeit am Alten bestrafen.

Das ausgezeichnetste satyrische Gedicht dieser Zeit ist das Narrenschiff oder das Schiff aus Narragonien von Sebastian Brand, der 1520 als Syndikus und Rath in Straßburg starb. Der Verfasser nimmt eine Insel Narragonien an, auf welche er Narren aller Art zu Schiffe bringt. Jeder Narrheit ist ein besonderes Capitel gewidmet, deren das Gedicht 113 hat. Die Satyre ist nicht scherzhaft, sondern ernst und bitter; der Dichter lacht nicht über die Thorheiten seiner Zeit, sondern er schilt und tadelt. Sind seine Bemerkungen wohl richtig, so fehlt es doch dem Gedichte an eigent-

licher Poesie. Einzelne witzige Gedanken abgerechnet, finden wir nur gereimte Prosa.

5. Prosa.

Zuerst gehören hierher die Ritter- und Volksromane. Meist waren es die Sagen von Artus und seiner Tafelrunde und anderen, die ihres poetischen Gewandes entkleidet und den Zeitgenossen in Prosa aufgetischt wurden. Tristan und Isolde und ähnliche Sagen wurden besonders begierig gelesen.

Eine zweite Klasse von Romanen waren Uebersetzungen und Bearbeitungen französischer Romane. Manche derselben werden noch heute vom gemeinen Manne gelesen und auf Jahrmärkten feil geboten, z. B. die schöne Melusine, der Fortunatus.

Selten brachte diese an eigenen Erzeugnissen arme Zeit ein ganz neues, nationaldeutsches Werk hervor. Eins der Art ist der bekannte Tyll Eulenspiegel. Er war ein lustiger Bauer, im Braunschweigschen in der Nähe von Schöppenstädt geboren, lebte in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, und starb im Städtchen Möllen, unweit Lübeck, wo man noch seinen Grabstein zeigt, den das Bild eines Spiegels und einer Eule ziert. Er zog nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien und Polen umher, machte überall närrische, aber sinnreiche Streiche, und scheint ein kluger und witziger Kopf gewesen zu seyn. Die Erzählung seiner Abenteuer fällt erst in diesen Zeitraum; wer aber der Verfasser war, ist ungewiß. Wahrscheinlich war das Buch zuerst plattdeutsch geschrieben.

Auch fing man in diesem Zeitraume an, Geschichtswerke in deutscher Sprache niederzuschreiben. Früherhin hatte man sich meist der lateinischen Sprache dazu bedient; denn es waren fast nur Mönche, welche die Geschichte aufzeichneten, und sie verstanden die lateinische besser, als die deutsche. Einige hatten auch wohl Geschichte in Versen geschrieben. Aber nun fing man nach gerade an, auch die deutsche Prosa für ausgebildet genug zu halten, um sich in ihr angenehm auszudrücken.

Noch ein Werk muß hier genannt werden, das weder eigentliche Geschichte enthält, noch auch ein Roman genannt werden kann, sondern die Mitte zwischen beiden hält: der Weiß-Kunig, gewissermaßen ein Gegenstück zum Theuerdank. Kaiser Maximilian I gab einst seinem Secretär Treitzsauerwein von Ehrentreitz den Auftrag, seine (Maximilians) Geschichte, besonders seine Jugend- und erste Regierungsgeschichte, niederzuschreiben, ohne aber die darin vorkommenden Personen bei ihren Namen zu nennen. So wird darin der Kaiser selbst der Weiß-Kunig d. i. der weise König genannt.

Endlich müssen noch die geistlichen Reden erwähnt werden, welche der berühmte Mystiker Johann Tauler im 14ten Jahrhundert hielt. Er war in Straßburg geboren, wurde Dominicanermönch, und brachte den größten Theil seines Lebens in seiner Vaterstadt zu, wo er auch 1361 als Prediger starb. Die damalige Art zu predigen genügte ihm nicht. Man sprach mehr über äußere Gebräuche, als über das, was den Verstand belehren, das Herz bessern und das Gemüth beruhigen soll. Das mißfiel seinem zur Frömmigkeit und poetischen Begeisterung geneigten Gemüthe. Mit der ganzen Gluth seiner Gefühle wandte er sich zu den Quellen, aus denen eine genauere Erkenntniß von Gott hervorfließt: zu den Evangelien. Dabei studirte er auch die Werke der Bischöfe der ersten Jahrhunderte. Wäre er ein ruhig untersuchender Kopf gewesen, so würde ihn diese Art, Gottes Willen zu erkennen, auf den richtigen Weg geleitet haben. Aber die Lebhaftigkeit seiner Phantasie ließ ihn glauben, daß Gott dem, der sich ganz in ihn versenke, eine höhere Offenbarung im Innern des Gemüthes ertheile, und so folgte er denn seiner Neigung zum Beschaulichen und Mystischen, indem er seinen aufgeregten und religiösen Gefühlen mehr nachhing, als auf die Eingebungen der Vernunft hörte. Ungeachtet dieser bei lebhaften, frommen Gemüthern so leicht vorkommenden Verirrung sind seine Vorträge sehr beachtenswerth. Mit ungemeiner Kraft und Lebendigkeit, ungeheuchelter Frömmigkeit, fester Ueberzeugung und großer Klarheit sprach er von der Kanzel über die

großen Wahrheiten von Gott, von seiner Liebe zu den Menschen, von der Einigkeit mit Gott, von der Vergänglichkeit alles Irdischen, und der Seligkeit eines ganz auf das Ewige gerichteten Gemüths. Indessen müssen wir nicht vergessen, daß seine Schriften und Predigten, so erbaulich sie auch für seine Zeit waren, für unsere Zeit, wo wir den Sinn der Evangelien richtiger zu erkennen im Stande sind, nicht mehr sich eignen.

Fünfter Zeitraum.

Von der Reformation bis auf Opitz, 1517 — 1618.

Im vorigen Zeitraume war die vaterländische Poesie immer mehr verfallen. Die Deutschen brachten wenig von Bedeutung hervor. So war es auch in diesem 5ten Zeitraume. Es war nichts da, was den Geist der Dichter aufregen konnte, keine große Unternehmung nach außen, keine Großthat im Innern, kein Held, der die Augen Aller auf sich gezogen hätte. Zwar fällt die Reformation in den Anfang dieses Zeitraums; aber die Kämpfe und Streitigkeiten, die daraus hervorgingen, und Deutschland in zwei große Hälften theilten, waren so wenig erfreulicher Art, daß eher ein Mißbehagen, als eine Begeisterung entstand. Jeder, der als Freund oder als Feind lebhaft an der Reformation Theil nahm, mußte alles aufbieten, durch Gründe für seine Meinung seine Gegner niederzuschlagen, so daß nur der Verstand in Thätigkeit gesetzt wurde, die Phantasie aber nicht Zeit hatte, sich dabei zu entwickeln. Diese Spannung zwischen beiden Partheien dauerte auch nach Luthers Tode fort; mißtrauisch und gerüstet standen sie einander gegenüber, und Keiner hatte recht Zeit und Lust, sich den Ergötzlichkeiten der Poesie hinzugeben. Es war eine ernste Zeit, die mehr den Verstand, als das Gefühlsvermögen, in Anspruch nahm. Daher war es sehr natürlich, daß die Prosa größere Fortschritte machte, als die Poesie.

Auch das hielt das Fortschreiten der Literatur auf, daß weder, wie im Mittelalter, die Fürsten und der Adel, noch die Gelehrten sich viel mit der deutschen Sprache befaßten, und andere gebildete Stände gab es ja damals nicht. Den

Gelehrten war es unter ihrer Würde, anders als lateinisch zu schreiben, und wenn sie sich ja einmal so weit herabließen, sich der deutschen Sprache zu bedienen, um vom Volke verstanden zu werden, so war ihr deutscher Ausdruck in der Regel so schlecht, daß man ihm die wenige Uebung, die sie darin hatten, bald ansah. Von den niedrigen Ständen war aber nicht viel zu erwarten.

So sah es im Allgemeinen aus. Indessen haben sich einzelne Männer allerdings durch wohlklingende Dichtungen und kräftige Prosa ausgezeichnet. Oben an steht Martin Luther, der nicht nur als Begründer der Reformation, sondern auch als kräftiger, tieffühlender Dichter und als gewandter Prosaist unsere Bewunderung verdient. Er mußte mit der ganzen Kraft seines Verstandes gegen seine Gegner ankämpfen; wie konnte es anders seyn, als daß alle Kräfte seines hohen Geistes vielfach angeregt und ausgebildet wurden. Er mußte, indem er für die reinere Verehrung Gottes und Jesus stritt, von hoher Begeisterung für die erhabenen Wahrheiten, die er lehrte, erfüllt werden. Er mußte, da mächtige Menschen ihm drohten, seine Kraft durch den Gedanken an den allmächtigen Beistand Gottes stärken; kein Wunder, daß seine Bewunderung Gottes, sein frommes Vertrauen auf ihn, seine Ueberzeugung, daß Gott mit ihm sey, sich in begeisterten Liedern aussprach. Keine religiösen Lieder vor ihm und hundert Jahre nach ihm sind so kräftig, so voll Begeisterung und Frömmigkeit als die seinigen. Keiner sprach so klar über die hohen Wahrheiten der Religion, von denen sein Herz erfüllt war; keiner so eindringlich; keiner verstand das Herz seiner Leser und Zuhörer so zu überzeugen und zu erschüttern, wie er. Durch ihn machte die Poesie und die Prosa einen Riesenschritt vorwärts; nur leider schritt sie nach seinem Tode wieder zurück, weil der mächtige Geist fehlte, der Alle erregte, und weil man sich lieber mit leeren Streitigkeiten, als mit dem Geiste der Worte Luthers, beschäftigte. Durch seine meisterhafte Bibelübersetzung hatte er ein Muster des prosaischen Ausdrucks hingestellt; man brauchte auf diesem Wege nur weiter fortzugehen; aber das geschah nicht, weil Luthers kräftiger und unbefangener Sinn den protestantischen Geistlichen nach ihm fehlte.

Wenn uns die Sprache, die wir in Luthers Liedern und in seiner Prosa finden, gegen die jetzige Sprache gehalten, hier und da auffällt, so ist das nicht zu verwundern; denn es fehlte damals noch sowohl an bestimmten Regeln der Grammatik, als der Verskunst. Bei den Versen wurde noch wenig nach regelmäßiger Abwechselung langer und kurzer Sylben gefragt, und in der Prosa sprach und schrieb Jeder so, wie er es gewohnt war.

Auch hier wollen wir nach einander 1) von der lyrischen, 2) von der epischen, 3) von der dramatischen, 4) von der didaktischen Poesie, 5) von der Prosa reden.

1. Lyrische Poesie.

Wenn wir die Zahl der Lieder betrachten, welche in dieser Zeit gedichtet wurden, so müssen wir diesen Zeitraum sehr fruchtbar nennen; aber sehr wenige waren nur von einigem Gehalt. Denn die Poesie wurde eben so handwerksmäßig betrieben, als im vorigen Zeitraum. Die Singschulen der Meistersänger dauerten noch fort, und ebenso wurden die Gedichte der Meister nach den Regeln der Tabulaturen verfertigt.

Unter diesen Meistersängern war keiner fruchtbarer, und vielleicht auch keiner talentvoller, als der ehrliche Schuhmacher Hans Sachs in Nürnberg. Sein Vater war ein Schneider. Während der Jüngling bei einem Schuhmacher in der Lehre war, besuchte er in den Freistunden den poetischen Leineweber Leonhard Nunnenbeck, welcher der Vorsteher einer Singschule gewesen zu seyn scheint, und ihm die erste Anweisung zum Dichten gab. Als er ausgelernt hatte, wanderte er einige Jahre umher, suchte überall die Meistersänger auf, und benutzte jede Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ließ er sich hier häuslich nieder, und trieb das Schuhmacherhandwerk als Broterwerb. In seinen Nebenstunden dichtete er, und zwar versuchte er sich in fast allen damals üblichen Dichtungsarten. Er dichtete weltliche und geistliche Lieder, Fabeln, Erzählungen, Schwänke, Fastnachtsspiele, Lust- und Trauerspiele, und bewies darin nicht nur ein recht poetisches Talent, sondern auch so viele Kenntnisse, selbst von der Geschichte, dem Alterthum

und der Mythologie, wie in unsern Tagen wohl nicht leicht ein Handwerker haben wird. Als er im Alter einst seine poetischen Werke überzählte, fand er mehr als 6000 größere und kleinere Stücke. Daß unter so vielen Gedichten vieles sehr Gewöhnliche und selbst Schlechte sey, ist nicht zu verwundern; aber Manches zeugt auch von vielem Witze und nicht gemeinem Talente. Ein geregeltes Versmaas muß man bei ihm nicht erwarten; er schrieb in Knittelversen. Fast jedes Gedicht endigt mit seinem Namen: „dies sagt Hans Sachs; dies spricht Hans Sachs; dies wünscht Hans Sachs," u. dgl. Er stand bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen in großen Ehren, und scheint auch wirklich ein sehr achtungswerther Mann gewesen zu seyn. Er starb 1576 im 82. Jahre.

Hans Sachs hat das Schicksal gehabt, zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden beurtheilt zu werden; bald wurde er überschätzt, bald verachtet. So lange er lebte, wurden seine Gedichte sehr viel gelesen und in hohen Ehren gehalten; aber bald nach seinem Tode wurde man kälter gegen sie, und dieser Kaltsinn nahm so zu, daß man zuletzt nichts mehr von ihm lesen mochte, nnd sich über ihn lustig machte. Das dauerte bis nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts, wo sich Wieland und Göthe seiner annahmen, sein poetisches Talent anerkannten, und die Deutschen auf den Undank anfmerksam machten, den sie an dem alten Dichter begingen.*) Seitdem ist er wieder zu Ehren gebracht. Wie viel hätte er bei seinen schönen Anlagen gewiß nicht geleistet, wenn er unter günstigeren Umständen und in unserer Zeit gelebt hätte!

Aus seinen Gedichten leuchtet überall ein frommes, redliches und heiteres Gemüth hervor. In seinen religiösen Gesängen

---

*) Wieland sagt im deutschen Merkur 1776, wo er ein Gedicht Puschmanns, eines nürnberger Dichters und Hans Sachsens Schülers mittheilt: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht?"

spricht sich sein gottergebenes Herz, in den übrigen seine frohe Laune aus. Als Luther als Reformator auftrat, war er ein junger Mann von 23 Jahren. Sein gerader, vernünftiger Sinn zeigte ihm die Wahrheit der neuen Lehre, und er bekannte sich zu ihr von ganzem Herzen. Er hatte die Freude, daß in Nürnberg bald die Reformation eingeführt wurde, und nun dichtete er mehrere Lieder, die beim Gottesdienste gesungen werden konnten. Das bekannteste darunter, das auch noch in unsern Gesangbüchern gefunden wird, ist: „Warum betrübst du dich, mein Herz, und quälest dich mit bangem Schmerz bloß um ein zeitlich Gut? Vertraue dem nur, der die Welt erschaffen hat und noch erhält." Auch ging aus seiner Liebe für Luther und die Reformation ein witziges allegorisches Gedicht hervor: „Die wittenbergisch Nachtigall, die man yetz höret überall." Es ist eine Satyre auf das Unwesen des Papstthums. „Luther selbst tritt als Hauptperson unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die römische Kirche die verirrte Heerde der Christen während der Nacht der Unwissenheit bei dem Mondschein sophistischer Menschensatzung in einer undurchdringlichen Wildniß umhergeführt. Aber nun ließ die Nachtigall sich hören, und lockte durch ihren schönen, hellen Gesang die irrenden Schaafe zum Sonnenlicht der reinen evangelischen Wahrheit hin. Indessen hielt der Löwe (Papst Leo X) die armen Schaafe in der Wüste der Hierarchie zurück, wo sie sich auf der dürren Weide des römischen Gottesdienstes ihr sparsames Futter suchen sollten, und während er sie mit dem Mordstrick der geistlichen Gesetze fesselt, helfen die Wölfe (die hohe Geistlichkeit sammt und sonders) ihm, die ausgehungerten Thiere melken, scheeren und schinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktschreier und Gaukler aller Art, und besonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schindens, und saugen mit dem harten Pönitenzwesen ihre unglücklichen Opfer bis aufs Blut aus. Was diesen ja noch von Kraft und Saft übrig gelassen wird, eigenen die Schlangen (die Mönche und Nonnen) sich zu, die sich für ihre unnützen Liebesdienste auf Unkosten der armen Christen fett machen. Aber immer lauter und heller tönt das Lied der wittenbergischen Nachtigall, und dem

Löwen wird für sein Reich bange. Darum sendet er in der Noth das wilde Schwein (Dr. Eck) und den Bock (Dr. Emser, einen andern Feind der Reformation) gegen sie aus; die Frösche (die römischen Theologen) brüsten sich in dem Sumpf ihrer eingebildeten Weisheit, und die Jagdthiere (die einfältigen blinden Laien) wollen sich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben lassen, das Dummheit und Aberglauben um sie gezogen haben, u. s. w."*)

Mehr als die weltlichen Lieder zeichneten sich die Kirchenlieder aus. Hierin trat Luther zuerst als Muster auf, und dichtete mit einer Kraft, die man vorher noch nicht gekannt hatte. Wer sollte sein kraftvolles Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" nicht kennen? Wenn auch seine Lieder noch manche Gebrechen seiner Zeit an sich tragen, wenn manche darin geäußerte Ansichten nicht die unseren sind, und wenn auch seine Sprache nicht die Rundung hat, die wir jetzt verlangen: so ragte er doch weit über alle Liederdichter hinweg, die vor ihm waren und die hundert Jahre nach ihm folgten.

Noch ein Mann muß hier genannt werden, ein würdiger Zeitgenosse und Freund Luthers, Ulrich von Hutten. In dem kleinen, aber gedrungenen Körper dieses Mannes war eine Feuerseele. Bald zog ihn sein Kriegsmuth zu ritterlichen Thaten, bald die Liebe für die Wissenschaften zu den Büchern hin. Ein eifriger Wahrheitsfreund trotzte er überall mit dem Schwerte und der Schärfe seiner Satyre der frechen Gewalt, der Dummheit und dem Aberglauben, und fragte, im Gefühl seines Rechts, nicht nach der Macht seiner Feinde. Ohne Rücksicht der Person strömte er überall, wo er Schlechtigkeiten und Uebermuth sah, die Gluth seiner Gefühle aus. Dabei war er ein biedrer, zuverlässiger Freund, edelmüthig und voll inniger Liebe für sein Vaterland. Er war auf dem Familienschlosse seines Vaters in Franken wenige Jahre nach Luther geboren, diente unter Kaiser Maximilians Heere in Italien, lebte, von Krankheit und Armuth verfolgt, bald hier, bald dort, und hielt sich mehrere Jahre

*) Aus Heinsius Literatur, da uns das Gedicht selbst nicht zur Hand war.

bei dem Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, auf, der den kühnen und gelehrten Mann aufrichtig schätzte. Auch hatte er die Ehre, daß Maximilian ihn in Augsburg eigenhändig zum Ritter schlug und als Dichter krönte, und zwar hatte den Lorbeerkranz das schönste Mädchen in Augsburg, Constanze Peutinger, gewunden. Als nun die Reformation begann, nahm er den lebhaftesten Antheil daran, wurde Luthers Freund von ganzer Seele, und da er hörte, daß Luther vom Papste bedroht würde, schrieb er ihm, er solle nur zu ihm kommen; er und sein Freund, der gleichgesinnte Ritter von Sickingen, würden ihn schon vertheidigen. Dreist schrieb er für Luthern an den Kaiser Karl V und an den Papst, und sagte besonders dem letztern so empfindliche Dinge, daß Leo X dem Kurfürsten Albrecht befahl, ihm den Hutten an Händen und Füßen gebunden nach Rom zu schicken. Das that nun zwar Albrecht nicht, aber er konnte doch den gar zu kühnen Mann nicht länger schützen. Hutten mußte zu seiner Sicherheit, überall von Feinden umlauert, sich zu seinem Freunde Sickingen flüchten, und von dessen Burg aus schrieb er noch kecker als zuvor gegen den Papst und die Mönche, gegen Dummheit und Aberglauben, und jedes seiner Worte traf wie ein zweischneidiges Schwert. Es konnte nicht fehlen, daß er sich dadurch überall Feinde machte, und als Sickingen starb, drang das Unglück von allen Seiten auf ihn ein: Verfolgungen, Armuth und Krankheit. Aber sein unbeugsames Herz widerstand männlich. Je heftiger er bedrängt wurde, desto heftiger wurden seine Worte, desto beißender seine Satyren. Endlich sah er sich in Deutschland nicht mehr sicher; er erhielt vom Rathe in Zürich einen Zufluchtsort auf der reizend gelegenen kleinen Insel Ufnau im Zürchersee. Aber die Gluth seiner Leidenschaften hatte bereits seine Lebenskraft verzehrt; mit Krankheit und Armuth kämpfend kam er auf der Insel an, und starb bald darauf, 1523, erst 35 Jahre alt. Einige seiner Bücher und Sachen werden noch in Zürich zum Andenken aufbewahrt. Seine Gedichte und Briefe sind theils deutsch, theils lateinisch. Zeichnen sie sich auch nicht durch Eleganz aus, so tragen sie doch alle das Gepräge seines kräftigen, originellen Geistes.

2. Epische Poesie.

Auch hiervon ist nicht viel Gutes zu berichten. Der epische Geist schien von den Deutschen ganz gewichen zu seyn. Mit einer einzigen Ausnahme hat dieser Zeitraum kein einziges größeres Epos aufzuweisen, dagegen viele Erzählungen und Schwänke. Unter den Verfassern derselben sind am ausgezeichnetsten: Hans Sachs und Burkard Waldis.

Burkard Waldis

war Kaplan einer Landgräfin von Hessen, und ein eifriger Freund der Reformation. Von seinen Lebensumständen weiß man weiter nichts, als daß er ungefähr 1560 gestorben seyn mag.

Das erwähnte größere Epos ist der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen. Dieser war Rector in Magdeburg, wo er 1609 starb. Homer hat ein Gedicht geschrieben: Der Kampf der Frösche und Mäuse. Rollenhagens Lehrer hatte einst geäußert, keine Sprache könne diesen oder einen ähnlichen Stoff so anmuthig darstellen, als die griechische. Um ihm nun zu beweisen, daß die deutsche das auch vermöchte, dichtete er jenes Gedicht, welchem er den Titel gab: „Froschmeuseler, von Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser.“ *) Mäuse, Frösche, Katzen und Füchse sind darin die handelnden Personen. Einzelne Stellen darin sind sehr wohl gerathen und recht launig, aber das Ganze ist ungemein breit; denn während Homers Gedicht aus noch nicht 300 Versen (Zeilen) besteht, enthält dies mehr als 10,000.

---

3. Dramatische Poesie.

Die dramatische Dichtkunst machte bei den Deutschen sehr langsame Fortschritte, so daß es damals schien, als wenn sie

*) Kalmäuser ist ein Mensch, der sich in der Einsamkeit anhaltend mit Nachdenken beschäftigt.

gar kein Talent dazu hätten. Zwar las man die dramatischen Gedichte der alten Griechen und Römer, aber der Geist der Alten ging nicht in die neueren Werke über. Vom eigentlichen Schauspiel wußten die Deutschen noch gar nichts; sie kannten bloß Trauer- und Lustspiele, und zwar herrschte in allen diesen Stücken wenig Geschmack. Der meiste Geist ist noch in den Fastnachtsspielen, an denen sich das Volk ergötzte.

Der Unterschied zwischen Trauer- und Lustspielen beruhte darauf, daß in jenen Ermordungen vorkamen, in diesen nicht. Der Acte gab es manchmal sehr viele, aber sie waren dann kürzer; ein Dichter schrieb einmal ein Stück mit 19 Acten. Auch setzte man etwas darein, recht viele Personen auftreten zu lassen. Einst wurde ein Stück gegeben, in welchem 100 redende und 500 stumme Personen vorkamen. Ebenso abenteuerlich und geschmacklos war der Stoff. Man fand es nicht unschicklich, biblische Geschichten aufs Theater zu bringen, und ließ Schauspieler sogar die Rollen von Gott und Jesu übernehmen. Ein Dichter machte aus der ganzen Apostelgeschichte eine Tragicomödie, in welcher 246 Personen mitspielten.

Auch in dieser Dichtungsart hat Hans Sachs das Meiste geleistet. Er hat 208 Stücke geschrieben, die aber zum Glück nicht alle gedruckt sind.

4. Didaktische Poesie.

Schon im vorigen Zeitraume moralisirten die Dichter gern, und kleideten gute Lehren in Verse ein; in diesem geschah das noch mehr, da durch die Reformation das Nachdenken mehr geweckt war. Dabei war ihnen aber ganz gleich, ob das, was sie vortrugen, eine poetische Seite hatte oder nicht. Z. B. gab ein Dichter eine Anweisung zur Instrumentalmusik in Versen; ein andrer dichtete einen „Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll.“ Also auch in dieser Dichtungsart bestätigte sich das, was oben von geringen Leistungen der Poesie in diesem Zeitalter gesagt worden ist. Das Beste waren noch die Fabeln von Luther, Hans Sachs und Burkard Waldis. Theils

waren es eigen erfundene, theils Nachahmungen der Fabeln des altgriechischen Fabeldichters Aesop.

5. Prosa.

Auch hier ist Luther vor allen Prosaisten dieses Zeitalters zu rühmen. Schrieb er auch nicht so geregelt als wir, weil die deutsche Sprache überhaupt noch nicht nach Regeln gesprochen und geschrieben wurde, so sind doch seine Reden, Briefe und anderen Aufsätze so kräftig, natürlich und eindringlich, daß sie das Gemüth stark ergreifen. Wie ergreifend mögen nun erst seine Predigten für die gewesen seyn, denen er sie mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit vortrug! Aber nach ihm wurden die Predigten spitzfindig und trocken. Die Geistlichen zogen es vor, auf die Andersdenkenden zu schimpfen und ihre, oft sehr mangelhaften Ansichten der Nachachtung bestens anzuempfehlen, als den Verstand der Zuhörer aufzuklären und ihr Herz zu Gott zu erheben.

Besser stand es mit den Geschichtsschreibern. Bisher hatten diese in lateinischer Sprache geschrieben; aber nun fingen einige auch an, deutsch zu schreiben. Freilich war der Ausdruck noch ungeschickt, aber man konnte es mehreren wohl ansehen, daß sie Luthers Prosa vor Augen gehabt hatten. Auch an deutschen Selbstbiographien fehlte es nicht. Die ausgezeichnetsten und interessantesten sind die der beiden Zeitgenossen Luthers, Götz von Berlichingen und Sebastian Schärtlin.

Götz von Berlichingen

war wenige Jahre vor Luther geboren, und zwar auf dem Schlosse seines Vaters in Franken. Er wurde, wie junge Edelleute damaliger Zeit, erzogen, d. i. er genoß kurze Zeit — ein Jahr lang, — Schulunterricht, wurde bei einem seiner Verwandten Knappe, diente dann als Ritter in mehreren Kriegen, und führte überhaupt ein kriegerisches, sehr bewegtes Leben. In einem dieser Kriege wurde ihm die Hand abgehauen; dafür ließ er sich eine eiserne machen. Nun

zog er sich zwar auf sein Schloß zurück, aber seine Verstümmelung hinderte ihn nicht, sich mit seinen Nachbaren in viele Händel einzulassen. Einmal wurde er gefangen, und mußte für seine Loslassung eine große Summe bezahlen. Endlich brach der Bauernkrieg aus. Götz wollte gern daheim bleiben; aber die Bauern lockten ihn an sich, und zwangen ihn, ihr Anführer zu werden. Das war sein Unglück, denn der Adel nahm ihn gefangen; man sperrte ihn 2 Jahre lang in Augsburg ein, und er erhielt nur gegen das Versprechen, sich nun ganz ruhig zu verhalten, die Freiheit wieder. Jetzt beschrieb er am Abend seines Lebens mit der noch gesunden Hand seine Schicksale, und starb 1562, 82 Jahre alt. Bekanntlich hat Göthe das Leben des ehrlichen Götz zum Stoff seines trefflichen Ritterschauspiels: Götz von Berlichingen, gewählt.

Sebastian Schärtlin

war nur 16 Jahr jünger als Götz, und wurde in Schwaben geboren. Seine Jugend brachte er mit Studiren zu, ohne die ritterlichen Künste zu versäumen, studirte auf der Universität Tübingen, und wurde hier gar zum Magister ernannt. Von nun an aber zog er bloß dem Kriege nach, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so aus, daß ihn Kaiser Maximilian zum Ritter, Oberst und kaiserlichen Rathe ernannte. Am Bauernkriege nahm er lebhaften Antheil, und rühmt sich, viele Bauern erschlagen zu haben. Ueberhaupt war er zu jedem Kampfe bereit, und überall that er sich hervor; denn er war nicht nur ein sehr tapferer, sondern auch sehr großer, starker Mann.*) Bald focht er in Deutschland, bald in Italien, bald in Frankreich, bald gar gegen die Türken. Im schmalkaldischen Kriege führte er die schwäbischen Städte gegen den Kaiser Karl V an; aber die Augsburger vertrugen sich mit dem Kaiser, und dieser verlangte durchaus, daß sie den tapfern Schärtlin aus ihrem Dienst entlassen sollten. Er verließ die undankbare Stadt, verlor seine Güter, suchte Schutz in der Schweiz, und nahm endlich französische Dienste. Hier

---

*) In Wien steht in der Ambraser-Sammlung seine herrliche Rüstung, und zeigt, was für ein Mann er gewesen sey.

blieb er nur einige Jahre. Der Kaiser versöhnte sich mit ihm wieder, und hielt ihn fortan in großen Ehren. Nach einem höchst ruhmvollen Leben starb Schärtlin endlich 1577, 81 Jahre alt.

Romane wurden auch geschrieben; die meisten waren aber Uebersetzungen aus dem Französischen, und Ritterabenteuer und Zauberei durften darin nicht fehlen. Der Amadis von Gallien, die schöne Magelone, der Kaiser Octavianus, die vier Haimonskinder wurden vielfach überarbeitet und gedruckt. Aber auch ein ächtdeutscher Roman gehört dieser Zeit an: die Sage vom Doctor Faust. Ob man darunter den Miterfinder der Buchdruckerkunst, Johann Fust, zu verstehen habe, ist ungewiß. Fast scheint es, als sey jener Dr. Faust ein andrer, ein Gelehrter, der sich mit Astrologie und Zauberei abgegeben habe, und daher vom Volke für einen Freund des Teufels gehalten worden sey. Von ihm hatte man die Sage, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben; dafür hätte ihm dieser einen seiner Unterteufel, Mephistopheles, zum Diener gegeben, mit welchem Faust viele Länder durchreist sey, und viele Wunder gethan habe.

Sechster Zeitraum.

Von Opitz bis zu Friedrichs des Grossen Thronbesteigung, 1618 — 1740.

Wenn ein Volk durch Wort und Schrift etwas Tüchtiges und Großes leisten soll, so muß es von Selbstgefühl durchdrungen seyn, seine Kraft fühlen, große Thaten gethan haben, und dadurch begeistert worden seyn. Von dem allen war in dem sechsten Zeitraum nichts vorhanden; daher konnte auch jetzt noch die deutsche Literatur nichts Großes hervorbringen. Denn der dreißigjährige Krieg, der gleich zu Anfange des Zeitraums ausbrach, verwüstete den größten Theil von Deutschland; Schweden und Franzosen kamen ins Land; Katholiken und Evangelische wurden von bitterem Haß getheilt, und das allgemeine Elend drückte die Flügel des Geistes nieder. Endlich wurde es zwar Frieden: aber das unglückliche Deutschland erholte sich nur langsam. Zugleich hatten die Deutschen nicht Kraft genug, sich vom Einfluß der Franzosen loszumachen, und waren sogar so schwach, sich dieselben in Literatur, Sprache und Sitte zum Muster zu nehmen. Wohl warnten manche edle Männer vor dieser Franzosensucht; wohl traten Andre zusammen, um dem Einschwärzen französischer Wörter in die deutsche Sprache entgegen zu arbeiten; vergebens! Das französische Wesen hatte die Deutschen so geblendet, daß sie nur das, was aus Frankreich kam, begehrungswerth fanden. Bald wollte alles galant seyn, wie die Franzosen sich kleiden, sich betragen, sprechen und schreiben, wie die Franzosen. Die Vornehmen reisten, wenn es sich irgend thun ließ, nach Frankreich, um dort französische Sitte und Sprache zu lernen, und merkten nicht, daß die Franzosen die eiteln und doch plumpen

Deutschen — auslachten. An den Höfen der deutschen Fürsten wurde alles auf französischen Fuß eingerichtet und die französische Sprache wurde Hofsprache. Der Adel machte das nach, und gebehrdete und kleidete sich nach französischer Weise. Die Gelehrten und Beamten wollten doch auch zeigen, daß sie vornehm wären, und — thaten dasselbe. So kam es, daß alles einen französischen Anstrich bekam. Die Herren nannten sich nun Monsieur, die Frauen Madame, die Fräulein Demoiselle u. s. w., und sprach und schrieb man ja deutsch, so wurde die Sprache mit einer Menge französischer Wörter vermengt, damit ja jeder gleich merken möchte, daß man auch — vornehm wäre.

So ging die deutsche Volksthümlichkeit immer mehr verloren. Selbst die bessern Schriftsteller ahmten mehr oder weniger die benachbarten Völker nach, und dadurch entstand ein unglückliches Schwanken, so daß die meisten selbst nicht wohl wußten, was sie eigentlich wollten. Dieser nahm sich die Zierlichkeit der Franzosen, jener die Steifigkeit der Holländer, ein Dritter die Schwülstigkeit der Italiener zum Muster.

Dieser Mangel an ächt poetischem Geist konnte nicht durch größere Regelmäßigkeit der Sylbenmessung ersetzt werden. Der bisher übliche Knittelvers kam nun immer mehr aus der Mode, und der steife Alexandriner trat an seine Stelle.

Man beobachtet in diesem Zeitraum drei verschiedene Richtungen, welche der Geschmack nahm:

1. Die erste schlesische Schule, deren Stifter Martin Opitz war, zeichnete sich durch verständige Betrachtung und Correctheit des Ausdrucks aus; aber es fehlte den meisten Dichtern derselben an ächt poetischem Feuer; es war mehr eine Poesie des Verstandes, als der Phantasie.

2. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nahm dieser Geist eine unglückliche Richtung durch die Geschmacklosigkeit der 2ten schlesischen Schule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenstein waren. Diese Männer waren mit Opitz's und seiner Nachfolger Vernünftigkeit und Ruhe nicht zufrieden, und meinten, die wahre Poesie müsse weiter gehn. Die französische Galanterie und der italienische Schwulst fehle,

und diese Mängel wollten sie ersetzen. Unglücklicherweise fanden ihre geschmacklosen Gedichte Beifall, und nun wurde die Sache noch ärger. Sie glaubten, nun immer weiter gehen, und die Franzosen und Italiener noch überbieten zu müssen. Ihre Uebertreibungen, ihre Schwulst, die Breite ihres Geschwätzes waren von der Art, daß man sich jetzt nur wundern kann, wie ihre Gedichte, statt Lachen zu erregen, Beifall finden konnten. Aber dies eben ist ein Beweis von dem tiefen Verfall des Geschmacks. Sie fanden natürlich viele Nachahmer, die nur mit Entzücken von ihren Vorbildern sprachen, und in der That in ihren Gedichten zuweilen alle Fesseln der Vernunft abwarfen. Selten trat einmal ein vernünftigerer Dichter auf, der seinen eigenen Weg ging, und sich von jenen Verirrungen frei zu erhalten suchte.

3. Ein Extrem erzeugt ein anderes. So auch hier. Nachdem die Dichter der zweiten schlesischen Schule es eine Zeit lang recht arg getrieben hatten, kam dieser und jener zur Besinnung, und erkannte die unnatürlichen Uebertreibungen. Diese Männer lebten theils im nördlichen Deutschlande; man pflegt sie daher unter dem Namen der niedersächsischen Schule zu begreifen. Neukirch wird als ihr Haupt betrachtet. Statt nun zu dem Wege, den Opitz betreten hatte, zurückzukehren, fielen sie in das entgegengesetzte Extrem, und gaben sich Mühe, alles recht fein nüchtern und prosaisch darzustellen, entkleideten ihre Gedanken und Empfindungen alles poetischen Schmuckes, und glaubten ihre Sachen recht gut gemacht zu haben, wenn nur alles recht verständlich war und sich gut reimte. Es waren ihre Verse also keine Poesie, sondern matte, nüchterne Reime, gereimte Prosa.

So schwankten also die meisten Dichter dieses Zeitraums von einer Verirrung zur andern über, und erst der folgenden Periode war es vorbehalten, tüchtigere Leistungen hervorzubringen.

Indessen dürfen wir nicht verschweigen, daß sich das 17te Jahrhundert zwei große Verdienste um die Dichtkunst und die ganze Literatur erworben hat, welche besonders dem trefflichen Opitz zuzurechnen sind: 1) Man bemühte sich, in einer

reinen, wohlklingenden Sprache zu schreiben, und vermied, fehlerhafte Formen und ungewöhnliche Wörter zu gebrauchen. Nur diejenigen wichen davon ab, die sich der unseligen Sucht hingaben, französische Wörter einzumengen. 2) Opitz schrieb ein Werk: „von der deutschen Poeterei," und setzte darin zuerst die Regeln des Sylbenmaßes und Versbaues fest. Dadurch wurden die Knittelverse verbannt, und nun erst erhielt man wohlklingende Verse.

Wir folgen auch hier der oben angegebenen Eintheilung, und reden 1) von der lyrischen, 2) von der epischen, 3) von der dramatischen, 4) von der didaktischen Poesie, 5) von der Prosa.

---

1. Lyrische Poesie.

So wie die ganze Poesie im 17ten Jahrhundert große Fortschritte machte, weil die gebildeten Stände sich damit wieder beschäftigten, so war das besonders mit der lyrischen der Fall, und wirklich haben Einzelne schon recht viel Treffliches geleistet.

Schon vor Opitz zeichneten sich zwei Dichter aus: Friedrich von Spee und Rudolf Weckherlin.

Friedrich von Spee.

war aus Kaiserswerth am Rhein, wurde Jesuit in Cöln, war ein tüchtiger Lehrer und ein recht aufgeklärter Mann; denn er eiferte schon gegen die damals noch allgemein üblichen Hexenprozesse. Dabei verleugnete er aber freilich nicht den Charakter seines Ordens, und suchte, wo er konnte, Evangelische zur katholischen Kirche zurückzuführen. Ungeachtet dieser Proselytenmacherei muß er ein wackrer Mann gewesen seyn. Denn bei einer Belagerung v. Trier begab er sich ins Lager, um den Verwundeten und Kranken als Arzt und als Seelsorger beizustehen, wurde aber dabei ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit; denn er strengte sich dabei so an, daß er 1635 daselbst starb, erst 44 Jahre alt. Daß er ein

recht frommer Mann war, zeigen auch seine geistlichen Lieder, in denen ein recht zartes, religiöses Gefühl vorherrscht. Auch in seinen weltlichen Liedern offenbart sich eine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Er nannte die Sammlung seiner Lieder: Trutznachtigall, „weil das Büchlein trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singt.“

Rudolf Weckherlin,

war sein Zeitgenosse, in Stuttgard 13 Jahre vor Opitz gebohren. Er ging — man weiß nicht warum — nach England, und wurde da in der deutschen Kanzlei angestellt, wo er um das Jahr 1650, ungefähr 66 Jahre alt, starb. Er genoß das Vertrauen der Könige Jakob I und Karl I, und wurde von ihnen zu mehreren Gesandtschaften gebraucht. Wenn er auch nicht so gut wie Opitz die Sprache zu handhaben verstand, so hatte er dafür eine lebhaftere Einbildungskraft und ein tieferes Gefühl. Mit großer Kraft suchte er sich durch die Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten, welche damals die Ungefügigkeit der Sprache dem Dichter in den Weg legte. Er gehört zu den geistreichsten Dichtern jener Zeit, und hat zuerst die Ode, das Sonett, das Epigramm und die Idylle in Deutschland eingeführt.

Erste schlesische Schule.

Jetzt trat Martin Opitz von Boberfeld auf, und gab der deutschen Poesie eine neue Richtung. Dies scheint um so wunderbarer, da es ihm an Lebhaftigkeit der Phantasie fehlte. Dennoch wird er mit Recht nicht nur der Stifter der ersten schlesischen Schule, sondern auch der Vater der neuen deutschen Poesie genannt.

Opitz wurde 1597 in Bunzlau, wo sein Vater Rathsherr war, gebohren, besuchte die Schulen in Bunzlau, Breslau (das Magdalenengymnasium) und Beuthen, und dann die Universität in Frankfurt an der Oder. Er sollte hier die Rechte studiren, aber die Poesie zog ihn mehr an, und schon

als Jüngling versuchte er sich als Dichter. Nach vollendeter Universitätszeit ging er nach Heidelberg, damals Residenz des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, desselben, der als König von Böhmen nachher ein so unglückliches Ende nahm. In Heidelberg wurde Opitz Erzieher der Kinder eines angesehenen Staatsbeamten, und hatte die Ehre, dem Kurfürsten vorgestellt zu werden. Nun zog sich der dreißigjährige Krieg hierher, und das bewog ihn, Heidelberg zu verlassen, und mit einem jungen reichen Dänen eine Reise nach Holland zu unternehmen. Hier machte er die Bekanntschaft einiger holländischer Dichter, die einen entschiedenen Einfluß auf seine damalige Art zu dichten hatten. Die nüchterne Verständigkeit und die glatte Zierlichkeit, die damals unter den französischen und holländischen Dichtern gefunden wurden, sprachen ihn sehr an, obgleich jene Zierlichkeit oft in Steifheit ausartete. Durch Opitz ist nachmals dieser französisch-holländische Geschmack in der deutschen Poesie herrschend geworden. Um den Unruhen des Kriegs ferner zu entgehen, lebte Opitz dann eine Zeit lang auf dem Gute seines jungen Reisegefährten, und schrieb hier sein: Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges. Aber die Gegend gefiel ihm nicht; darum kehrte er in sein Vaterland zurück, und erhielt von dem Herzoge von Liegnitz Erlaubniß, sich an seinem Hofe aufhalten zu dürfen. Damals suchte der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, gelehrte Männer für seine hohe Schule in Weißenburg, und Opitz war einer von denen, die dazu berufen wurden. Er begab sich hin, und wurde vom Fürsten sehr ausgezeichnet. Dennoch fühlte er sich in diesem damals noch rohen Lande unglücklich, und sehnte sich nach seinem Vaterlande zurück. In diesem Zustande von Mißbehagen dichtete er sein Gedicht Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths. Den Namen führt es von der siebenbürgischen Bergstadt Zlatna, wo sich Opitz gern aufzuhalten pflegte. Schon nach einem Jahre forderte er seine Entlassung, und eilte nach Schlesien zurück, wieder an den Hof von Liegnitz. Der Herzog wünschte, daß Opitz die Sonntagsepisteln in Verse brächte, und war mit der Arbeit so wohl zufrieden, daß er ihn dafür zu seinem Rath ernannte. Sein

wichtiges Werk: von der deutschen Poeterei wurde auch damals ausgearbeitet, und mit großem Beifalle aufgenommen. Eine Reise nach Wittenberg, wo er ein ganzes Jahr bei einem Freunde lebte, nach Dresden und Cöthen, verschaffte ihm neue Freunde und Bewunderer. Ueberall wurde er mit Auszeichnung aufgenommen. Bald nach seiner Rückkehr reiste er nach Wien. Er benutzte den Tod des jüngsten Bruders Kaiser Ferdinands II, dem Kaiser ein Trauergedicht zu überreichen. Ferdinand nahm das sehr gut auf, und überreichte ihm dafür einen Lorbeerkranz. Darauf lebte er abwechselnd bald in Liegnitz im Glanze des Hoflebens, bald auf dem Lande bei seinen Freunden, bald in Breslau, Bunzlau und Brieg. Der gelehrte Burggraf von Dohna hatte von ihm gehört, und nahm ihn als Secretär in seine Dienste. Hier lebte er sehr angenehm; bald unternahm er in Geschäften seines Herrn kleine Reisen, bald dichtete er in ländlicher Muße. Ganz unaufgefordert überschickte im Kaiser Ferdinand einen Adelsbrief, und ernannte ihn zum Opitz v. Boberfeld. Aber Opitz war zu vernünftig, um von der vermeintlichen Ehre Gebrauch zu machen, und schrieb sich auch fernerhin schlechtweg Opitz. Auch schickte ihn sein Herr nach Paris. Diese Reise war für ihn eine neue Quelle von Ehre und Vergnügen. Ueberall wurde er mit Auszeichnung empfangen und festgehalten; selbst der große Staatsmann Hugo de Groot, der damals in Paris lebte, würdigte ihn seiner Freundschaft. Nach Schlesien zurückgekehrt, lebte er noch einige Jahre beim Burggrafen Dohna, bis dieser starb. Jetzt wollte sich Opitz ins Privatleben zurückziehen; aber die Unsicherheit, die der dreißigjährige Krieg hervorbrachte, bewog ihn, sich bald an den Herzog von Liegnitz, bald an dessen Bruder, den Herzog von Brieg, anzuschließen, und da der letztere nach Preußen reiste, um den Kriegsunruhen zu entgehen, so nahm er Opitz mit. Dieser ließ sich nun in Danzig nieder. Hier lernte ihn der König von Polen kennen, und bot ihm an, in seine Dienste zu treten. Nach langem Weigern fügte sich Opitz, und wurde nun polnischer Secretair und Historiograph. Bald war er in Thorn, bald in Königsberg, am meisten aber in Danzig. Von seiner unge-

störten Muße erwartete man jetzt die schönsten Früchte, als sein unerwarteter Tod diese Hoffnungen zerstörte. Es war nämlich 1639 die Pest in Danzig ausgebrochen; schon wollte er sich fortbegeben, da sprach ihn eines Tages auf der Straße ein mit Eiterbeulen bedeckter Bettler um eine Unterstützung an. Indem Opitz ihm etwas darreichte, entsetzte er sich so vor dem Anblicke, daß er schon in der folgenden Nacht erkrankte, und 2 Tage darauf war er todt, am 20sten August 1639, erst 42 Jahre alt.

Um die Dichtkunst, ja um die ganze deutsche Sprache, hat Opitz große Verdienste. Er hatte die Alten fleißig studirt, und dadurch seinen Geschmack gebildet, nur freilich durch die Nachahmung der französisch-holländischen Dichter sich ein etwas steifes Wesen zu eigen gemacht. Seine Phantasie war zwar nicht feurig; aber er war reich an Gedanken, und diese verstand er in einer edeln, reinen und ungekünstelten Sprache darzulegen. Finden wir nun auch, daß viele seiner Wörter ungebräuchlich, seine Perioden oft schleppend und unbehülflich sind, so bedenke man, daß seine Vorgänger tief unter ihm standen, daß er einen ganz neuen Weg einschlagen und daß die Sprache erst neu gebildet werden mußte. Wie Luther hatte er mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und hat wie jener der Nachwelt sehr vorgearbeitet. Besonders aber stellte er durch sein Buch über die deutsche Poeterei zuerst bestimmte Grundsätze des Versbaues auf, und eiferte darin mit Recht gegen den Gebrauch fremder Wörter*). Am gelungensten sind seine Lehrgedichte, z. B. Trost in Widerwärtigkeiten des Krieges; Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths; Vesuvius, indem er von den Ursachen des Feuerspeiens spricht; Vielgut (ein Dorf in der Gegend von Oels)

*) „So stehet es auch zum hefftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Wie seltzam dieses nun klinget; so ist nichts desto weniger diese Thorheit innerhalb kurzen Jahren so eingerissen, daß ein jeder, der nur 3 oder 4 ausländische Wörter, die er zum öfftern nicht versteht, erwischt hat, bei aller Gelegenheit sich bemühet, dieselben herauszuwerfen."

oder vom wahren Glück. Auch unter seinen lyrischen Gedichten sind einige sehr gelungene Lieder; aber den meisten fehlt das poetische Feuer.

Unter den lyrischen Dichtern der ersten schlesischen Schule — so nennt man die, welche Opitzen nachahmten — waren die berühmtesten folgende:

Paul Flemming,

unstreitig der trefflichste Liederdichter dieser Schule. Er wurde im sächsischen Voigtlande, 12 Jahre später als Opitz, geboren, wo sein Vater Prediger war. Während er in Leipzig Medicin studirte, verfertigte er schon mehrere Gedichte, die so viel Beifall erhielten, daß er mit dem poetischen Lorbeer beehrt wurde. Die Kriegsunruhen des 30jährigen Krieges bewogen ihn, nach Holstein zu gehen. Als er hier ankam, wollte der Herzog v. Holstein gerade eine Gesandtschaft an seinen Schwager, den russischen Czar, schicken. Flemming bat, ihn mitreisen zu lassen. Seine Bitte wurde gewährt; er reiste nach Moskau, für jene Zeit ein großes Unternehmen, und kam glücklich wieder zurück. Gleich darauf rüstete der Herzog eine zweite Gesandtschaft aus, die dies Mal zum Schach nach Persien ziehen sollte, um mit demselben einen Handelsvertrag zu schließen. Auch an dieser Unternehmung nahm Flemming Theil. Die Reise ging wieder über Moskau, dann über das caspische Meer, wo wenig fehlte, daß nicht ein Sturm die ganze Gesellschaft in den Wellen begraben hätte. Mit großer Beschwerde erreichte man Ispahan. Auf der Rückreise lernte Flemming in Reval die Tochter eines Kaufmanns kennen, und verlobte sich mit ihr. Voll schöner Lebenshoffnungen eilte er nun nach Deutschland zurück, und wollte sich in Hamburg als praktischer Arzt niederlassen; aber eine heftige Krankheit, die ihn in Hamburg befiel, machte 1640, im 31sten Jahre seines Alters, seinem blühenden Leben ein Ende.

In seinen Liedern findet man eine ungewöhnliche Zartheit der Gefühle, und mehr poetische Kraft als bei Opitz, nach

dem er sich bildete. Nur fehlt ihm Correctheit. Hätte er länger gelebt, so würde er wahrscheinlich alle gleichzeitige Dichter übertroffen haben. Das bekannte schöne Lied: „In allen meinen Thaten" ist von ihm.

Andreas Gryphius,

war in Groß-Glogau in Schlesien, 19 Jahre später als Opitz, gebohren. Sein Vater, den er schon im 5ten Jahre verlor, war Geistlicher. Andreas widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde nach zurückgelegten Universitätsjahren Hauslehrer in einem angesehenen Hause in Fraustadt. Aber der dreißigjährige Krieg bewog ihn, sein Vaterland zu verlassen, und zehn Jahre lang umherzureisen. Er sah Holland, England, Frankreich und Italien, lebte eine Zeit lang in Straßburg, und kehrte endlich nach Schlesien zurück, wo er Landsyndikus in Glogau wurde. Seiner Gelehrsamkeit und Berühmtheit wegen wurde ihm auch der Adel ertheilt; aber obgleich dieser damals viel galt, so meinte doch der aufgeklärte Gryph, daß derselbe einem verdienten Manne keinen höhern Werth geben könne, und machte nie Gebrauch davon. Er starb 1664, erst 48 Jahre alt, plötzlich mitten in der Versammlung der Stände am Schlage.

Wenn auch unter seinen vielen Gedichten seine Schauspiele die ausgezeichnetsten sind, so gehören doch auch seine Oden, Lieder, Sonette und Epigramme zu den besten der damaligen Zeit; nur muß man sich an unedle Ausdrücke, die nicht selten darin vorkommen, nicht stoßen. Der damalige Geschmack war noch nicht so geläutert, wie in unsrer Zeit. Fast alle seine Gedichte haben den Ausdruck der Traurigkeit, eine Folge der mancherlei Leiden, an denen sein Leben reich war.

Sein Sohn war Christian Gryph, der 1706 als Rector des Magdalenen-Gymnasiums in Breslau starb, und auch als Dichter bekannt ist, aber seinem Vater bei weitem nachsteht.

Andreas Tscherning

war 5 Jahre älter als Gryph, gebohren in Bunzlau in Schlesien, wo sein Vater ein angesehener Bürger

war, der ihm eine gute Erziehung gab. Erst 19 Jahre alt verließ er seine Vaterstadt wegen der Unruhen des dreißigjährigen Kriegs, und weil man damals die Evangelischen in Schlesien verfolgte. Um dem evangelischen Glauben treu bleiben zu können, ging er nach Görlitz, wo er, weil sein Vater ihn nicht hinlänglich unterstützen konnte, sich mit Kinderunterricht seinen Unterhalt erwarb. Als die Zeiten etwas ruhiger wurden, ging er nach Breslau, studirte hier mit großem Fleiße, und fand so viele Unterstützung, daß er Breslau als seine zweite Vaterstadt ansah. Endlich konnte er auf die Universität Rostock gehen. Opitz, der seine ersten poetischen Versuche gelesen und ihn lieb gewonnen hatte, gab ihm Empfehlungen mit. Aber seine Armuth zwang ihn bald nach Schlesien zurückzugehen. Auch jetzt fand er in Breslau die liebevollste Unterstützung, indem ihm die angesehensten Familien den Unterricht ihrer Kinder übertrugen; aber er sehnte sich nach Rostock zurück, um da seine Studien fortzusetzen. Wirklich schossen auch seine Gönner so viel zusammen, daß er zum zweiten Male nach Rostock gehen konnte, und als hier bald darauf der Professor der Poesie starb, wurde Tscherning dessen Nachfolger. Als Professor hat er noch 15 Jahre in Rostock gelebt, wegen seiner Freundlichkeit und Sanftheit von Allen geliebt, bis er 1659, erst 48 Jahre alt, daselbst starb.

Seine meisten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, die damals sehr gewöhnlich waren; denn keine Hochzeit, keine Taufe, kein Todesfall, kein Geburts- und Namenstag durfte unbesungen bleiben. Er ahmte Opitz nach, und kann daher mehr als die übrigen Dichter jener Zeit dessen Schüler genannt werden. Ein ausgezeichneter Dichter voll Feuer und Originalität war er nicht, und hat Opitzens Tugenden und Fehler.

Die genannten Dichter verfertigten auch geistliche Lieder. Als geistliche Liederdichter zeichneten sich aber besonders aus: Simon Dach, Paul Gerhardt und Georg Neumark.

Simon Dach,

war in Memel in Ostpreußen gebohren, wo sein Vater Dolmetscher der lithauischen Sprache war. Nachdem er nach ein-

ander die Schulen in Memel, Königsberg, Wittenberg und Magdeburg besucht hatte, studirte er in Königsberg Philosophie und Theologie. Sein erstes Amt war eine Lehrerstelle an der Domschule in Königsberg, und hier arbeitete er mit solchem Fleiße, daß er häufige Ohnmachten bekam. Seine ersten Versuche als Dichter fanden solchen Beifall, daß er beschloß, sich ganz der Poesie zu widmen, und als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1638 nach Königsberg kam, übergab ihm Dach einen poetischen Glückwunsch, den der Fürst so gut aufnahm, daß Dach im folgenden Jahre die eben erledigte Professur der Dichtkunst an der Königsberger Universität erhielt. Friedrich Wilhelm liebte ihn überhaupt so, daß er ihm, als Dach ihn einst in Versen um ein Stück Feld gebeten hatte, ein ganzes Gut schenkte. Dach starb 1659 im 54sten Jahre.

Eine hohe Begeisterung waltet in Dachs Gedichten zwar nicht; dafür herrscht in seinen geistlichen Liedern ein wahrhaft frommer Geist, und ein tiefes religiöses Gefühl. Seine fröhlichen Lieder sind voll gutmüthiger Laune und voll Heiterkeit. Er gehört zu Opitz's besten Schülern. Sein lieblichstes Gedicht ist wohl Aennchen von Tharau. Dach wollte um die Hand einer Predigers-Tochter aus Tharau bei Königsberg werben, aber ein Andrer kam ihm zuvor. Da dichtete er jenes Gedicht in plattdeutscher Mundart, und nannte es: Anke van Tharau ös de my gefölt (das da mir gefällt). Von seinen geistlichen Liedern stehen mehrere in unsern bessern Gesangbüchern, z. B. „ich bin ja, Herr, in deiner Macht," u. s. w.

Paul Gerhardt,

war in Gräfenhaynichen in Sachsen gebohren, nur 2 Jahre jünger als Dach, wurde zuerst Propst in Mittenwalde bei Berlin, dann Prediger an der Nicolaikirche in Berlin selbst. Schon hier zeichnete er sich als Dichter geistlicher Lieder aus, und verfertigte namentlich das schöne Lied: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm einige Edicte erließ, welche zwar wohl nur Nebensachen in der lutherischen Kirche betrafen, die dem gewissenhaften Gerhardt aber

nach dem damaligen Geiste der Zeit höchst wichtig erschienen, und die er daher nicht unterschreiben wollte, so wurde er abgesetzt, ohne zu wissen, wohin er sich zunächst wenden sollte, aber dem Beistande Gottes fest vertrauend. Und dieser verließ ihn auch nicht. Gerhard wurde als Prediger nach Lübben in der Niederlausitz berufen. Späterhin las einst der Kurfürst Friedrich Wilhelm jenes Lied, und fragte: „wer mag der Mann seyn, der das schöne Lied gemacht hat?" und da er hörte, daß Gerhardt der Verfasser sey, so bot er ihm an, ihn ohne alle Bedingungen in sein Amt wieder einzusetzen, was dieser aber ablehnte. Er starb in Lübben 1676, 69 Jahre alt.

Die Geschichte seiner Auswanderung aus Berlin erzählte man sonst folgendermaßen: der Kurfürst entsetzte ihn seines Amtes, und wies ihn aus dem Lande. Voll Gottvertrauen dichtete Gerhardt unter diesen Umständen das Lied: „ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich" u. s. w. Er wandte sich, ohne sichere Aussicht auf Unterkommen, nach Sachsen. Als er eines Abends in einem Wirthshause, wo er übernachten wollte, saß, weinte seine Frau über ihr und ihrer Kinder hartes Geschick. Da verwies sie der fromme Mann an die Worte des 37sten Psalms: „befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Dann ging er, dieser Tröstung voll, in den Garten des Wirthshauses, setzte sich in eine Laube, und dichtete jenes Lied: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herz sonst kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Erdkreis lenkt." Er las nun das Lied seiner Frau vor, die sich dadurch beruhigter fühlte. Spät am Abende fuhr ein Wagen vor; zwei Fremde traten ein, sprachen mit Gerhardt, und erzählten, sie wären vom Herzoge von Sachsen-Merseburg abgeschickt, einen abgesetzten Prediger aus Berlin, Paul Gerhardt, aufzusuchen. Gerhardts Frau erschrak, denn sie fürchtete ein neues Unglück. Als aber ihr Gatte den Fremden sich zu erkennen gab, daß er eben der Gesuchte sey, übergaben sie ihm einen Brief des Herzogs, in welchem dieser meldete, er habe von Gerhardts unverdienter Absetzung gehört, und wolle ihm bis zu seiner anderweitigen Anstellung ein Jahrgehalt aussetzen. „Siehst du?" sagte Gerhardt, indem er sich gerührt

zu seiner Frau wandte, „wie Gott für uns sorgt! Sagte ich dir nicht? befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen?“ Allein neue Untersuchungen haben gezeigt, daß wenigstens nicht alles in dieser Erzählung wahr sey; denn er hat jenes Lied nicht bei dieser Veranlassung, sondern schon früher, gedichtet.

Nur allein Luthern ausgenommen, ist P. Gerhardt der beste Dichter geistlicher Lieder aller früheren und der zunächst nach ihm folgenden Zeiten. In seinen Liedern spricht sich ein von inniger Frömmigkeit begeistertes Herz aus, und noch heute lesen und singen wir viele derselben mit vieler Erbauung, z. B. „O Haupt voll Blut und Wunden,“ u. s. w. „Ich singe dir mit Herz und Mund“ u. s. w. „Wach' auf mein Herz und singe“ u. s. w. „O Welt! sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben“ u. s. w. Indessen ist nicht zu leugnen, daß manche auch die Fehler des Zeitalters an sich tragen, zu wortreich sind, und spielende Ausdrücke enthalten.

Georg Neumark,

war aus Mühlhausen in Thüringen. In seiner Jugend und erstem Mannsalter hatte er mit vielen Nahrungssorgen zu kämpfen. Damals war er ohne Amt in Hamburg, und mußte aus Noth erst seinen Hausrath, dann seine Bücher, zuletzt sein Lieblingsinstrument, eine Gambe (eine Art Violoncell), auf welcher er Meister war, versetzen. In dieser Noth wurde er durch Empfehlungen mit dem schwedischen Gesandten bekannt, der ihm eine Probearbeit auftrug, und da sie wohl gerieth, wurde er zum Secretair des Gesandten mit einem Gehalte von 100 Thlr. ernannt. Ueber diese glückliche Wendung gerührt, dichtete er das bekannte schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ u. s. w. Er wurde später Bibliothekar in Weimar, wo er 1681, sechzig Jahre alt, starb.

Seine meisten Lieder sind matt. Doch gehören einige zu den besten jener Zeit, namentlich außer jenem eben erwähnten auch: „Ich danke dir, mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangne Nacht“ u. s. w.

Zweite schlesische Schule.

Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts verließen mehrere, besonders schlesische Dichter, die bisherige Bahn, die Opitz eröffnet hatte. Sie hatten die italienischen Dichter kennen gelernt, die sich damals theils durch leeres Wortgepränge, theils durch süßliche Ziererei auszeichneten. Je mehr es jenen Leuten, die man die zweite schlesische Schule nennt, an wahrer poetischen Begeisterung, an Geschmack, an Kenntniß des menschlichen Herzens und an tiefem Gefühl fehlte, desto mehr suchten sie diesen Mangel durch pomphafte Sprache, durch erzwungene Leidenschaftlichkeit, durch künstliche Perioden und durch die geschmacklosesten Uebertreibungen zu ersetzen. Die beiden Häupter dieser geschmacklosen Dichterzunft waren Hoffmannswaldau und Lohenstein.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

war in Breslau, wo sein Vater kaiserlicher Kammerrath war, in dem Jahre, in welchem der dreißigjährige Krieg ausbrach, gebohren. Schon als Knabe und Jüngling zeigte er hervorstechende Anlagen, und Opitz würdigte ihn daher, während H. in Danzig auf der Schule war, seiner Aufmerksamkeit. Dann studirte er in Leiden, und machte Reisen durch die Niederlande, England, Frankreich, Italien und Deutschland. Sein Vater verschaffte ihm eine Rathsherrnstelle in Breslau, und da er mehrmals vom Magistrat nach Wien an den kaiserlichen Hof gesandt wurde, so ernannte ihn der Kaiser zum kaiserlichen Rathe. Zuletzt wurde er Präses des Magistratscollegiums in Breslau. Als solcher starb er 1679, 61 Jahre alt, als Mensch von seinen Mitbürgern mit Recht hochgeachtet.

Seine Gedichte — er hat Oden, viele Gelegenheitsgedichte und Heroiden gedichtet — sind von sehr geringem Werthe. Die gewöhnlichsten Gedanken trägt er in einer schwülstigen, gezierten Sprache vor, und doch fanden sie zu seiner Zeit viele Bewunderer und Nachahmer. Selbst Andreas Gryph versichert,

daß H. nichts als Wunder spreche, und bei seinem Begräbnisse stellte sich Lohenstein in der Leichenrede, die er seinem Freunde hielt, an, als wenn es nie einen größern Dichter gegeben hätte, noch geben könnte. Noch ärger machte es ein damals in Breslau lebender Gelegenheitsdichter, der in dem Klaggedicht auf H. sagt, daß bei dessen Tode die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen und sich die Brust zerschlagen hätten; Apollo habe die Cither fortgeworfen, weil der Pindus nun seines besten Dichters beraubt sey. Hoffmannswaldau war übrigens der erste, welcher deutsche Heroiden dichtete.

Daniel Caspar von Lohenstein,

war 17 Jahre jünger als Hoffmannswaldau. Er war aus Nimptsch in Schlesien gebürtig, wo sein Vater Steuereinnehmer und Rathmann war. Er besuchte das Magdalenengymnasium in Breslan, dann die Universitäten Leipzig und Tübingen, reiste durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande. In Breslau wurde er kaiserlicher Rath und Obersyndikus, und starb, erst 48 Jahre alt, 1683.

Auch Lohenstein war als Mensch achtungswerther denn als Dichter, und durch das übertriebene, an Abgötterei gränzende Lob, das er seinem Freunde und Collegen Hoffmannswaldau spendete, trug er viel dazu bei, daß dessen schönes Talent irre geleitet wurde. Im Prunk der Worte, in Anhäufung witziger Anspielungen und in lächerlichen Uebertreibungen, kurz in Vermeidung alles Natürlichen, sucht er Hoffmannswaldau wo möglich noch zu überbieten. Außer unzähligen Gelegenheitsgedichten und Liedern hat er auch Trauerspiele geschrieben, die eben so langweilig als unnatürlich sind. Nur ein Werk von ihm ist zu loben: der historische Roman Arminius und Thusnelda, das beste prosaische Werk dieser geschmacklosen Zeit.

Niedersächsische Schule.

Wie leicht der Mensch aus einem Extrem in das andere verfällt, und wie schwer es hält, die Mittelstraße zu finden,

zeigte die Entstehung der sogenannten niedersächsischen Schule gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts. Einige gute Köpfe, die bisher dem lohensteinschen Ungeschmack gehuldigt hatten, fingen an einzusehen, daß sie auf unrechtem Wege gewesen waren. Sie verließen also den bisherigen Weg; statt aber das Vortreffliche der opitzschen Schule mit Vermeidung der Fehler derselben wieder anzunehmen, verfielen sie in das andere Extrem, und gaben sich nun Mühe, alle Gedanken recht klar auszudrücken, und sie alles poetischen Schmuckes zu entkleiden. Sie waren zufrieden, wenn sie nur den lohensteinschen Schwulst vermieden, und sich recht verständlich machten. So wurde die Poesie verwässert und sank zur bloßen Reimerei herab. Die bekanntesten dieser Dichter sind: Neukirch, Johann von Besser, Ulrich von König, Freiherr von Canitz und Brockes.

Benjamin Neukirch,

führte ein sehr bewegtes Leben. Er war gebohren in Reinke, einem Oertchen in Schlesien, hart an der polnischen Gränze, wo sein Vater Notarius war. Nachdem er in Frankfurt an d. Oder studirt hatte, lebte er als Advocat in Breslau. Aber diese Beschäftigung sagte ihm nicht zu; er gab sie daher auf, ging nach Frankfurt zurück, und hielt Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit. Dann that er dasselbe auf der neuen Universität in Halle. Sein poetisches Talent und seine feine Sitten machten ihn in der großen Welt bekannt; er erhielt Hofmeisterstellen in den angesehensten Häusern, lebte mit seinen Zöglingen bald in Dresden, bald in Berlin, und wurde endlich als Erzieher des Erbprinzen nach dem Hofe von Ansbach berufen. Hier erhielt er den Titel eines Hofraths, und starb daselbst 1729, 64 Jahre alt.

Er galt zu seiner Zeit für einen großen Dichter, der er in der That nicht war. Anfangs war er ein Lohensteinianer; dann widerte ihn der poetische Schwulst an, und nun wurde er ein platter Reimer, weil es ihm ganz an poetischem Feuer fehlte. Er hat viele Lieder, poetische Briefe und Satyren gedichtet, auch Fenelons Telemach in matte deutsche Reime übersetzt.

Johann von Besser

war in Curland geboren und studirte in Königsberg Theologie. Als er dann mit einem jungen reichen Curländer auf Reisen ging, hatte er das Unglück, daß sein Zögling in Leipzig im Duell erstochen wurde. Indessen hatte er hier die Tochter des Bürgermeisters Kühlewein, ein schönes und reiches Mädchen, kennen gelernt, ihre Zuneigung erworben und ein Eheversprechen erhalten. Dies bewog ihn, dem geistlichen Stande zu entsagen und die Rechte zu studiren. In Sachsen fand er keine Aussicht zu einer Anstellung; er begab sich daher nach Berlin, lernte hier den Fürsten von Dessau kennen, und dieser, der sonst kein Freund der Dichter und Gelehrten war, aber Bessers Muth kennen gelernt hatte, empfahl ihn dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Von nun an trat er in brandenburgische Hofdienste, und genoß hier solcher Auszeichnung, wie sich wenige Dichter an Höfen zu erfreuen haben. Er wurde Ceremonienmeister, in den Adelstand versetzt, zuletzt Geheimerrath, und für seine Gelegenheitsgedichte wurden ihm vom Könige und dessen Ministern bald 200, 300, 500, bald gar 2000 Thlr. ausgezahlt. Die Beschreibung der Krönung Friedrich I brachte ihm ein Geschenk von 2000 Thlr. ein. Auch richtete er drei Jahre früher das Ceremoniell bei dem Empfange des Czar Peter des Großen in Königsberg ein. Kurz er stand in großen Gunsten, wurde mit Ehre überhäuft, war ein schöner Mann, und ein vollkommner Ceremonienmeister, der aufs Haar wußte, wie viel äußere Ehre jedem Fürsten, Prinzen und anderem Manne vom Stande erwiesen werden mußte. Seine geliebte Kühlewein hatte er zwar geheirathet, aber sie starb schon im sechsten Jahre ihrer Ehe. Als König Friedrich I 1713 starb, und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm I den Hofstaat einschränkte, erhielt Besser seinen Abschied, und gerieth bald in Schulden und Noth, bis ihn nach einigen Jahren der prachtliebende König von Polen August II als Geheimen Kriegsrath und Ceremonienmeister in seine Dienste nahm. August war mit seinen Talenten als Ceremonienmeister so zufrieden, daß er ihm auftrug, einen jungen Mann in der damals so über-

aus wichtig scheinenden Ceremoniellwissenschaft anzulernen. Besser wählte dazu den damaligen Hofpoeten König. Er starb im 75sten Jahre, 1729 in Dresden.

Bessers meiste Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Tiefe Empfindung, hohe Begeisterung sucht man in ihnen vergebens. Aber er hielt sich von dem Ungeschmack der zweiten schlesischen Schule entfernt, drückt seine Gedanken klar aus, und hat leichte, fließende Reime. Er hat durch seine Gedichte zur Verdrängung des lohensteinischen Schwulstes viel beigetragen.

Ulrich von König.

war aus Eßlingen in Schwaben gebürtig, lebte eine Zeitlang in Schwaben, wo er mit den niedersächsischen Dichtern bekannt, und dadurch bewogen wurde, die lohensteinische Manier, welcher er bisher gehuldigt hatte, zu verlassen, und die wässerige Art zu dichten anzunehmen. Durch seine Verse war er dem Könige von Polen August II bekannt worden, und als der bisherige Pritschmeister in Dresden gestorben war, ließ August König das Amt antragen. Ein solcher Pritschmeister war ein Mittelding zwischen einem Hofpoeten und einem Hofnarren. Er mußte bei Hoffesten die Gesellschaft mit allerhand Scherzen unterhalten, auf den König sowohl als auf den übrigen Hof Verse aus dem Stegereif dichten, und hatte eine Art von Narrentracht. König hielt sich für zu gut, um sich zu der Stelle eines solchen Halbnarren herzugeben; er schlug also einen andern Dichter, den Schlesier Günther, dazu vor, der sich auch dem Könige dazu präsentirte, aber betrunken vor ihm erschien, und also nicht angenommen wurde. Jetzt ließ sich König willig finden, doch unter der Bedingung, daß der Name Pritschmeister wegfiele, daß er dafür den Titel eines Hofpoeten erhielte, und ihm eine andere, würdigere Tracht gegeben würde. Als Besser 1729 gestorben war, wurde König sein Nachfolger als Ceremonienmeister, erhielt den Titel eines Hofraths, und wurde geadelt. Er starb 1745, 57 Jahre alt.

Seine Dichtergaben waren nicht groß. Fern von aller poetischen Begeisterung wußte er nur gereimte Prosa hervorzu-

bringen, die aber als treffliche Poesie damals bewundert wurde. Sein berühmtestes Gedicht ist ein Heldengedicht: August im Lager. Hier schildert er das Lustlager, welches August II zu Ehren des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der ihn besuchte, bei Mühlberg hielt.

Der Freiherr von Canitz

war ein ausgezeichneter Dichter. Er wurde in Berlin geboren, wo sein Vater, der schon vor des Sohnes Geburt starb, Kammergerichtsrath war. Seine treffliche Großmutter leitete seine Erziehung. Sein Fleiß wurde durch gute Fähigkeiten unterstützt, so daß er schon mit 17 Jahren die Universität beziehen konnte. Er studirte in Leiden, dann in Leipzig, dichtete und arbeitete fleißig, und machte eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und Holland. Nach Berlin zurückgekehrt, genoß er die Gunst des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Kurfürsten Friedrich III, der ihn zu seinem Geheimen Staatsrath ernannte. Er wurde zu mehreren Gesandtschaften gebraucht, die er zu großer Zufriedenheit seines Kurfürsten ausrichtete. Er war mit einem Fräulein von Arnim, die eben so schön als tugendhaft und liebenswürdig war, 15 Jahre lang sehr glücklich verheirathet, bis sie 3 Jahre vor ihm starb. Sie ist von ihm unter dem Namen Doris besungen worden. Er starb 1699, 45 Jahre alt, allgemein geliebt und geachtet.

Canitz hatte zwar keine glänzende Einbildungskraft, und konnte sich zu keiner hohen Begeisterung erheben; aber die leichteren Gattungen der Poesie gelangen ihm vorzüglich gut. Sein guter Geschmack bewahrte ihn vor der Nachahmung Lohensteins, und so wurde er einer der ersten, welche einen besseren Geschmack einführten. Er bedient sich einer reinen, fließenden Sprache, und sein Versbau ist leicht und angenehm. Nur leidet auch er an den Fehlern seiner Zeit: an einer zu großen Nüchternheit der Gedanken und einer Breite des Ausdrucks. Er schrieb viele Gelegenheitsgedichte, Sinngedichte, Episteln und geistliche Lieder. Am berühmtesten sind mit Recht seine Satyren.

Brockes

war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Hamburg, der schon früh starb, worauf seine Mutter seine Erziehung leitete. Sein Fleiß und seine Talente verschafften ihm viele Kenntnisse, so daß er die neu errichtete Universität Halle beziehen konnte, wo er die Rechte studirte. Nun machte er mehrere Jahre hindurch Reisen durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Holland. Nach Hamburg zurückgekehrt, lebte er ohne öffentliches Amt von seinem Vermögen, und beschäftigte sich mit der Poesie und den Wissenschaften. Nachdem er Rathsherr geworden war, schickte ihn seine Vaterstadt mehrmals als Gesandten nach Kopenhagen, Wien, Berlin und Paris. Er starb in Hamburg 1747, 67 Jahre alt.

Er gehörte zu seiner Zeit zu den beliebtesten und gelesensten Dichtern. Er hatte zwar kein hervorstechendes Dichtertalent, aber die Gabe, schnell und geschickt zu reimen. Was ihm den Beifall seiner Zeitgenossen erwarb, war sein frommer Sinn und sein Gefühl für die Schönheiten der Natur. Diese Gemüthlichkeit liegt allen seinen Dichtungen zum Grunde, und giebt ihnen allein einen gewissen Reiz, während seine Breite, seine Ausführlichkeit und seine kleinlichen Schilderungen allerdings etwas ermüden. Seine besten Gedichte, in denen er die Natur besingt, und sein Dankgefühl gegen Gott für den Genuß derselben ausdrückt, führen den Titel: irdisches Vergnügen in Gott, und enthalten zum Theil recht gelungene Schilderungen.

Unter allen Liederdichtern dieses Zeitraums, und namentlich der letzten Hälfte desselben, ist ohne Zweifel der talentvollste

Johann Christian Günther,

aus Striegau in Schlesien, wo sein Vater Arzt war. Dieser bemerkte früh die schönen Anlagen des Sohnes, und schickte ihn auf die Schule nach Schweidnitz. Hier erwarb er sich durch Fleiß, Sittlichkeit und große Fortschritte allgemeine Liebe, und seine Gelegenheitsgedichte, deren er hier schon sehr viele machte, erregten Bewunderung. Aber eben diese allgemeine

Aufmerksamkeit, die man ihm erwies, machte ihn übermüthig, er glaubte nicht mehr nöthig zu haben, sich auf die Wissenschaften zu legen, und wurde unordentlich. Er ging nach Wittenberg, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Aber sein Fleiß hatte hier bald ein Ende. Er dichtete, und ergab sich daneben allen möglichen Unordnungen; darüber gerieth er in Schulden, und wurde sogar festgesetzt. Sein Vater, der ihn bisher unterstützt hatte, erklärte nun, nichts mehr für ihn thun zu wollen. Als er wieder frei wurde, ging er auf die Universität Leipzig. Sein schönes poetisches Talent verschaffte ihm die Gunst des Hofraths Menke, eines geachteten Dichters, und dieser empfahl ihn dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II. Als aber Günther sich dem Könige vorstellte, schien er so betrunken, daß er kein vernünftiges Wort reden konnte, und also weggewiesen wurde. Jetzt ging er nach Schlesien zurück, und sprach bei seinem Vater ein; aber dieser war über sein unordentliches Leben zu aufgebracht, wies ihn fort, und sagte sich ganz von ihm los. Von nun an irrte er mehrere Jahre in Schlesien umher, lebte von dem Ertrage seiner Gelegenheitsgedichte, und bat seine ehemaligen Gönner um Unterstützung. Wenn auch dann und wann sein besserer Sinn sich wieder erhob, und er sich selbst Besserung gelobte, so gingen die guten Vorsätze bald wieder in seiner Liebe zum Trunke unter. Ein neuer Versuch, von seinem Vater die Kosten der Doctorpromotion zu erhalten, scheiterte, weil dieser seinen Versprechungen nicht traute. In einer Art von Verzweiflung ging er endlich nach Jena, um da mit neuem Fleiße zu studiren. Aber er war schon zu sehr an das wüste Leben gewöhnt, um auf dem bessern Wege sich erhalten zu können; bald gab er sich dem Trunke wieder so hin, daß er hier 1723, noch nicht 28 Jahre alt, an den Folgen seiner Ausschweifungen starb.

Günther hatte große Talente zur Poesie. Er folgte weder dem Geschmacke der zweiten schlesischen Schule, noch der nüchternen Art zu dichten der Niedersachsen, sondern überließ sich seinem eigenen Genius. Seine meisten Gedichte sind zwar in der damals beliebtesten Versart, dem Alexandriner, gedich-

tet; aber er wählte oft auch ein freieres Versmaaß. Unstreitig wäre er ein sehr ausgezeichneter Dichter geworden, hätte seine Liebe zum Trunke ihn nicht gewaltsam in die Sphäre der niedrigen Welt immer wieder herabgezogen, wenn sein poetisches Feuer seinen Geist aufwärts führen wollte. Daß ihm gute und fromme Regungen nicht fremd waren, daß er seine Fehltritte oft schmerzlich bereute, und eine innige Sehnsucht nach Besserung und nach Aussöhnung mit sich selbst fühlte, beweisen seine geistlichen Lieder. Nur fehlte es ihm an Kraft, seinen niedern Gewohnheiten zu entsagen, und so war sein ganzes Leben ein ohnmächtiger Kampf guter Vorsätze gegen eingewurzeltes Laster. Er dichtete vorzüglich Oden, geistliche und weltliche Lieder, Elegien und Satyren.

Noch eine Verirrung der Poesie müssen wir erwähnen, die Schäferpoesie, die um die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Deutschland aufkam. Früher schon hatten die Spanier und Italiener diese Art der Dichtung bei sich eingeführt. In Liedern, Erzählungen und Gesprächen wurde das Schäferleben geschildert. Wäre dies nur auf eine natürliche Weise geschehen, hätte man nur die Schäfer und Schäferinnen so sprechen und handeln lassen, wie sie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt als glückliche Naturmenschen sprechen und handeln konnten: so wäre dagegen nichts einzuwenden. Aber man gefiel sich in den lächerlichsten Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten. Alles, was die Hirten sprachen, war so gesucht, süßlich und matt, alles, was sie thaten, so geziert und unnatürlich, alle Empfindungen, die sie äußerten, so überspannt, daß ein unverdorbener Geschmack das ganze Wesen hätte äußerst lächerlich finden müssen. Viele deutsche damals lebende Dichter fanden es aber ganz allerliebst, und ahmten es geschwind nach. Ja, zwei derselben, Klai und Harsdörfer, stifteten sogar eine besondere Gesellschaft, um diese tändelnde Art zu dichten zu verbreiten: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder den gekrönten Blumenorden. Klai starb 1656 als Prediger in Kitzingen am Main, Harsdörfer 1658 als Rathsherr in Nürnberg. Der Name des Ordens wurde von dem Flusse Pegnitz, an welchem Nürnberg liegt, hergenommen. Jedes

Mitglied nahm einen aus der Schäferwelt entlehnten Namen an: Daphnis, Myrtill, Amyntas, Damon u. dgl. m. Alle Schäfergedichte dieser Männer sind voll Lächerlichkeiten, Witzeleien und Plattheiten, und die Schreibart ist gesucht und matt.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts ging eine wackere Veränderung im Religionswesen der Evangelischen vor, die auch auf den Geist der Kirchenlieder Einfluß hatte. Schon bald nach Luthers Tode waren unter den lutherischen Geistlichen Streitigkeiten entstanden. Ein Theil derselben hielt sich genau an Luthers Worte, Andre folgten ihren eigenen Einsichten, und erklärten die Bibel nach ihren Ansichten. Daraus war Streitsucht entstanden. Man vergaß die Hauptlehren der Religion, und stritt sich mit Heftigkeit über Nebensachen und Auslegungen. Wollte ein selbstdenkender Mann seiner eigenen Ansicht folgen, und wich er nur im geringsten von dem einmal angenommenen Lehrbegriff ab, so wurde er als ein Ketzer betrachtet. Statt auf tugendhaftes Leben, auf Besserung des Herzens und auf inniges Gottvertrauen zu dringen, schalten die Prediger von den Kanzeln auf die Andersdenkenden, und verlangten nur den wahren Glauben. Darunter verstanden sie aber nicht die reine Lehre Jesu, sondern die von ihnen angenommenen Lehrsätze, die zum Theil der Lehre Jesu und der Vernunft widersprachen. So konnte es unmöglich bleiben. Da ließ die Vorsehung einen Mann auftreten, der den Gemüthern eine bessere Richtung gab. Dieser Mann war

Philipp Jakob Spener.

Er war in Elsaß 1635 geboren, wo sein Vater Rath und Registrator bei einem Grafen von Rappolstein war. Vorzüglich wirkte auf das junge Gemüth des Knaben die fromme Gräfin, die ihn wegen seines stillen, bescheidenen Wesens recht lieb gewonnen hatte, und sich oft mit ihm über Gott unterhielt. Als er 14 Jahre alt war, starb die Gräfin. Ihr Tod, bei dem er zugegen war, machte auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck. Sie starb so freudig, so ergeben, daß er sich fest entschloß, auch so fromm und tugendhaft zu leben, um einst auch so ruhig sterben zu können. Nachdem er in Straßburg

mit dem größten Fleiße Theologie studirt hatte, erhielt er die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten. Endlich wurde er zum Prediger gewählt, und nun erbaute er durch seine Predigten alle, die ihn hörten; denn er schalt nicht, wie die andern Geistlichen, auf die Andersdenkenden, sondern empfahl christliche Gesinnung und Heiligkeit des Lebens, und wies dabei immer auf das Beispiel Jesu hin. Bald wurde sein Name auswärts berühmt, und man berief ihn als ersten Geistlichen nach Frankfurt am Main, wo er solchen Beifall fand, daß seine Kirche die Zahl der Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Denn er drang auf ein recht thätiges Christenthum, auf inniges Anschließen an Gott, und strenge Sittlichkeit des Lebens; jeder Christ könne den andern belehren und erbauen, nicht bloß der Geistliche; die heilige Schrift sey wichtiger als alle erst später von Menschen aufgestellte Glaubensregeln; aus ihr müsse der Mensch vorzüglich seinen Trost, seine Hoffnung, seine Stärkung und seine Belehrung suchen. Damit nicht zufrieden, hielt er in seiner Wohnung Zusammenkünfte mit frommen Leuten. Hier wiederholte er das, was er in seinen Predigten gelehrt hatte, unterhielt sich darüber mit den Anwesenden, und ging mit ihnen einzelne Abschnitte der Bibel durch. Dadurch stiftete er vielen Segen; seine Gemeine hing mit großer Liebe an ihm, und auch in andern Städten richteten wohldenkende Geistliche ähnliche Versammlungen ein. In einer Schrift machte er auf die Mißbräuche in der evangelischen Kirche aufmerksam. Man solle doch ja nicht glauben, daß der Prediger die Macht habe, Sünden zu vergeben; alle Vergebung hange nur von Besserung des Herzens ab; die evangelische Kirche sey so wenig, wie die katholische, von Irrthümern frei; daher müsse man sich an das Evangelium halten, nicht aber an die Lehren der Kirche, die oft von jenem abwichen; der bloße Glaube helfe nichts, wenn er nicht mit einem frommen Leben verbunden sey. Viele fromme Gemüther gaben ihm ihren Beifall; aber die strengen Theologen waren mit ihm unzufrieden, verdrehten seine Worte, und schrieen, die reine Lehre sey in Gefahr; er aber ging ruhig seinen Weg fort. Nach 20jährigem Aufenthalte in Frankfurt wurde er

als Oberhofprediger nach Dresden berufen. Hier fuhr er fort, segensreich zu wirken, ob es ihm gleich auch hier an Feinden nicht fehlte. Die durch ihn gebildeten jungen Geistlichen lehrten hier und da in seinem Sinne, besonders August Herrmann Franke in Leipzig, der nachher Stifter des großen Waisenhauses und Pädagogiums in Halle wurde. Die, welche ihnen anhingen, zeichneten sich durch Bescheidenheit und Anständigkeit aus; sie besuchten kein Tanzvergnügen, kein Theater, noch andere Vergnügungsörter, und zeigten in ihrem ganzen Wesen die in ihnen vorgegangene Gemüthsveränderung. Lag in ihrem Thun auch manche Uebertreibung, so war doch die gute Absicht nicht zu verkennen. Aber Viele fanden daran Anstoß; ihre Gegner nannten sie Fromme oder Pietisten. Ruhig ertrugen sie jede Beleidigung im Bewußtseyn ihres reinen Willens. Bald erhielten die Pietisten einen größeren Wirkungskreis. Spener hatte sich durch seine Offenheit die Ungnade seines Kurfürsten zugezogen, und nahm daher einen Ruf nach Berlin als Propst an der Nicolaikirche an. Hier wirkte er noch 14 Jahre lang, und starb 1705, 80 Jahre alt.

Noch bei Speners Lebzeiten errichtete der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III, eine Universität in Halle. Spener empfahl ihm zu Lehrern Franken und andere junge Männer, die gerade von ihren Gegnern aus Leipzig vertrieben waren. So wurde Halle der Hauptsitz der Pietisten. Die Orthodoxen (Rechtgläubigen), zu denen besonders die wittenberger Theologen gehörten, suchten sie überall verdächtig zu machen, und das war freilich nicht christlich. Indessen ließen sich auch die Pietisten viele Uebertreibungen zu Schulden kommen. Daß sie alles auf Gott bezogen, mit recht kindlichem Vertrauen an ihm hingen, Religiosität überall zu verbreiten suchten, eine sanfte Duldung gegen Andersdenkende ausübten, und jede Gelegenheit, Gutes zu thun, mit Eifer ergriffen, war allerdings höchst achtungswerth. Aber ihre übertrieben-strenge Moral war keineswegs zu billigen Sie verlangten eine gänzliche Enthaltung von allen Zerstreuungen des Lebens. Spiel, Tanz, Schauspiel erschienen ihnen als grobe Vergehungen, als Werke des Teufels. Ferner spielten sie förmlich mit dem Got-

tesdienste. Es war ihnen nicht genug, sich täglich einige Mal zu Gott im Gebet zu wenden, sondern sie setzten etwas darein, Gott und besonders Jesus immer im Munde zu führen, und meinten, der gewöhnliche Gottesdienst reiche zur Frömmigkeit nicht hin; die Wiedergebornen — so nannten sie sich — müßten sich besonders mit einander versammeln, und sich gemeinsam zu frommen Entschließungen erwecken. Die schlimmen Folgen dieser Uebertreibung zeigten sich bald. Viele, die Spenern nicht recht verstanden hatten, verfielen in Schwärmereien. Die ehrwürdige Frömmigkeit der ersten Pietisten ging bald in Kopfhängerei und Heuchelei über. Sie gaben sich ganz ihren dunkeln religiösen Gefühlen hin, und spielten lieber mit biblischen Worten und Redensarten, als daß sie Handlungen der Menschenliebe ausübten.

Diese, den Pietisten eigene Richtung des Gemüths, hatte auf den Geist der von ihnen gedichteten Kirchenlieder großen Einfluß. Man nennt diese — Jesuslieder, weil sie besonders das Lob Jesu besingen. Viele derselben athmen allerdings ein hohes religiöses Gefühl, eine ächt fromme Gesinnung; aber die meisten sind matt, spielen mit biblischen Worten und Gleichnissen, und zeugen von einer überspannten, durch dunkle Vorstellungen aufgeregten Phantasie. Daß die von Spener und Franke herrührenden Lieder von diesen Fehlern sich meist frei erhalten, braucht kaum gesagt zu werden.

Noch ein bekannter Dichter geistlicher Lieder muß hier genannt werden, Benjamin Schmolke, der zu seiner Zeit in großem Ansehen stand. Er war Prediger in Schweidnitz, wo er 1737, 65 Jahre alt, starb.

---

2. Epische Poesie.

Der Sinn für epische Poesie schien sich bei den Deutschen ganz verloren zu haben. So viel auch Lieder gedichtet wurden, so wenig zeigten die Dichter Neigung, ihr Talent auf die erzählende Poesie zu wenden, und was ja darin gedichtet wurde,

war entsetzlich breit und langweilig. Auch nicht ein einziges Epos aus dieser Zeit hat einen bleibenden Werth, und verdient genannt zu werden.

---

3. Dramatische Poesie.

Im vorigen Zeitraume klagten wir, daß die dramatischen Gedichte höchst unvollkommen und geschmacklos waren. Nicht viel besser wurde es in diesem Zeitraume. Schauspiele kannte man immer noch nicht. Man hatte Trauer- und Lustspiele, aber da der damalige Geschmack Musik und Gesang mit dem Theaterwesen verbunden haben wollte, so wurden weltliche und geistliche Stücke mit Gesängen durchflochten, und wenn sich etwa nicht genug Gesänge anbringen ließen, so wurde wenigstens ein musikalisches Nachspiel angehängt. So wurde also wo möglich in Trauer-, Lust- und Schäferspielen, wie in den eigentlichen Singspielen, wacker gesungen. Geschmacklos und unnatürlich waren alle diese Sachen, und zwar besonders darum, weil die Dichter nicht ihrem eigenen Sinne folgten, sondern die Franzosen, Italiener, Holländer und Spanier durchaus nachahmen wollten.

Unter den Trauerspieldichtern jener Zeit ist der talentvollste unstreitig Andreas Gryph. Aber sein Ausdruck ist gesucht, voll Uebertreibungen und Declamationen, und er kann nicht genug des Gräßlichen und Entsetzlichen auf einander häufen. Dazu kommt der Mangel an Geschmack, daß er die Personen des Alterthums sprechen läßt, wie zu seiner Zeit die Menschen mit einander sprachen; so klingt es z. B. für unsere Ohren höchst sonderbar, wenn sie, selbst Könige und Königinnen, sich mit „Er" und „Sie" (in der 3ten Person des Singulars) anreden.*) Alle seine Trauerspiele sind in Alexandrinern.

---

*) Unter andern sagt einmal Antonius zur Kleopatra:

Mein Schatz! Nehm' Sie in Acht die Würde Ihres Standes,
Und faß' im tiefsten Fall Ihr diesen Muth im Sinn:
Sie starb Aegyptenlands geborne Königin.

Eine andere Königin sagt einst zu einem Könige:

Will Er um meine Gunst sein ganzes Reich verschwenden?

Nach Gryph ist Lohenstein der ausgezeichnetste Tragiker. Er arbeitete ganz in Gryphs Manier, aber sein Stil ist noch gesuchter, noch steifer und ceremoniöser und noch mehr voll Bombast und Uebertreibungen, und doch fand man das damals ganz herrlich, und konnte die Pracht des Ausdrucks nicht genug bewundern.

Auch als Lustspieldichter zeichnete sich Andreas Gryph aus. Wenn man in seinen Stücken auch auf viele Geschmacklosigkeiten und Gemeinheiten stößt, so kommen doch auch wieder manche ächt komische Scenen vor. In keinem Lustspiele und in keiner Posse durfte der Hanswurst fehlen, der das Publikum mit allerhand zum Theil wohl plumpen Späßen unterhielt. Eins der Lustspiele Gryph's hieß: Horribilicribrifax; schon dieser Name zeigt, wie gesucht damals der Scherz war.

Noch mehr als Trauer- und Lustspiele wurden Singspiele verfertigt, gewöhnlich um irgend ein Fest zu feiern. Meist nahm man den Stoff dazu aus der Mythologie, und wandte ihn auf den Gegenstand des Festes an; oder es wurde eine Scene aus dem Schäferleben gegeben. Eine besondere Fertigkeit, dergleichen Singspiele zu entwerfen, besaß Andreas Gryph, der sich also in allen Arten der dramatischen Kunst versuchte. Auch Prediger Klai und Professor Simon Dach verfertigten viele solche Stücke.

Die Singspiele wurden meist von Dilettanten zur Feier irgend eines frohen Ereignisses aufgeführt, also nur für Privatzirkel. Aber es gab auch öffentliche Bühnen, auf denen Trauer- und Lustspiele gegeben wurden. Die Schauspielergesellschaften wurden damals noch nicht von Fürsten besoldet, sondern mußten sich durch Anschmiegen an den Geschmack der Zeit ihren kärglichen Unterhalt erwerben. Freilich mögen sie auch wohl noch höchst elend gewesen seyn. Folgende zwei Theaterzettel von der Gesellschaft, welche zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in Breslau spielte, können einen Beweis von dem damaligen Zustande des Geschmacks geben:

„Auf hohen und gnädigsten Befehl wird heute von denen hier subsistirenden hochdeutschen Comödianten eine recht sehenswürdige und extraordinairlustige Comödie vorgestellt werden.

Es werden dannenhero alle Lustige und Traurige invitiret, die Lustigen nach ihrem Humeur zu ergötzen, die Traurigen aber lustig zu machen, zu welchem Vorsatze die comische Freiheit von dem heutigen Lustspiele, zu beliebiger Nachricht vorgenommenes Intenti, folgenden ridiculeusen Titel setzet: das Reich der Todten, oder: die von ihrem aus Imagination gestorbenen Vater Simplicio in das Reich der Todten an Alexandro Magno und dem französischen bekannten General Luxemburg versprochene Bürgertochter Isabella und Aurelia, mit dem aus dem Mondenreich angelangten Ambassadeur, in dem fingirten Todtenreich in verschiedenen Gestalten sich verwandelnden Proteo, und letzlich durch Betrug selbst todt persuadirten, viel Fatiquen ausstehenden Hanswurst, wobei Bell-Amour, ein französischer verruckter virtuöser Musicus, einen unwissenden Liebhaber seiner eigenen Braut abgiebt, und Riepel, sein Lakai, lustigste, theils listigste, theils tummeste Passagen, theils natürlich, theils durch Zauberei vorstellet.“ —

„Mit Bewilligung hoher Obrigkeit wird heute von denen hier anwesenden Comödianten was Galantes in Breslau vorgestellt, dergleichen Stücke man auf keinem Schauplatz zählet. Es ist mit Kurzen, neu, heut wird es produciret, und zu dem ersten Mal dem Gönner aufgeführet, betitult: Sie Mann und Er Weib, oder: wo die Weiber nach Regiment und Staatsintriguen zielen, da kann der Mann den Rock mit sammt dem Haupt verspielen.“

---

4. Didaktische Poesie.

Opitz

war mit mehreren Lehrgedichten aufgetreten, die wir oben schon genannt haben. Man hätte glauben sollen, daß dem Beispiele dieses hochverehrten Dichters viele folgen würden. Aber das war nicht der Fall. Im Allgemeinen wurden nicht viel eigentliche Lehrgedichte hervorgebracht, und die, welche erschienen, waren mit den opitzischen nicht zu vergleichen. Der

Vortrag war matt und langweilig, und der Gegenstand oft so unpoetisch, daß beim besten Willen der Dichter ihm keine poetische Seite abgewinnen konnte. Rathsherr **Brockes** in Hamburg z. B. dichtete: die fünf Sinne; ein ander Mal: Betrachtungen über die Natur des Lichts und der Wärme.

Fabeln kamen fast gar nicht vor, und die wenigen, die gedichtet wurden, waren elend. **Harsdörfer** war fast der einzige Fabeldichter; die meisten seiner Fabeln sind aber nichts als matte Allegorien und Parabeln.

Desto mehr Geschmack fand man an **Epigrammen**. Unter den zahlreichen Epigrammatikern steht oben an: **Freiherr von Logau**; außer ihm sind zu merken: **Olearius**, **Zinkgref**, **Aßmann von Abschatz** und **Wernike**.

Der Freiherr von Logau

war ein Schlesier von Geburt. Von seinen Lebensumständen wissen wir fast nichts, als daß er als Kanzleirath in den Diensten des Herzogs von Liegnitz stand. Er starb 51 Jahre alt, 1655 in Liegnitz. Kein Epigrammatiker vor ihm war so fruchtbar, so gewandt, so schalkhaft, so treffend, so zartfühlend wie er. Er dichtete 3553 Epigramme und Sinngedichte. Unter einer solchen Zahl können nicht alle von Werth seyn; viele sind schlecht gerathen; dafür sind aber wieder andre desto ausgezeichneter.

Olearius,

geboren in Aschersleben, der Sohn eines Schneiders, ging, warum? weiß man nicht, nach Holstein, wo er Bibliothekar des Herzogs wurde. Er begleitete dieselben Gesandtschaften, die oben bei Flemming erwähnt worden sind, nach Moskau und nach Persien, und gab nach seiner Rückkehr nach Gottorp eine treffliche Beschreibung der persischen Reise heraus. In Persien hatte er die Werke einiger persischen Dichter kennen gelernt, und dies bewog ihn, dieselben nicht nur zu übersetzen, sondern auch eigene Sinngedichte zu verfertigen. Er starb 1671, 72 Jahre alt, in Gottorp als herzoglicher Bibliothekar.

Zinkgref

war der Sohn eines Rathes in Heidelberg. Nach Vollendung seiner Universitätsjahre ging er 5 Jahre lang auf Reisen nach Helvetien, Frankreich, England und Holland, und machte dabei auch Opitz's Bekanntschaft, mit dem er eine innige Freundschaft schloß. Sein Leben fiel in die Zeit, wo der dreißigjährige Krieg die Gegenden am Rhein sehr unruhig machte, und da er General-Auditeur bei den pfälzischen Truppen in Heidelberg geworden war, so wurde er in den Strudel der Kriegsbegebenheiten gezogen, und bald hierhin, bald dorthin geworfen. Eine Zeitlang war er sogar Secretair und Dolmetscher bei einem französischen Gesandten. In den letzten Jahren lebte er in St. Goar am Rhein, und wurde hier 1635, 44 Jahre alt, von der Pest weggerafft.

Aßmann von Abschatz,

war ein schlesischer Gutsbesitzer. Er hatte sich durch Reisen nach Holland, Frankreich und Italien und durch fleißiges Lesen der damaligen Dichter gebildet, und wurde Deputirter bei den breslauischen Fürstentagen. Er starb 1699, 53 Jahre alt.

Wernike.

Von diesem ausgezeichneten Dichter ist weder Geburtsort, noch Geburtsjahr, noch Sterbejahr bekannt. Er war ums Jahr 1665 in Preußen geboren, und studirte in Kiel, wo sich der auch als Dichter bekannte Professor Morhof seiner sehr annahm. Dieser ermunterte ihn zur Poesie, und stellte ihm vor, er könne sich als Epigrammatiker den größten Ruhm erwerben, weil vor ihm noch kein Deutscher darin etwas geleistet habe. Logau war ihm nur dem Namen nach bekannt. Wernike benutzte den Rath, und hat darin in der That etwas Vorzügliches geleistet. Er war ein Mann von einem höchst gebildeten Geschmacke, großem Verstande, und wenn er auch nicht die Gewandtheit Logau's hat, so übertraf er ihn noch an Schärfe des Witzes und der Satyre. Er lebte einige Jahre in England, wo er mütterliche Verwandte hatte, als Gesandtschafts-

secretair. Da ihm seine Aussichten auf weitere Beförderung vereitelt wurden, ging er nach Hamburg, wo er mehrere Jahre privatisirte. Hier bekam er einen berühmten Streit mit zwei dort wohnenden Dichtern. Er hatte nämlich seine Sinngedichte und Epigramme drucken lassen, und darin öfters die Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohensteins getadelt, die nur die Fehler ihrer Muster, nicht aber ihre Vorzüge nachahmten. Ein in Hamburg lebender Licentiat, Postel, bezog diese Satyren auf sich, weil er ein sclavischer Nachahmer Lohensteins war. Er hielt sich wegen der in seinen elenden Gedichten ausgekramten Gelehrsamkeit für einen großen Geist, und fühlte sich also durch Wernikens Spott beleidigt. Er dichtete also, um sich zu rächen, ein Sonett, und verglich darin Lohenstein mit einem Löwen, Werniken mit einem Hasen, der auf dem todten Löwen herumspringt. Wernike, Posteln weit überlegen, schwieg nicht. Er dichtete ein Heldengedicht: Hans Sachs. Der Name dieses Meistersängers stand nämlich damals nicht in solchen Ehren, wie jetzt; man unterschied ihn nicht von den elenden Reimern, die ihm folgten, und nannte jeden, der ohne dichterischen Beruf reimte, einen Hans Sachs. In diesem Gedichte nun läßt er seinen Gegner, dessen Namen er in Stelpo verändert hatte, von Hans Sachs zu seinem Nachfolger feierlich gekrönt werden. Postel selbst antwortete darauf nicht; dagegen nahm sich sein Freund, der Advocat Hunold, seiner an, und schrieb gegen Wernike: „der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andere närrische Poeten,“ und da dieser nichts darauf erwiederte, so gab er ein Pasquill in der Form eines Schauspiels heraus: „der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete.“ Darin läßt Hunold Werniken unter dem Namen Wecknarr und Narrweck selbst auftreten, und in der Rolle eines verückten Pritschmeisters allerlei Thorheiten begehen. Wernike rächte sich dafür durch einige Epigramme, durch die er Hunolden lächerlich machte. So endigte sich dieser ärgerliche Streit, der allen betheiligten Personen Unehre machte.

Wernike übersah seine Gegner bei weitem an Kenntniß, wie an Geschmack. Dabei war er billig denkend gegen seine

Vorgänger. Er tadelte zwar die elenden Reimereien der späteren Meistersänger und den Ungeschmack Lohensteins; aber er ließ den Talenten Hans Sachsens und Lohensteins sonst alle Gerechtigkeiten widerfahren. Er starb zwischen 1710 und 1720 als dänischer Staatsrath und Resident am französischen Hofe in Paris.

Als Satyriker haben sich ausgezeichnet Laurenberg und Rachel.

Laurenberg

war in Rostock geboren, und starb 1658 als Professor an der Ritteracademie in Soröe auf der Insel Seeland, 68 Jahre alt. Er war ein fröhlicher, höchst launiger Mann, der in plattdeutscher Sprache vier Satyren schrieb: „De veer olde beröhmede Scherzgedichte, als 1) erstlick van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodischer Kleiderdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poesie unde Rymgedichten. Met eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden (Zeiten) nyen ingeschlekenen Misbrüken. Gedrücket in düssen itzigen Jahr.

Rachel

wurde in Holstein geboren, wo sein Vater Prediger war. Er bekleidete mehrere Jahre die Rectorstelle in Norden in Ostfriesland. Zuletzt berief man ihn als Rector nach Schleswig. Als er aber hier kaum 1½ Jahr gewesen war, starb er 1669, 51 Jahre alt. Er gehört zu den ernsten Satyrikern, die über die Thorheiten der Menschen nicht lachen, sondern sie mit Ernst strafen. In der ersten Satyre: „das poetische Frauenzimmer oder die böse Sieben" spricht er von den gewöhnlichen Fehlern der Frauen. Er giebt sieben böse Charaktere an, die aus der Art, wie Jupiter sie geschaffen hätte, herzuleiten wären. Die faule Müssiggängerin wäre aus Koth und fauler Erde erschaffen; die Unreinliche stamme von der Sau her; die Listige und Verstellungssüchtige vom Fuchse; die Falsche, Neidische, Mißgünstige und Beißige vom Hunde; die Wetterwendische aus dem Meere; die Geschwätzige von der Gans. Wegen dieser poeti-

schen Ableitung nennt er die Frauen die poetischen. Zuletzt schildert er eine vollkommene Hausfrau als Gegenbild, und leitet sie von der Biene her.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts war der Freiherr von Canitz der gefeiertste Satyrendichter. Aber nie griff er darin Personen an; nur die Verirrungen der Menschen werden von ihm getadelt, und dies geschieht auf eine so schonende Art, daß Keiner die Satyre auf sich beziehen und dadurch beleidigt werden konnte. Besonders sind es zwei Thorheiten, auf welche er aufmerksam macht: die Narrheiten der Dichter, und die Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Von der letztern konnte Canitz vornehmlich aus Erfahrung sprechen. Seine Satyren sind ungeachtet ihrer Allgemeinheit wahrhaft belehrend und bessernd; denn er hat darin einen Schatz von Weisheit und Tugendlehren niedergelegt, die sehr beherzigenswerh sind. Nur sind auch seine Satyren, wie alle seine Gedichte, nicht sowohl aus einem eigentlich poetischen Geiste, sondern aus seinem vielfach gebildeten Verstande und seiner gereiften Beurtheilungskraft hervorgegangen.

Auch der obengenannte schlesische Dichter Günther dichtete Satyren. Auch in ihnen zeigt sich zwar sein großes poetisches Talent; aber auch sein ausgeartetes, leichtsinniges Gemüth. Denn sie sind voll von Persönlichkeiten, durch welche er sich überall Feinde machte. Selbst geachtete Personen, die ihm sogar Wohlthaten erwiesen hatten, griff er nicht selten an, sobald sie ihm einmal in den Weg traten. Zum Theil sind sie sehr breit und langweilig, und offenbar das Schlechteste unter seinen Gedichten.

---

5. Prosa.

Mit der Prosa war es auch in dieser Periode schlechter bestellt, als mit der Poesie. Luthers kräftige Sprache war längst durch eine bald süß-tändelnde, bald gesuchte und schwülstige Schreibart verdrängt. Nur Wenige sind es, die davon eine Ausnahme machten, und ihren eigenen Weg gingen.

Die Predigten waren im Allgemeinen nicht besser, als die im vorigen Zeitraume. Man hielt steif und fest an den eingeführten Kirchenlehren, betrachtete es als Hauptsache, sie den Zuhörern recht fest einzuprägen, und eiferte gegen die, welche nur einen Finger breit davon abwichen. Nur die Vorträge Speners und A. H. Franke's, in denen ein Geist milder Frömmigkeit herrschte, machten davon eine Ausnahme. Eine sonderbare Erscheinung war der originelle

Abraham a Sancta Clara.

Er hieß eigentlich Ulrich Megerle, und war aus Schwaben gebürtig. Mit 20 Jahren trat er in den Orden der Barfüßer-Augustiner, und nahm nun jenen Namen an. Er zeichnete sich bald als gewandter Kanzelredner aus, und wurde daher, erst 27 Jahre alt, kaiserlicher Hofprediger in Wien, und das ist er geblieben, bis er 1709, 68 Jahre alt, starb. Er war ein Mann von vielem Witze, der unaufhörlich übersprudelte, hatte eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit, ein ungemeines Gedächtniß, eine seltene Gewandtheit der Sprache, einen lebhaften Geist, und eine besondere Fertigkeit, in Reimen zu sprechen. Seine Predigten sind voll Feuer und Witz, nur ist zu bedauern, daß er die Würde der Kanzel vergaß, und nicht selten Possenreißerei trieb.

Was der Ausbildung der deutschen Prosa im Wege stand, war die Thorheit der Gelehrten, die sich schämten deutsch zu schreiben, und glaubten, es gehöre sich für sie, sich nur lateinisch auszudrücken, und schrieben sie ja einmal deutsch, so war es höchst elend. Der erste, der es wagte, deutsche Lehrvorträge zu halten, war

Christian Thomasius,

ein Mann von großer Gelehrsamkeit, scharfem Verstande, und vorurtheilsfreiem Blick. Er wurde bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Leipzig gebohren, wo sein Vater Professor war. Schon mit 17 Jahren war er Magister der Philosophie. Als er in Leipzig Vorlesungen über Philosophie

und Rechtsgelehrsamkeit zu halten anfing, so zog er sich bald viele Feinde, besonders unter den Professoren, zu, weil er schonungslos gegen alte Vorurtheile zu Felde zog. Auch ärgerten sie sich, daß er — eine damals unerhörte Sache — deutsche Vorlesungen hielt, und daher großen Zulauf bekam. Er gab auch das erste Journal, das in Deutschland erschienen ist, heraus, unter dem Titel: Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher, und als er auch hierin die Thorheiten der Gelehrten angriff, so verbot ihm das sächsische Oberconsistorium nicht nur das Schreiben und die Vorlesungen, sondern wollte ihn sogar festnehmen lassen. Aber er entkam noch zu rechter Zeit nach Berlin, wo der Kurfürst v. Brandenburg Friedrich III. ihn nicht nur in Schutz nahm, sondern ihm auch die Erlaubniß gab, in Halle Vorlesungen zu halten. Eine Menge junger Leute strömte nun nach Halle, um seine Vorträge zu hören. Dies gab dem Kurfürsten Veranlassung, 1694 die hallische Universität zu stiften, deren vorzüglichste Zierde Thomasius wurde. Späterhin hatte er die Genugthuung, daß ihn die Leipziger zurückriefen; aber er schlug den Ruf aus, und starb, 73 Jahre alt, als preußischer Geheimerrath 1728 in Halle. Er war auch der Erste, der seine Stimme gegen die bis dahin noch üblichen Hexenprozesse und gegen die Tortur erhob, und gegen den Glauben an Hexen und Gespenster eiferte.

Sein Zeitgenosse war der große

Leibnitz.

Er war in Leipzig geboren, und da sein Vater, der Professor war, schon starb, als der Knabe noch nicht 6 Jahre alt war, so leitete seine treffliche Mutter die Erziehung, die auch so gut anschlug, daß er schon als Kind Bewunderung erregte. Er las mit der größten Wißbegier, und lernte bei seinem ungeheuren Gedächtniß so viel, daß er schon im 15ten Jahre die Universität Leipzig besuchen konnte. Späterhin ging er auch nach Jena. Mit 18 Jahren war er schon Magister. Auf einer Reise durch Nürnberg lernte er einen mainzischen Minister kennen, der an dem

jungen gelehrten Magister solchen Geschmack fand, daß er ihn seinem Herrn, dem Kurfürsten von Mainz, empfahl. Dieser berief ihn zu sich, und brauchte ihn theils zu Gesandtschaften, theils zu Ausarbeitung wichtiger Staatsschriften. Dabei studirte Leibnitz noch mehrere Wissenschaften, so daß er bald nicht nur in einer, sondern in allen, die er ergriff, die größten Gelehrten seiner Zeit hinter sich ließ. Einige Jahre darauf reiste er nach Paris und London. Sein Name war bereits durch seine Schriften berühmt geworden, und daher nahmen ihn hier die berühmtesten Gelehrten sehr freundlich auf, und es fehlte nicht an Zuredungen, bei ihnen zu bleiben. Aber er schlug alles aus, kehrte nach Deutschland zurück, und trat in die Dienste des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Auch hier zeigte er eine ungeheure Thätigkeit; bald setzte er schwierige Staatsschriften auf, bald förderte er lang verborgene Urkunden aus den Archiven ans Licht, bald machte er im Reiche der Naturlehre und Mechanik neue Entdeckungen, bald schrieb er deutsch, bald lateinisch, bald französisch, und behielt dabei noch immer Zeit, weiter zu studiren, und seine große Gelehrsamkeit zu erweitern. Denn er brauchte wenig Zeit zum Schlafen und Essen. Er arbeitete gewöhnlich die halbe Nacht hindurch, und aß selten zu bestimmter Zeit, sondern wenn ihn gerade hungerte. War er sehr beschäftigt, so ging er wohl gar nicht erst ins Bette, sondern blieb in seinem Arbeitsstuhle sitzen, um gleich wieder, wenn er erwachte, weiter arbeiten zu können. Bei dem Allen war er kein gelehrter Pedant, sondern der feinste und gewandteste Weltmann; denn oft wurde er von seinem Herzog auf Reisen geschickt, um an andern Höfen Aufträge auszurichten. Die Monarchen jener Zeit wetteiferten mit einander, ihn auszuzeichnen. Sein Herzog ernannte ihn zu seinem Geheimen-Justizrathe, und gab ihm außer einem für jene Zeit bedeutenden Gehalte freie Equipage und Bedienung; Peter der Große, der ihn auf einer Reise kennen gelernt hatte, gab ihm jährlich 1000 Thlr.; Kaiser Karl VI. machte ihn zum Baron, und gab ihm 2000 Gulden Jahrgehalt, u. s. w.; kurz er würde von Allen geehrt, und als die neue Königin v. Preußen, Sophie Charlotte, eine Societät der Wissenschaften (die jetzige

Akademie) in Berlin stiften wollte, wurde er dahin eingeladen, um sie einzurichten. Er starb endlich 1716 in Hannover, nachdem er eben erst die Feder aus der Hand gelegt hatte, plötzlich auf seinem Studirstuhle, 71 Jahre alt. Seine Bildsäule ziert einen Platz in Hannover. Es ist zu bedauern, daß Leibnitz meist in französischer und lateinischer Sprache schrieb, wahrscheinlich weil er die deutsche noch für zu roh erkannte, um sich darin gut ausdrücken zu können.

Noch muß sein berühmter Schüler genannt werden:

Christian Freiherr von Wolf.

Er war aus Breslau gebürtig, wo sein Vater ein Gerber war, der alles auf die Erziehung seines hoffnungsvollen Sohnes wandte. Schon als Knabe zeigte dieser große Neigung für Mathematik und Philosophie, und wirklich hat er sich auch nachher in beiden Wissenschaften großen Ruhm erworben. Nachdem er in Jena und Leipzig studirt hatte, wurde er in Leipzig Magister, und erhielt die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, die mit großem Beifalle besucht wurden. Er erhielt bald mehrere Anträge nach auswärtigen Universitäten; und erklärte sich endlich für Halle, wohin er als Professor der Mathematik ging. So deutlich und bestimmt hatte noch Keiner vor ihm die Lehrsätze der Mathematik und Philosophie vorgetragen, wie er, und daher wurde sein Name immer berühmter, und viele Jünglinge zogen bloß um seinetwillen nach Halle. Man wollte ihn in Wittenberg, Leipzig und Petersburg haben, aber er lehnte alle Anträge ab, und erhielt dafür vom Könige v. Preußen den Titel eines Hofraths und einen erhöheten Gehalt. Dies aber und der große Zulauf, den er hatte, erregte den Neid der andern Professoren, und diese reichten eine Klage gegen ihn beim Könige ein, daß er ein Religionsverächter sey. Friedrich Wilhelm, ohne die Sache zu untersuchen, entsetzte ihn seines Amtes, und befahl ihm bei Strafe des Galgens, Halle und das preußische Gebiet binnen 48 Stunden zu verlassen. Einem Manne, wie Wolf, fehlte es nicht an Zufluchtsörtern. Der Landgraf v. Hessen-Cassel ernannte ihn gleich zum Hofrath

und Professor an der Universität in Marburg; die Akademien in London, Paris und Stockholm machten ihn, als hätten sie ihn entschädigen wollen, zu ihrem Mitgliede, und die Kaiserin Katharina I v. Rußland setzte ihm eine jährliche Pension aus, nachdem er ausgeschlagen hatte, zweiter Präsident der petersburger Akademie zu werden. Sobald Friedrich der Große zur Regierung gekommen war, rief er, als eine seiner ersten Regierungshandlungen, Wolfen, den er immer sehr hochgeschätzt hatte, unter ansehnlichen Bedingungen nach Halle zurück. Wolf nahm den Ruf an, und wurde nun zum Geheimenrath und Kanzler der Universität ernannt. Bald darauf ernannte ihn auch der Kaiser zum Baron. Er starb 1754, 76 Jahre alt.

Wolf hat das große Verdienst, die vielen fremden, lateinischen und französischen Wörter aus der deutschen Sprache verbannt zu haben, und gelang es ihm auch noch nicht ganz, so ist er doch schon darum, daß er den Anfang dazu machte, hoch zu rühmen.

Der Romane wurden in diesem Zeitraume noch nicht so viele geschrieben, wie jetzt; man wärmte meist die früheren in einer erneuerten Gestalt auf. Aber es kamen auch manche neue hinzu, die fast alle dieselben Fehler an sich tragen, welche wir an den poetischen Erzeugnissen getadelt haben. Besonders reich an Uebertreibungen und Bombast waren die Romane derer, die zur zweiten schlesischen Schule gehörten, und schon die Titel lassen dies ahnen, z. B. Ibrahims oder des durchlauchtigen Bassa und der beständigen Isabella Wundergeschichte; ferner: der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladiska anmuthige Wundergeschichte. Der berühmteste dieser Romane ist: die asiatische Banise oder blutiges und doch muthiges Pegu. Der Verfasser war ein Gutsbesitzer in der Oberlausitz, v. Ziegler und Kliphausen, der 1690 starb. Die Sprache darin ist so süßlich, geziert und unnatürlich, daß man jetzt nur darüber lachen kann, und sich wundern muß, wie so etwas schön gefunden werden konnte. Auch fingen in dieser Zeit die Geschichten von Robinson an.

Weit geschmackvoller und in einer reineren, kräftigeren Sprache geschrieben sind die Werke eines Kammerpräsidenten Moscherosch in Hanau, der 1669 starb, und sich in seinen Schriften Philander von Sittewald nennt. Es sind erdichtete Erzählungen, in denen er sich über die Verirrungen seiner Zeit lustig macht.

Am Ende dieses Zeitraums, ums Jahr 1730, erschien unter dem Namen der Insel Felsenburg eine höchst anziehende Sammlung von Novellen und Erzählungen, die nicht nur durch ihren unterhaltenden Inhalt damals Interesse erweckten, sondern auch jetzt noch als ein lebendiger Sittenspiegel jener Zeit zu betrachten sind. Der Verfasser war wahrscheinlich ein Secretär Schnabel in Wernigerode.

Siebenter Zeitraum.

Von Friedrich dem Grossen bis zur neuen Zeit.

Eine eigentliche Nationalliteratur hatten die Deutschen bisher noch nicht gehabt. Wenige Dichter und Prosaisten folgten ihrem Genius, sondern ahmten mehr oder weniger die Ausländer, am meisten die Franzosen, nach; denn es fehlte das edle Selbstgefühl, daß die Deutschen, unabhängig von fremden Mustern, selbst etwas Tüchtiges hervorbringen könnten. Da trat Friedrich der Große auf, und erfüllte Europa mit Bewunderung seiner Thaten. Die Deutschen fühlten, daß es eine Schande sey, von einem Volke, das von Friedrichs Heeren geschlagen wurde, im Reiche der Literatur Gesetze anzunehmen; die Preußen waren stolz auf ihren König, und der Haß gegen die Franzosen verwandelte sich nun in Verachtung, seitdem sie bei Roßbach so schmählich in die Flucht gejagt worden waren. Vaterlandsliebe und Nationalstolz erwachten aufs Neue; man bemühte sich, die fremden Fesseln abzuwerfen, welche den freien deutschen Geist bisher niedergehalten hatten. Die thörichte Bewunderung der Franzosen verlor sich immer mehr, nachdem man sich fühlen lernte, und einsah, daß jede Nation ihre eigene, eine National-Literatur haben müßte.

Indessen konnte diese Veränderung nicht mit einem Male vor sich gehen. Zu Anfange dieser Periode lebte in Leipzig Professor Gottsched, der sich seit dem Jahre 1724 zum Tonangeber in Sachen des Geschmacks aufgeworfen hatte, und dessen Ansehen so groß war, daß lange Keiner ihm zu wider-

sprechen wagte. Er selbst hatte sich durch Nachahmung französischer Muster gebildet, und war in mancher Hinsicht allerdings ein Mann von großen Verdiensten. Er war ein Feind des lohensteinschen Schwulstes; er verlangte, daß man seine Gedanken deutlich und in einer reinen, fließenden Sprache vortrage, und stemmte sich besonders gegen die verderbliche Sprachmengerei, der man noch immer zu sehr ergeben war. Aber durch den Vortrag verständiger Gedanken in einer reinen, wohlgeordneten Sprache, und durch Anwendung eines wohlklingenden Reims wird man noch kein Dichter, und mit Recht warf man ihm nachher vor, daß es ihm ganz an Dichtertalent fehle, und daß er durchaus ein großer Dichter seyn wolle, ohne doch mehr als ein Reimer zu seyn. Seine Anhänger bildeten eine eigene Schule, welche man die Gottschedianer oder Leipziger nennt. Gegen die wässerigen Reimereien dieser Schule erhoben sich zuerst zwei Gelehrte und Dichter in Zürich, Bodmer (der als Rathsherr und Professor 1783 starb) und Breitinger (gest. 1776 als Professor ebendaselbst), machten Gottscheds Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit lächerlich, und bewiesen ihm, daß er kein Dichter, und seine und seiner Schüler Reimereien keine Gedichte wären. Das nahm Gottsched sehr übel, zog gegen die Sprache der Schweizer — so nannte man die Anhänger Bodmers — zu Felde, und behauptete, sie verständen nicht richtig deutsch zu schreiben. Von beiden Seiten stritt man mit großer Heftigkeit, und jeder suchte dem andern wehe zu thun. Das Wahre an der Sache war, daß beide Partheien ihre Verdienste und ihre Schwächen hatten. Aber ihre Gegner erkannten nur die letzteren, und sie selbst hatten nur für die ersteren Augen. Je länger der Streit währte, desto mehr schlugen sich dazu, und zuletzt hatten sich fast Alle, die an der neueren Literatur Antheil nahmen, für die eine oder für die andere Parthei entschieden. Ehre machte der Streit beiden Theilen nicht, und das Ende davon war, daß die besten Köpfe auf die Seite der Schweizer traten, die auch wirklich die trefflichsten Gedichte lieferten, aber dagegen an Reinheit und Richtigkeit der Sprache Gottscheden nachstanden. Dieser unglückliche Mann hatte den Kummer, daß er sich lächerlich

gemacht, und seines früheren Ruhms sich beraubt sah, was ihn, einen so eiteln und stolzen Mann, doppelt kränken mußte. Als er 1766 (67 Jahre alt) in Leipzig starb, hatten sich fast alle seine früheren Schüler von ihm zurückgezogen, und huldigten dem neueren Geschmack.

Gottscheds und der Gottschedianer wässerige Reimereien waren also nun durch die Schweizer gestürzt; aber ihr eigenes Ansehen galt auch nicht lange. Die eigentliche Bestimmung der Poesie, den menschlichen Geist über das alltägliche Leben in höhere Sphären zu erheben, begriffen sie auch nicht; denn sie glaubten, die Poesie sey nur bestimmt, die moralischen Vorschriften in ein angenehmeres Gewand zu kleiden, und ihnen dadurch mehr Eingang zu verschaffen. Ihre Werke übertrafen zwar die der Gottschedianer; aber eine bessere Zeit stand noch bevor, und sollte von Deutschland selbst ausgehn. Es bildete sich nämlich um das Jahr 1740 in Leipzig ein Verein mehrerer trefflicher, dort studirender Jünglinge, die voll Begeisterung für Poesie und Literatur zusammentraten, um dem Geschmacke eine bessere Richtung zu geben. Man nennt diesen Verein die sächsische Schule. Alle dazu gehörige junge Männer waren anfangs Gottscheds Schüler gewesen, hatten sich aber bald von ihm zurückgezogen, und beschlossen, einen neuen Weg einzuschlagen. Alle sind nachher, mehr oder weniger, berühmte Männer geworden. Es gehörten dazu namentlich: Gellert, Rabener, die Brüder Johann Elias und Johann Adolph Schlegel, Klopstock, Gärtner, Ebert, Zachariä, Conrad Arnold, Schmid, Gisele, Weiße, Kästner, u. a. Ihre zum Theil schon damals vorzüglichen Arbeiten sammelten sie in einer Zeitschrift, welche die bremischen Beiträge heißen, und recht viel zur Herbeiführung eines besseren Geschmacks beigetragen haben. Sie hingen zwar im Allgemeinen noch dem französischen Geschmacke an, aber sie gaben sich Mühe, schöne und erhabene Gedanken in einer reinen, wohlklingenden Sprache vorzutragen, nur war ihr Vortrag oft weitschweifig, und auch sie hatten bei ihren Poesien nur die Absicht, moralische Wahrheiten darin vorzutragen und anschaulicher zu machen.

Seinen eigenen Weg ging der große **Klopstock**, ob er gleich auch zum sächsischen Dichterkreis gehörte. Ohne sich an die französischen Muster zu kehren, folgte er allein seiner hohen Begeisterung für Religion und Vaterland. Bei keinem Dichter war die Begeisterung dafür so groß; keiner besaß einen so edeln Nationalstolz und so hohe Begriffe von der Kraft und Schönheit der deutschen Sprache.*) Daher haben seine Meisterwerke einen ächtnationalen Geist, der durch keine Uebersetzung in eine andere Sprache so wiedergegeben werden könnte.

Zu derselben Zeit, als sich der sächsische Verein in Leipzig bildete, trat ein ähnlicher in Halle zusammen. Vier edle Jünglinge, die hier mit einander studirten, fühlten sich von gleicher Liebe für Tugend und von dem Wunsche beseelt, durch gegenseitiges Bemühn ihren Geschmack zu bilden, und vielleicht dereinst dem damaligen Geschmack eine bessere Richtung zu geben. Sie hießen **Gleim, Uz, Götz** und **Ramler**. Sie wichen von den Leipzigern darin ab, daß sie sich nicht so ängstlich an die französischen Muster, sondern mehr an die altgriechischen und römischen hielten, und daß sie nicht sowohl moralische Wahrheiten, sondern Scherz und Heiterkeit durch ihre Gedichte verbreiten wollten. Als sie Halle verließen, trennten sie sich zwar, aber sie blieben auch ferner noch in freundschaftlichem Verkehr. Berlin, wohin Ramler ging, wurde nun der Mittelpunct ihrer Bestrebungen, und da ihr Kreis sich hier durch den Zutritt von **Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai** und **Kleist** erweiterte, so nennt man ihn den **Berliner Dichterverein**.

So wurde immer mehr die Vorliebe für die Franzosen und die Nachahmung derselben verdrängt, und die Deutschen sahen zu ihrer Freude, daß sie auf ihren eigenen Füßen stehen könn-

*) In diesem Gefühle ruft er aus:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage —
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

ten. Dennoch hörte die Vorliebe für französische Sprache und Literatur noch nicht gleich auf. Die Fürsten und der Adel machten sich erst nach und nach davon los. Es ist zu bedauern, daß Friedrich der Große von diesem Vorurtheil nie zurückgekommen ist. Er war durch Franzosen erzogen worden, hatte die französische Sprache und Literatur lieb gewonnen, und hatte den Glauben, daß nur die Franzosen witzig, die deutsche Sprache aber ungefügig und geschmacklos sey. Dagegen hat er um die deutsche Literatur das große Verdienst, daß er durch die Freiheit im Denken und Schreiben, die er in seinem Staate gestattete, die talentvollsten Schriftsteller ermuthigte und begeisterte, und daher mag es kommen, daß das nördliche Deutschland sich vor dem südlichen so sehr hervorthat. Aber auch ein kleinerer Hof darf nicht verschwiegen werden, der sich um die deutsche Literatur hoch verdient machte. Der herzogliche Hof in Weimar zog mehrere ausgezeichnete Köpfe an sich, und ermunterte ihre Talente. Besonders sind dabei rühmlich zu erwähnen die Herzogin Amalie (eine geborene Prinzessin v. Braunschweig, gest. 1807) und die Großherzogin Luise (eine Prinzessin v. Darmstadt, gest. 1829). Beide sammelten berühmte Männer um sich, und machten, daß Weimar lange Zeit als der Mittelpunkt der deutschen Bildung betrachtet wurde. Nach dem Muster dieses Hofes fingen auch andere Höfe an, ihre Gunst den deutschen Musen zuzuwenden. Die französischen und italienischen Theater gingen nach und nach ein, und man errichtete dagegen Nationaltheater. Von Jahr zu Jahr wurde der deutschen Sprache mehr Gerechtigkeit erwiesen, und die Kenntniß der französischen mehr als Nebensache betrachtet, und so ist es denn endlich dahin gekommen, daß man die Kenntniß der Muttersprache zu einer unerläßlichen Bedingung der Geistesbildung gemacht hat. Nur noch bei einem Theile unseres Landadels findet man, als einen Ueberrest des alten Vorurtheils, den Glauben, daß das Reden des Französischen der Fertigkeit, sich gut deutsch auszudrücken, vorgehe.

Den größten Einfluß auf die Herbeiführung eines besseren Geschmacks haben, außer jenen beiden Dichtervereinen und außer Klopstock, Lessing und Wieland gehabt.

Wieland

hatte sich durch die alten Griechen und Römer, durch Franzosen und Engländer gebildet. Er ging nicht darauf aus, wie die sächsische Schule, ernste Wahrheiten auszubreiten und mit einem schönen Gewande zu umgeben, sondern mehr den sinnlichen Lebensgenuß zu preisen und die Phantasie zu beschäftigen. Wenn also auch sein Zweck bei weitem nicht so edel war, als der der Dichter jener beiden Vereine, so übertraf er sie dagegen durch seine außerordentliche Gewandtheit der Sprache, durch die Anmuth seines Ausdrucks, und durch die bewunderungswürdige Leichtigkeit, mit welcher er den Reim behandelte, der ihm so ungesucht, wie keinem Andern, zu Gebote stand. Nur erscheint Wieland weniger nationell; denn seine Werke haben mehr das Gepräge der griechischen Anmuth und der französischen Eleganz, als des ernsten deutschen Geistes. Auch hat er das Verdienst, den großen englischen Dramatiker Shakspeare durch seine Uebersetzung desselben zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Dadurch wurde eine Vorliebe für englische Literatur erweckt, und diese diente der Neigung für die französische eine Zeitlang zum Gegengewicht.

Noch größer als Wieland steht

Lessing

da, ein Mann von bewunderungswürdiger Geisteskraft, mit der er ohne Schonung alle eingerostete Vorurtheile, wo er sie auch fand, angriff und bekämpfte, und der thörichten Vorliebe für französische Literatur den Todesstoß beibrachte. Alles, was er ergriff, betrachtete er von einer neuen Seite, die Andern entgangen war; sein Scharfsinn durchdrang alles, und in einer kräftigen, fließenden und hinreißenden Sprache theilte er seine Ansichten den ihn bewundernden Deutschen mit.

Etwa 30 Jahre später, als jene beiden Dichtervereine eine schönere Morgenröthe für unsere Literatur heraufführten, bildete sich ein neuer solcher Verein, in Göttingen, der Hainbund.*)

*) So genannt, weil die Jünglinge, die dazu gehörten, sich auf dem anmuthigen Hainberge bei Göttingen mit einander verbanden.

Die berühmtesten Mitglieder desselben waren: Boie, Voß, Bürger, die Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Hölty, Miller, und Leisewitz. Eine gemeinschaftliche hohe Begeisterung für den edlen Klopstock brachte sie zusammen. Wie er, wollten sie ihren Gesängen ein ächt deutsches Gepräge geben. Lag auch in ihren Ansichten ein nicht geringer Grad von Ueberspannung, so haben sie doch alle späterhin, der eine mehr, der andre weniger, recht viel geleistet und ihre Namen berühmt gemacht. Ihre Gedichte vereinigten sie in Musenalmanachen und in dem deutschen Museum, das Boie herausgab.

Um dieselbe Zeit traten zwei andere große Männer auf, die sich nachher in Weimar zusammenfanden: Göthe und Herder, jeder in seiner Art groß. Während der letztere durch seine tiefsinnigen und geistreichen Untersuchungen mehr den Verstand seiner Leser beschäftigte, wirkte Göthe auf die Phantasie seiner Zeitgenossen, und bewirkte eine Begeisterung, welche die gedeihlichsten Folgen hatte, eine Begeisterung, wie man sie früherhin für keinen Dichter gefunden. Die Geister wurden durch sein Beispiel mächtig aufgeregt, sich in den verschiedensten Formen der Poesie zu versuchen. Bald darauf erschien Schiller, und seitdem wurden Göthe und Schiller als die ersten deutschen Dichter, und wohl nicht mit Unrecht, betrachtet. Was sie und die vielen späteren Schriftsteller, die sich an ihrem Feuer gewärmt und durch ihr Beispiel begeistert haben, geleistet, werden wir unten bei jedem einzelnen angeben.

A. Bis auf Göthe und Schiller.

1. Literatur der Poesie.*)

Ungefähr zu derselben Zeit, als der Streit zwischen Gottsched und Bodmer ausbrach, also noch am Ende des vori-

*) Wir haben bei dieser reichhaltigen Periode es für besser gehalten, die zu erwähnenden Schriftsteller nach ihrem ungefähren Zeitalter auf einander folgen zu lassen, als sie nach den vier Hauptdichtungsarten von ein-

gen Zeitraums, machten zwei junge Dichter auf sich aufmerksam: Hagedorn und Haller. Jener zeichnete sich in der poetischen Erzählung, der Fabel und dem Liede durch Leichtigkeit des Versbau's und Anmuth der Sprache, dieser in der beschreibenden und belehrenden Poesie, in der Ode und im Liede durch Erhabenheit der Gedanken, durch edle Gefühle und durch Kraft des Ausdrucks aus. Die Gedichte Hagedorns erinnerten an die französische Eleganz und Gewandtheit, die Hallers an den Ernst und die Gediegenheit der Engländer; doch tadelt man an jenen des Dichters breite, geschwätzige Manier, an diesen dagegen Mangel an Klarheit und Anmuth.

Friedrich von Hagedorn

wurde in Hamburg 1708 geboren, wo sein Vater dänischer Statsrath war. Schon früh zeigte er Neigung zur Poesie, die durch den Umgang seines Vaters mit Wernike, Hunold und andern Dichtern Hamburgs genährt wurde. In seinem 15ten Jahre verlor er den Vater, der seine Familie in sehr beschränkten Vermögensumständen hinterließ. Dennoch wandte die Mutter alles auf, dem Sohne eine gute Erziehung zu geben. Er studirte in Jena, und ging dann nach London, wo er Privatsecretair des dänischen Gesandten wurde. Nach zwei Jahren kehrte er nach Hamburg zurück, und hoffte auf eine Anstellung; aber es gelang ihm nicht. Er lebte zwar bei seiner Mutter; diese konnte ihm aber wenig Unterstützung gewähren, und starb auch bald darauf. Endlich erhielt er mit 25 Jahren eine Anstellung als Secretair am englischen Court (spr. Kort) in Hamburg, einer alten englischen Handelscompagnie. Dies Amt hat er bis an seinen Tod bekleidet. Von nun an lebte Hagedorn der Dichtkunst, der Freundschaft und der Geselligkeit, und da er ein sehr heitrer Gesellschafter war, so wurde er sehr gesucht. Alle ausgezeichnete Fremde, selbst Fürsten, suchten seine Bekanntschaft. Er

---

ander zu sondern, weil es uns scheint, als wenn man die Eigenthümlichkeit eines jeden besser beurtheilen könne, wenn man einige seiner Arbeiten bei einander hat, als wenn diese hier und da zerstreut sind. Nur die allgemeine Abtheilung in Poesie und Prosa ist von uns im Folgenden angenommen worden.

war vom edelsten Herzen; seine oft sehr kärglich gefüllte Börse war dennoch stets für den Bedrängten offen; und seine Bescheidenheit war so groß, daß er sich nie hervordrängte, und seine Gedichte nicht eher drucken ließ, bis er sie mehrmals durchgesehen und verbessert hatte. In der letzten Zeit seines Lebens litt er sehr an der Wassersucht; von seinen Leiden zeugen die rührenden Zeilen, die er damals niederschrieb:

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren;
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübniß ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren;
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu seyn.

Er starb schon 1754, erst 46 Jahre alt.

Albrecht von Haller

wurde in demselben Jahre in Bern geboren, in welchem Hagedorn das Lebenslicht erblickte. Sein Vater war Advocat und ein reicher Mann. Haller war in seiner Jugend sehr schwächlich, aber er zeigte schon früh große Anlagen, und dabei die brennendste Wißbegier, und da seine Schwächlichkeit ihn von den gewöhnlichen Spielen der Jugend entfernt hielt, so wandte er alle Zeit aufs Lernen. Was er hörte und las, schrieb er nieder, und zeigte dabei die größte Geduld; er schrieb unter andern über tausend kleiner Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Sein Fleiß erhielt nicht die gehörige Aufmunterung. Seine Eltern machten ihm, statt ihn zu loben, Vorwürfe, daß er ewig lese und schreibe, und meinten, es würde nichts aus ihm werden. Als er 10 Jahre alt war, fielen ihm Lohensteins Gedichte in die Hände; sie entzückten ihn, und er hatte keinen größern Wunsch, als auch einmal so dichten zu können, ein Wunsch, der glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen ist. Nachdem er seinen Vater im 13ten Jahre verloren hatte, ließ man ihn ungestört studiren, was und wie er wollte, und nun las und studirte er, was ihm vorkam, so daß er bald eine Masse von Gelehrsamkeit in seinem Kopfe hatte. Aus allen Büchern, die er las, machte er Auszüge; aber seine Lieblings-

beschäftigung war die Dichtkunst, wozu ihn noch mehr die schöne Umgegend von Biel, wo er auf der Schule war, ermunterte. Endlich bestimmte er sich, Medicin zu studiren, und bezog schon im 15ten Jahre die Universität Tübingen. Dann ging er nach Leiden. Mit vielen Kenntnissen ausgerüstet kehrte er nach Bern zurück, und wurde, erst 19 Jahre alt, Doctor der Medicin. Die nächsten Jahre brachte er theils mit eifrigem Studiren, theils mit Reisen nach England und durch die Schweiz zu. Die letztere Reise veranlaßte ihn, späterhin sein treffliches Gedicht: die Alpen zu dichten. Nachdem er einige Zeit in Bern als Arzt gelebt hatte, erhielt er, 28 Jahre alt, einen Ruf nach Göttingen, als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik. Er nahm ihn an, da er in Bern nicht so ausgezeichnet worden war, wie er es verdiente. Bald nach seiner Ankunft in Göttingen verlor er seine zärtlich geliebte Frau, mit der er nur 5 Jahre verheirathet gewesen war. Auf ihren Tod ist die schöne Elegie: Auf das Absterben meiner geliebten Mariane. Zwei Jahre darauf verheirathete er sich zum zweiten Male, war aber auch dieses Mal so unglücklich, seine Frau bald zu verlieren. Erst mit der dritten hat er länger gelebt. Sein Name wurde indessen immer berühmter. Bald gab er anatomische, bald botanische, bald medicinische Schriften heraus; er machte neue Entdeckungen; auswärtige gelehrte Gesellschaften wetteiferten, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen, und mehrere Fürsten verliehen ihm Titel und Auszeichnungen. Zu Gedichten hatte er jetzt nur noch selten Zeit, und nach seinem 40sten Jahre hörte er damit ganz auf. Endlich ergriff ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und nach einem 17jährigen Aufenthalte in Göttingen, kehrte er nach Bern zurück, wo ihm mehrere Aemter übertragen wurden. Mit ungeheurer Thätigkeit verwaltete er diese nicht nur, sondern er studirte auch weiter fort, arbeitete eine Menge gelehrter Schriften aus, und führte mit vielen auswärtigen Gelehrten und Freunden einen ausgebreiteten Briefwechsel. Erst in seinem Alter verfiel sein großer Geist. Seine Frömmigkeit gerieth auf die Abwege einer sich selbst peinigenden Mystik; er bildete sich ein, daß zur Erlangung der Seligkeit der Glauben an die alten Kirchenlehren,

selbst an die Existenz des Teufels eine nothwendige Bedingung wäre, und gab also auch einen Beitrag zu der traurigen Erfahrung, daß kein menschlicher Geist, er sey so groß wie er wolle, vor Verirrung und Thorheiten sicher sey. Nachdem der große Mann noch kurz vor seinem Tode die Ehre gehabt hatte, von Joseph II einen Besuch zu erhalten, starb er 1777, 69 Jahre alt.

Klopstock

wurde 1724 in Quedlinburg geboren, der älteste der Kinder des Commissionraths und Gutspächters Klopstock. Seine Kindheit verlebte er in dem Städtchen Friedeburg an der Saale, wo der Vater das Amt gepachtet hatte. Mit 13 Jahren kam er nach Quedlinburg, und bildete sich später auf der Schulpforte aus. Die klösterliche Einsamkeit auf dieser Schule und die romantische Gegend weckte hier seine Anlage zur Poesie. Er faßte schon hier den Entschluß, ein größeres Heldengedicht zu entwerfen; lange schwankte er über den Gegenstand; endlich entschied er sich für den Messias. Mit 21 Jahren ging er auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren, und fing hier an, sein unsterbliches Heldengedicht, den Messias, niederzuschreiben. Aber die Rohheit der Studirenden, unter denen er keinen zusagenden Umgang fand, bewog ihn nach Leipzig zu gehen, wo er mit seinem Verwandten, Achatius Ludwig Karl Schmidt aus Langensalza,*) ein gemeinschaftliches Zimmer bezog. Schmidt war auch der einzige, dem er das Geheimniß anvertraute, daß er an dem Heldengedicht, mit dem er ohne seinen Namen hervortreten wollte, arbeitete. Bald machte er auch mit Cramer Bekanntschaft, und diesem verrieth Schmidt das Geheimniß. Cramer, davon entzückt, bat und erhielt die Erlaubniß, es seinen Freunden mittheilen zu dürfen. Auch diese wurden dadurch Klopstocks warme Verehrer, und alle baten ihn, in ihren Dichterverein zu treten, was er gern annahm. Die drei ersten Gesänge des Messias wurden nun in den bremischen Beiträgen abgedruckt. Sie

*) Er ist 1784 als Geheimerrath und Kanzler der Regierung in Weimar gestorben.

machten durch ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck; so erhabene Gesinnungen, so tiefe und heilige Gefühle hatte noch Niemand in einer so herrlich klingenden Sprache ausgedrückt; selbst der Gebrauch des Hexameters war eine fast neue Erscheinung. Man fragte sich erstaunt, wer der erhabene Dichter seyn möge, und von allen Seiten erhoben sich Bewunderer des ausgezeichneten Gedichts, dessen Fortsetzung man begierig entgegen sah. Nach zwei Jahren verließ Klopstock Leipzig, und wurde Erzieher in dem Hause eines Verwandten in Langensalza. Hier lernte er seines Freundes Schmidt Schwester, Fanny Schmidt, kennen, und empfand für dieses schöne und kluge Mädchen lebhafte Neigung. Aber Fanny hatte mehr Verstand als Gemüth; sie fühlte sich geschmeichelt, seine Zuneigung zu besitzen, ohne sie zu erwiedern, und die Betrübniß darüber machte ihn so schwermüthig, daß er durchaus einer Zerstreuung bedurfte. Zum Glück erhielt er damals eine Einladung nach Zürich von Bodmer, der erfahren hatte, daß Klopstock der Verfasser des Messias sey.*) Dieser nahm die Einladung an, und lebte 1750 drei Vierteljahre in Bodmers Hause. Aus dieser Zeit sind mehrere seiner trefflichsten Oden, die theils an Fanny gerichtet waren, theils seinen Freund Bodmer und die Fahrt auf dem zürcher See verherrlichten. Als er eben in sein Vaterland zurückkehren wollte, um sich um ein Amt zu bewerben, erhielt er einen Brief aus Dänemark; der König Friedrich V, der seinen Messias gelesen hatte und bewunderte, lud ihn nach Kopenhagen ein mit einem Gehalte von 400 Thlr., damit er hier ungestört den Messias vollenden könnte. Er reiste sogleich dahin ab, und lernte auf der Durchreise in Hamburg die Tochter eines dortigen Kaufmanns, Meta Moller (an die er nachher mehrere Oden unter dem Namen Cidli gerichtet hat), kennen. Sie war eine leidenschaftliche Bewunderin seiner Gedichte. Beide faßten bald die zärtlichste Neigung für einander, und waren einander würdig. Von

*) Bodmer ist der Verfasser eines zu seiner Zeit berühmten Heldengedichts, der Noachide, das sich freilich mit dem Messias nicht messen kann.

nun an lebte er abwechselnd in Kopenhagen und auf dem Lustschlosse Friedensburg. Aus diesen Jahren sind die meisten seiner Gedichte. Im Jahre 1754 wurde Meta seine Gattin, und beide fanden in einander ganz das erwartete Glück. Aber schon nach vier Jahren war sie todt; sie starb in Hamburg. Klopstock war vom tiefsten Schmerze ergriffen; oft wallfahrtete er nach ihrem Grabe auf dem Kirchhofe des schönen Elbdorfes Ottensen nahe bei Hamburg, und bestimmte, einst an ihrer Seite ruhen zu wollen. Bis 1771 lebte Klopstock meist in Kopenhagen; von da an war Hamburg sein Aufenthaltsort, wo er von einer dänischen Pension mit dem Titel eines Legationsrathes lebte. Nur ein Jahr lang war er in Carlsruhe, wohin ihn der Markgraf von Baden eingeladen hatte. Aber sein Herz trieb ihn wieder nach Hamburg zurück, wo er in der Nähe des Grabhügels seiner Meta war. Erst in seinem Alter, 1791, entschloß er sich zu einer zweiten Heirath mit einer alten Freundin und Verwandtin, der verwittweten Johanne von Winthem. Um diese Zeit hatte sich die französische Revolution ereignet; sie erregte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade, und er hoffte von ihr den Anfang einer bessern Zeit. Aber tief betrübt war er, als bald die bekannten Gräuel aus ihr hervorgingen, und Ludwig XVI auf dem Blutgerüste endete. Klopstock starb 1803, fast 79 Jahre alt. Sein Begräbniß wurde von den Städten Hamburg und Altona gemeinsam und mit einer Würde gefeiert, die seine Verdienste verdienten. Alle Behörden, die fremden Gesandten und eine Unzahl von Männern jeden Standes schlossen sich dem Trauerzuge an; es war, als wenn man einen König zu Grabe trüge. Man setzte seine Leiche auf dem Kirchhofe von Ottensen bei, wo er neben seiner Meta unter einer schönen Linde ruht.

Klopstock war auch als Mensch höchst achtungswerth; er war heiter und gesellig, ein warmer Freund seiner Freunde, empfänglich für die Schönheiten der Natur, und voll der edelsten Gesinnungen, voll ächtdeutscher Biederkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Mit ihm beginnt die Blüthe der deutschen Literatur; er zeigte zuerst, was recht eigentlich die deutsche Sprache vermöchte, welche Kraft, welcher Reichthum, welche

Bildsamkeit in ihr läge. Aus seiner Liebe für Gott, für das Vaterland und für seine Freunde sind alle seine Gedichte hervorgegangen. Sein Messias besteht aus 20 Gesängen, und steht als ein ächtdeutsches National-Epos da. Seine Oden sind reich an erhabenen Gedanken, edeln und kühnen Bildern und aus der höchsten Begeisterung entsprungen, aber eben darum sind sie nicht leicht zu verstehen; sie wollen nicht bloß gelesen — sie wollen studirt seyn.

Gellert

wurde 1715 in Haynichen im Erzgebirge geboren. Hier war sein Vater 2ter Prediger. Zuerst wurde er in der Stadtschule unterrichtet, die aber seinen Geist wenig ausbildete. Da sein Vater bei einer schlechten Stelle 13 Kinder zu versorgen hatte, so mußte der erst 11jährige Knabe schon an den Erwerb denken, und schrieb daher Kaufbriefe, Acten u. dgl. ab. Schon früh zeigte sich Neigung zur Dichtkunst. Den ersten Versuch machte er mit 13 Jahren. Es war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Er verglich darin die 15 Stützen der baufälligen väterlichen Wohnung mit dessen 15 Kindern und Enkeln, die er als Stützen des Vaters ihm einzeln Glück wünschen ließ. Von Regeln der Poesie wußte er noch nichts. Mit 14 Jahren kam er auf die Fürstenschule nach Meißen, wo er Gärtner und Rabener kennen und lieben lernte. Alle drei spornten sich gegenseitig zum Fleiße und zur Ausbildung ihres Geschmackes an. Mit 19 Jahren bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Als er nach 4 Jahren ins väterliche Haus zurückkehrte, versuchte er sich auf der Kanzel; aber das erste Mal blieb er stecken, und dies machte, daß er jedes folgende Mal mit Aengstlichkeit auftrat, ob er gleich die ganze Woche vorher die Predigt auswendig lernte. Nachdem er kurze Zeit unweit Dresden Hauslehrer gewesen war, bereitete er den Sohn seiner Schwester zur Universität vor, und begleitete ihn als Aufseher nach Leipzig, wo er weiter studirte, und sich an die nachherigen Herausgeber der bremischen Beiträge anschloß. Gottsched sprach ihn nicht an; dagegen ließ er manche kleine Gedichte in die bremischen

Beiträge einrücken; jeder las sie, besonders die Fabeln, die sich durch liebenswürdige Schalkhaftigkeit und edle Gesinnungen auszeichnen, gern, und sein Name wurde bald bekannt. Einer seiner liebsten Freunde war Johann Elias Schlegel, und nachdem dieser nach Dänemark gegangen war, dessen jüngerer Bruder, Johann Adolph. Seine eigene Kränklichkeit bewog ihn zu dem Entschlusse, Universitätslehrer zu werden, und er wurde mit 29 Jahren Magister. Die Faßlichkeit seines Unterrichts verschaffte ihm bald viele Zuhörer. Er las über Rhetorik, schöne Wissenschaften und Pädagogik, gab Fabeln und Erzählungen heraus, und dichtete zur Verbesserung des Theaters Lust- und Schäferspiele, und da die Deutschen noch keinen erträglichen Roman hatten, so schrieb er: die Geschichte einer schwedischen Gräfin. Auch ließ er Lehrgedichte, geistliche Lieder und Oden drucken. Fast 7 Jahre hatte er mit den Herausgebern der bremischen Beiträge in Leipzig zusammen gelebt, als die meisten derselben zerstreut wurden. Nur Rabener blieb noch eine Zeitlang. Gellerts Hypochondrie wurde immer heftiger, je weniger er sich jetzt im Umgange mit Freunden zerstreuen konnte. Nachdem er 12 Jahre als akademischer Lehrer gearbeitet hatte, wurde er vom Hofe aufgefordert, sich um eine außerordentliche Professur der Philosophie zu bewerben, was er bisher aus Bescheidenheit unterlassen hatte. Er erhielt das Amt mit 100 Thlr. Gehalt, und hielt nun auch Vorlesungen über Dichtkunst und Beredtsamkeit, die von Zuhörern aus allen Ständen so zahlreich besucht wurden, daß er im öffentlichen Hörsaale lesen mußte. Auch von auswärts erhielt er Beweise der größten Hochachtung und Versicherungen, wie vielen Nutzen seine Schriften stifteten. Das erfreute ihn zwar, aber er litt durch Kränklichkeit und Hypochondrie so, daß er selten heiter war. Doch zwang er sich, gegen Andre freundlich zu seyn, so daß sein liebreiches sanftes Wesen schon aus seinen freundlichen Zügen leuchtete. Während des siebenjährigen Krieges wurde er von vielen ausgezeichneten Personen in Leipzig aufgesucht. Oft waren in seinem Hörsaale so viele Offiziere, als wenn es das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. 1760 ließ ihn Friedrich der Große zu sich rufen, und Prinz Hein-

rich, der ihn besonders schätzte, schenkte ihm sein Pferd, das er in dem Treffen bei Freiberg geritten hatte. Aus Achtung vor ihm belegte General Hülsen Haynichen nur mit sehr leichter Einquartirung. Man trug ihm späterhin eine ordentliche Professur der Philosophie an; aber er schlug sie aus, weil er zu kränklich wäre, und seinen Pflichten nicht genügen zu können glaubte. Einer seiner liebsten Schüler, Graf von Brühl, gab ihm eine Pension von 150 Thlr., ohne daß Gellert seinen Wohlthäter kannte. Es verging fast kein Jahr, wo er nicht Geschenke von 100, 200 und mehr Thlr. von Unbekannten erhielt, die ihm ihren Dank für den Nutzen, den sie aus seinen Schriften gezogen hatten, zu erkennen gaben. Auch die Regierung erhöhte seinen Gehalt Der Kurfürst schickte ihm, als er hörte, daß Gellert sein Pferd eingebüßt hatte, eins aus seinem Marstalle mit Sattel und Zeug, und als er hörte, daß Gellert gefährlich krank sey, schickte er ihm seinen Leibarzt. Aber es war nicht mehr zu helfen. Gellert sah mit der heitersten Freude dem Tode entgegen, der am 13. Dec. 1769 erfolgte.

Die Trauer war allgemein und so groß, daß der Magistrat zuletzt die Wallfahrten nach seinem Grabe untersagen mußte. Gellert war von mittler Größe, sein Kopf war gewöhnlich gebeugt; seine Bildung war höchst edel, er hatte eine hohe, freie Stirn, eine etwas gebogene Nase, freundliche blaue Augen, aber eine schwermüthige Miene, durch die seine wohlwollende Seele hindurch schimmerte. Seine Stimme war deutlich und angenehm, hatte aber etwas Hohles und Wehmüthiges. Seine geistlichen Lieder sprechen durch ihre Innigkeit, reine Sittlichkeit und Einfachheit jedes religiöse Gemüth an.

Johann Elias Schlegel

wurde 1718 in Meißen geboren, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Er wurde erst von Privatlehrern, und dann auf Schulpforte unterrichtet. Schon mit 12 Jahren fing er an, Verse zu machen, und auf der Schule war er der ausgezeichnetste unter allen Schülern. Auf den Rath seines Vaters übersetzte er mehrere Schriften der Alten, und arbeitete sogar Trauerspiele aus, welche seine Mitschüler heimlich ohne Wissen der Lehrer aufführten. Erst mit 21 Jahren ging er auf die Universität nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Mit Gottsched wurde er bald be-

kannt, doch ohne sich als Schüler an ihn anzuschließen. Er arbeitete mehrere Trauerspiele aus, die zum Theil von der Neubertin aufgeführt wurden, die er selbst aber meist für zu unvollkommen erkannte, um sie drucken zu lassen. Ein Verwandter, der sächsische Geh. Rath von Spener, der zum Gesandten am dänischen Hofe ernannt war, nahm ihn als Privatsecretair mit nach Kopenhagen. Auf der Reise wurde er in Hamburg mit Hagedorn bekannt, mit dem er seitdem in Correspondenz trat. In Kopenhagen arbeitete er mehrere Trauer- und Lustspiele aus. Unter jenen ist sein Kanut das beste, aber als Nachahmer der französischen Dramatiker fehlte ihm Natürlichkeit und Deutschheit. Eine Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Holberg verschaffte ihm die Stelle eines Professors bei der Ritterakademie in Soröe auf Seeland. Aber im folgenden Jahre, 1749, zog ihm sein übermäßiger Fleiß, verbunden mit Nahrungssorgen, ein hitziges Fieber zu, an dem er, erst 31 Jahre alt, starb. Sein jüngerer Bruder, Johann Heinrich, der 1780 als Professor der Geschichte in Kopenhagen starb, gab seine Werke heraus.

Johann Adolph Schlegel

wurde 1721 in Meißen geboren, ein jüngerer Bruder des vorigen. Bis zum 14ten Jahre wurde er mit seinem Bruder Johann Elias von Hauslehrern erzogen; dann kam er auf die Schulpforte, wo er, wie nachher auf der Universität Leipzig, von seinem älteren Bruder geleitet wurde. Das Beispiel desselben, dessen Gedichte auf der Schule schon Beifall fanden, bewog auch ihn, sich darin zu versuchen. Mit 20 Jahren ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Durch Elias, der schon früher die Universität bezogen hatte, wurde er mit Gellert, Rabener u. a. bekannt. Sonst war seine Lage hier drückend; denn sein Vater war damals unverschuldet in so schlechte Umstände gerathen, daß er für seine Söhne fast nichts mehr thun konnte. Zum Glück war er genügsam, und nicht selten, wenn das Geld zum Mittagsessen nicht reichen wollte, verzehrte er ein Stück Brot auf einem Spatziergange, und war dabei seelenvergnügt. Gellerten gefiel er bei der ersten Bekanntschaft nicht; aber bald lernte er ihn desto mehr schätzen,

und sagt daher von ihm: „Schlegel ist mir ein Freund geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde.“ An den bremischen Beiträgen war Schlegel einer der fleißigsten Mitarbeiter. Alle Mittwoch kamen die Mitarbeiter: Gärtner, Schlegel, Cramer, Mylius, Rabener, Conr. Arn. Schmid, Ebert, Gisecke, Zachariä, Klopstock u. a. zusammen, lasen sich ihre Arbeiten vor, und beurtheilten sie aufs schärfste. Schlegel und Ebert waren die Vorleser. Mit Cramer hatte er verabredet, daß, wer zuerst befördert würde, den andern zu sich nehmen sollte. Als daher Cramer Prediger in Crellwitz im Magdeburgschen wurde, zog Schlegel zu ihm, und beide arbeiteten 1½ Jahr mit einander. Mit 30 Jahren wurde Schlegel Lehrer und Diakonus in Schulpforte. Nach 3 Jahren kam er als erster Prediger und als Professor der Theologie und Philosophie nach Zerbst. Als Kanzelredner fand er großen Beifall. Fünf Jahre darauf berief man ihn als Prediger nach Hannover. Hier gab er 3 Sammlungen von Kirchenliedern heraus. Nach 16 Jahren wurde er Consistorialrath, Superintendent und erster Prediger in Hannover, und zeigte sich als fleißiger Geschäftsmann. Er starb 1793, 72 Jahre alt.

Für seine Zeit war er ein verdienstvoller Dichter. Jetzt freilich kann man seine Gedichte nicht ganz ohne Langeweile lesen. Seine Sprache ist zwar rein und der Versbau fließend, aber es fehlt der hohe Schwung der Phantasie und die Wärme der Empfindung, und in seinen geistlichen Liedern namentlich kommen viele Ausdrücke vor, welche dem alten Kirchensystem angehören.

Kästner

wurde 1719 in Leipzig geboren, wo sein Vater Doctor der Rechte und außerordentlicher Professor war. Er wurde als einziges Kind trefflich erzogen, und zeigte große Anlagen und Lernbegierde. Nie besuchte er eine Schule, der Vater unterrichtete ihn mit Hülfe einiger Hauslehrer selbst. Kaum 12 Jahre alt, wurde er schon Student, und studirte die Rechte, Philosophie und Mathematik. Fast 10 Jahr lang war er so fleißig, als wenn er sich die Gelehrsamkeit aller Professoren aneignen

wollte. Besonders legte er sich auf Mathematik, Philosophie und neuere Sprachen. Zugleich war er ein Freund der schönen Wissenschaften. Unter Gottsched übte er sich in der Poesie und Beredtsamkeit, und nahm an den Belustigungen des Verstandes und Witzes Theil. Während er noch Vorlesungen besuchte, wurde er mit 14 Jahren Notarius, mit 16 Jahren Baccalaureus, und im 18ten Magister. Mit 20 Jahren erhielt er die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, las über Philosophie und Mathematik, und machte in letzterer sogar bald neue Entdeckungen. Sein Name wurde bald bekannt; er stand mit mehreren großen Astronomen und Mathematikern in Briefwechsel, und wurde von einigen gelehrten Akademien zum Mitgliede ernannt. Mit 37 Jahren ging er als Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen, und lebte nun ganz den Wissenschaften. Er hat sehr viel geschrieben. Seine Lehrbücher wurden bald allgemein verbreitet. Aber auch als Epigrammatist erlangte er großen Ruhm. Er heirathete in dem Jahre, wo er nach Göttingen kam, verlor aber seine Frau, die er sehr liebte, schon 2 Jahre darauf, und blieb nun unverheirathet. So blieb er 44 Jahre lang einer der berühmtesten Lehrer der Universität Göttingen. Er starb 1800, fast 81 Jahre alt.

Er lebte sehr einfach, und hatte manche Sonderbarkeiten. Kleidung, Hausrath, Sitten waren ganz die alten, von denen er nicht abwich. Er war sehr dienstfertig, freundlich und unterhaltend, aber er kränkte manchmal durch seinen stets fertigen Witz. Alle Sonntage besuchte er die Kirche, und las den Text in seinem griechischen neuen Testamente nach. Er war klein und von großer Beweglichkeit, und hatte einen sonderbar geformten Kopf, besonders eine weit vorwärts gewölbte Stirn.

Conrad Arnold Schmid

wurde 1716 in Lüneburg geboren, wo sein Vater Rector war, der ihm durch guten Unterricht gründliche Kenntnisse beibrachte. Er studirte in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie. In Leipzig schloß er sich an die Herausgeber der bremischen Bei-

träge an, ohne an diesem Werke großen Antheil zu nehmen. Als sein Vater starb, wurde er zu dessen Nachfolger gewählt. Es war in Lüneburg üblich, daß die Rectoren der beiden Stadtschulen zum Weihnachtsfeste Kirchenlieder verfertigten, die aber selten aufbewahrt wurden. Aber Schmid's Lieder fanden solchen Beifall, daß seine Freunde ihn baten, sie herauszugeben. So entstand die Sammlung der Lieder auf die Geburt des Erlösers, in denen man Fülle und Stärke der Gedanken, inniges Gefühl und angenehmen Ausdruck bewunderte. Mit 44 Jahren wurde er als Professor der Theologie und römischen Literatur nach Braunschweig ans Carolinum berufen. Hier wurde er mit seinen Freunden Gärtner, Ebert und Zachariä wieder vereinigt, und genoß den Umgang Jerusalems, Eschenburgs und Lessings. Eschenburg wurde nachher sein Schwiegersohn. Schmid starb 1789, 73 Jahre alt, nachdem ihm der Herzog 3 Jahre vorher den Titel eines Consistorialraths gegeben hatte.

Schmid war ein höchst braver Mann, liebte alle, und wurde von allen geliebt. Dabei war er ein sehr froher Gesellschafter.

Ebert

wurde 1723 in Hamburg geboren, wo sein Vater bei der Miliz stand. Er besuchte anfangs das Johanneum, wo Basedow sein Mitschüler und Freund war. Späterhin studirte er auf dem hamburger Gymnasium, wo ausgezeichnete, zum Theil berühmte Lehrer seine Anlagen herrlich entwickelten. Besonders nützlich war ihm die Gunst Hagedorns, der, obgleich 16 Jahre älter, ihm doch seine Freundschaft schenkte, und ihn besonders zum Studium der englischen Sprache ermunterte. Die Nebenstunden verwendete er auf den Unterricht in angesehnen Häusern, auch des weiblichen Geschlechts, besonders in Sprachen, und gestand in der Folge, daß er diesem feineren Umgange vieles von seiner Bildung zu verdanken habe. Auch verfertigte er damals schon verschiedene leichte Gedichte nach Hagedorns Manier. Mit 20 Jahren ging er nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Aber bald gab er dies Studium auf, durch fol-

genden Vorfall veranlaßt. Er hatte zur Feier einer Hochzeit eine Serenade nach Hamburg geschickt, und darin den Wein und die Liebe besungen. Ob nun gleich dies Gedicht durchaus nichts Unsittliches enthielt, so wurde es doch von mehreren Geistlichen und Rathsherren sehr übel aufgenommen, als unziemend für einen Theologen. Ebert fürchtete daher, man würde ihm einst keine Predigerstelle in Hamburg übertragen, und wandte sich zu den humanistischen Studien. Zugleich gerieth er in den Kreis jener junger Männer, die damals in Leipzig studirten, und nachher durch die bremischen Beiträge so glücklich auf den Geschmack einwirkten, und schloß besonders mit Gärtner und Giseke vertraute Freundschaft. Nicht lange nach der Gründung des Carolinums in Braunschweig wurde er vom Abt Jerusalem, 25 Jahre alt, als Hofmeister bei der damit verbundenen Pensionsanstalt angestellt. Bald übertrug man ihm auch den Unterricht in der englischen Sprache im Carolinum. Auch unterrichtete er darin den Prinzen, nachherigen Herzog von Braunschweig, der ihn stets als Freund liebte und schätzte. Ebenso fand er in Jerusalem, Gärtner, Giseke, Zachariä und Schmid die wärmsten Freunde. Er faßte den Entschluß, die besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Uebersetzungen den Deutschen zugänglich zu machen, was freilich nur zum Theil ausgeführt wurde. Das Vorzüglichste darunter waren: Youngs Nachtgedanken, eine treffliche Uebersetzung, die ihm Ruhm erwarb. Mit 30 Jahren wurde er Professor am Carolinum, und las nun auch über Literatur, die ihm später Eschenburg abnahm, wofür Ebert in der griechischen Sprache unterrichtete. Die fleißigern seiner Schüler behandelte er als Freunde, so wie denn sein Umgang überhaupt liebreich und freundlich war, wofür ihn seine Schüler wieder durch Anhänglichkeit und Schätzung seines Unterrichts erfreuten. Erst mit 50 Jahren verheirathete er sich mit der Tochter des Kammerraths Gräfe in Braunschweig, die er schon in ihrer Kindheit gekannt, und zu deren Ausbildung er viel beigetragen hatte, und lebte mit ihr äußerst glücklich. Dieses Glück sprach er in einer Reihe von Gedichten aus, welche er seit seiner Verbindung jedes Mal am 18ten May, am Jahresfeste ihrer Ehe, an seine Frau

richtete. Sie war eine höchst edle, thätige, und unablässig auf die Pflege und Heiterkeit ihres Gatten besorgte Frau. Der Herzog ernannte ihn gleich nach seinem Regierungsantritte zum Hofrath. Er lebte so in einer sehr glücklichen Lage, und stärkte sich fast jeden Sommer durch Reisen nach Hamburg, Berlin, Göttingen oder Sachsen. Er starb 1795, 72 Jahre alt, nachdem fast alle seine Jugendfreunde ihm vorangegangen waren.

Eberts Gedichte haben einen leichten, gefälligen Ton und sind meist der geselligen Fröhlichkeit gewidmet. Seine Uebersetzungen wurden für Meisterwerke gehalten.

Giseke

wurde 1724 in Günz in Niederungarn geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor den Vater, als er erst 17 Tage alt war, und seine Mutter zog mit ihm nach Hamburg, wo sie Verwandte hatte. Dem Einfluß seiner trefflichen Mutter ist besonders die Richtung zuzuschreiben, welche sein Charakter nahm. Sein bescheidenes und gefälliges Betragen erwarb ihm die Gunst mehrerer Gönner, namentlich Brockes's und Hagedorns. Mit 21 Jahren bezog er die Universität Leipzig mit so vielen Kenntnissen, so vielem Geschmack und so guten Sitten, wie wenige Jünglinge von der Universität mitbringen. Er studirte Theologie, beschäftigte sich aber in Nebenstunden mit der Poesie, und war so glücklich in den Freundschaftsbund der jungen Männer aufgenommen zu werden, die damals durch die bremischen Beiträge dem Geschmacke eine bessere Richtung gaben. Nach 3 Jahren verließ er Leipzig, und wurde Erzieher in mehreren angesehenen Familien Hannovers und Braunschweigs, selbst der berühmte Abt Jerusalem vertraute ihm seinen Sohn (den götheschen jungen Werther) an. Mit 29 Jahren wurde er Prediger in der Nähe von Blankenburg. Schon nach einem Jahre wurde er auf Jerusalems und Johann Andreas Cramers Empfehlungen des letzteren Nachfolger als Oberhofprediger in Quedlinburg, ein schweres Amt, um nach einem solchen Vorgänger der Gemeine zu genügen. Aber er stand seinem Amte trotz seiner Jugend mit großer Treue vor. Nach 6 Jahren berief ihn der Fürst von

Schwarzburg, der ihn schon als Schüler im Carolinum in Braunschweig kennen und schätzen gelernt hatte, als Superintendenten nach Sondershausen. Zwar wurde er 3 Jahre darauf als Senior nach Frankfurt am Mayn berufen; aber er lehnte den Antrag aus Liebe zu seinem Fürsten und seiner Gemeine ab. Die Freude darüber war so innig und allgemein, als die Betrübniß, da er schon 2 Jahre darauf, 1765, noch nicht 41 Jahre alt, starb.

Er war kein Original, aber ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, von zarter Empfindung und Herzensgüte, dem das Lehrgedicht und die poetische Erzählung am besten gelang. Man findet in seinen Gedichten einen sanften Fluß der Gedanken und Worte, edle Einfachheit, und kunstlose Leichtigkeit im Ausdrucke. Ueberall zeigt er sein gutes, frommes Herz, das für Religion, Freundschaft und reine Liebe begeistert war. Vorzüglich lieblich sind die an Daphne; sie enthalten den Ausdruck der innigsten ehelichen Liebe. Gärtner gab nach seinem Tode seine Gedichte heraus. Sie stehen meist auch in den bremischen Beiträgen.

Zachariä,

geboren 1726 in Frankenhausen, wo sein Vater Kammersecretair und Regierungssecretair war. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er poetische Versuche; schon sein Vater war Gelegenheitsdichter. Mit 17 Jahren ging er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber mehr mit der schönen Literatur. Gottsched wurde auf ihn aufmerksam, und machte seinen Renommisten zuerst in den Belustigungen des Verstandes und Witzes bekannt. Aber bald sagte sich Z. von Gottsched los, nachdem er mit den trefflichen jungen Männern, die damals dort studirten, Gärtner, Ebert, Schmid u. A., bekannt worden war. Nach 3 Jahren ging er nach Göttingen, wo er eine innige Freundschaft mit dem Freiherrn von Gemmingen schloß. Mit 22 Jahren wurde er Hofmeister am Carolinum in Braunschweig. 13 Jahre später wurde er Professor der Dichtkunst. Er unterrichtete in den schönen Wissenschaften nach

Batteux, trug Mythologie vor, und stellte poetische Uebungen an. Er starb 1777, 51 Jahre alt.

Er war ein lebhafter Mann von angenehmem Aeußern, mit einer blühenden Einbildungskraft und einem richtigen Gefühl für das Wahre und Schöne, voll Geschmack, voll Liebe zur Natur, dabei gesellig, munter und heiter, ein guter Gesellschafter. Er arbeitete schnell und leicht; daher fehlt seinen Gedichten die Correctheit.

Weiße

wurde 1726 in Annaberg geboren, wo sein Vater Rector war. Seinen Vater verlor er sehr früh; aber seine brave Mutter erzog ihn sehr sorgfältig. Mit 10 Jahren kam er auf das Gymnasium in Altenburg, wo, wie damals fast überall, der Unterricht höchst geistlos war. Sein Geist würde daher wenig Nahrung erhalten haben, hätte ihm nicht seine Neigung für Poesie den Sinn für die Schönheiten der griechischen und römischen Classiker geöffnet. Dazu kam, daß er einen jungen Arzt kennen lernte, der ihm die Gedichte Bodmers, Breitingers und Hallers mittheilte. Daher bezog er mit 19 Jahren die Universität Leipzig nicht ohne nützliche Vorkenntnisse, aber ohne alle Unterstützung von seiner Mutter. Doch glückte es ihm ein paar Familienstipendien und von einem Schulfreunde freie Wohnung zu erhalten. Er studirte Theologie und Philologie. Vorzüglich bildend war aber für ihn die Bekanntschaft mit Lessing, Klopstock, Cramer, Gärtner, Johann Adolph Schlegel, Giseke, Gellert, Rabener, Mylius, Kästner u. a. Doch stand er nur mit Lessing in naher Verbindung; die andern erschienen ihm zu erhaben über ihm, als daß er sich ihnen anzuschließen sich getraut hätte. Ohne Lessing brachte er keinen Tag zu, und zog großen Nutzen aus seinem Umgange. Ihr größtes Vergnügen war, das Theater der Neuberin zu besuchen. Sie aßen oft trockenes Brot, um nur das Geld dazu erschwingen zu können. Endlich verschafften sie sich dadurch ein Freibillet, daß sie gemeinschaftlich Theaterstücke aus dem Französischen übersetzten. Nach und nach entwarfen sie auch eigene Stücke, Lessing den jungen Gelehrten, der gut aufgenommen wurde,

und Weiße die Matrone von Ephesus, die er schon auf der Schule gemacht hatte, die daher sehr schülerhaft war, und die er nun verbesserte. Seine Leichtgläubigen fanden mehr Beifall. Dann übersetzte er mehrere Stücke aus dem Französischen und Englischen, in Prosa und in Alexandrinern. Dann und wann wetteiferte er auch mit Lessing in kleinen lyrischen Gedichten, die er nachher unter dem Titel: scherzhafte Lieder herausgab.

Im Jahre 1749 verließ Lessing plötzlich Leipzig und ging nach Wittenberg. Die Freundschaft mit Weiße blieb nur noch 19 Jahre, wo die Streitigkeiten Lessings diesen glauben machten, daß auch Weiße heimlich daran Antheil habe. Weiße konnte durch keine Versicherung Lessings ungerechten Argwohn tilgen.

Da Weiße die Absicht hatte, Schulmann zu werden, so legte er sich neben der Dichtkunst mit großem Fleiße auf das Studium der Alten. Von Gottsched hielt er nicht viel. Nach seinen fünfjährigen akademischen Studien wurde er Hofmeister bei einem jungen Grafen v. Geyersberg, der in Leipzig studiren sollte. Dies gab ihm Gelegenheit, in Leipzig zu bleiben, und noch manche Collegia zu hören, selbst juristische und statistische, da er seinen Zögling in die Vorlesungen begleiten mußte. Mit Eckhof, der damals auf einige Zeit bei der Kochschen Truppe in Leipzig war, machte er Bekanntschaft, und setzte auch nachher lange Zeit den Briefwechsel mit ihm fort. Eckhof ermunterte ihn fortwährend fürs Theater zu arbeiten, und Weiße ließ ohne dessen Urtheil kein Theaterstück drucken. Auch mit Rabener, damals Steuerrevisor in Leipzig, und durch ihn mit Gellert knüpfte Weiße vertrauten Umgang an; ja Gellert war 2 Jahre lang sein und des jungen Grafen Tischgenosse, und bis zu Gellerts Tode war dieser aufs innigste mit Weiße's Familie vertraut. Auch Cronegk machte Weiße's Bekanntschaft, und durch ihn entspann sich zwischen Weiße und Uz ein vertrauter Briefwechsel, der bis zu Uz's Tode fortdauerte, ohne sich persönlich zu kennen. Für das Theater Kochs, der nach dem Verfall der Neuberin nach Leipzig gekommen war, schrieb er mehrere kleine Stücke. Am meisten Aufsehen machten: die Poeten nach der Mode. Darin wurden so-

wohl die Gottschedianer, als die elenden Nachahmer Klopstocks und Bodmers lächerlich gemacht. Das zweite größere Stück war: der Teufel ist los, frei aus dem Englischen übersetzt. Gottsched zog in seinem Büchersaal der schönen Künste und Wissenschaften darüber gegen Weiße los: er sey ein junger Mensch, der durch seinen schlechten Geschmack alle seine Verbesserungen vernichte. Rost*) übernahm es, Weißen zu rächen, und schrieb in Knittelversen: das Sendschreiben des Teufels an den Professor Gottsched, das er ihm auf einer Reise nach der Pfalz, die G. damals machte, auf jeder Poststation in einigen Exemplaren überreichen ließ. Weiße selbst nahm keinen Antheil daran.

Zu Anfange des 7jährigen Kriegs ging Koch von Leipzig nach Hamburg. Dadurch hörte auch Weiße für längere Zeit auf, fürs Theater zu schreiben. Dafür wurde er mit Kleist bekannt, der sich 1½ Jahr in Leipzig aufhielt. Seit 1757 hatten Nicolai und Mendelssohn angefangen, die Bibliothek der schönen Wissenschaften herauszugeben. Sie hatten zugleich den Preis von 50 Thlrn. für das beste Trauerspiel ausgesetzt. Weiße ermunterte seine Freunde Cronegk und Brawe, sich darum zu bewerben. Jener erwarb ihn auch durch seinen Kodrus; Brawe schrieb den Freigeist, der jenem an die Seite gesetzt wurde. Weiße war dadurch veranlaßt worden, auch im Trauerspiel sich zu versuchen, und schrieb um die Zeit: Eduard III. und Richard III. Auf Nicolai's Bitte übernahm Weiße 1759 die Redaction der Bibliothek der schönen Wissenschaften, doch nur auf kurze Zeit, da er mit seinem Grafen nach Paris reisen mußte. Nach seiner Rückkehr trennte er sich von dem Grafen, und da er von der Philologie seit mehreren Jahren abgekommen war, so gab er den Plan, Schulmann zu werden, auf, und suchte ein anderes Amt. Zunächst nahm er den Antrag eines Grafen Schulenburg an, bei diesem auf seinem Schlosse in Thüringen unabhängig zu wohnen. Hier hatte er alles, was er sich wünschen konnte; nur seine Freunde

*) Rost, ein Satyriker, starb 1765 als Obersteuersecretair in Dresden.

fehlten ihm. Auch setzte er die Bibliothek der schönen Wissenschaften fort, die 1766 mit dem 12ten Bande geschlossen, aber unter dem Titel der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und durch die Beihülfe der besten Köpfe jener Zeit mit erneuertem Eifer fortgesetzt wurde. 2 Jahre lang blieb Weiße bei Schulenburg; dann ging er nach Gotha, wo er bei Bertuch wohnte, höchst gesellig lebte, und dabei fleißig arbeitete. Nach 1 Jahre ging er zum Grafen zurück, und dichtete hier unter andern die Amazonenlieder und übersetzte die Kriegslieder des Tyrtäos. Beide gehören zu seinen besten Liedern, und wurden mit großem Beifalle aufgenommen.

1761 wurde Weiße Kreissteuereinnehmer in Leipzig, und behielt dabei Muße genug zu literärischen Arbeiten. Er verfaßte mehrere Operetten, meist französische Nachahmungen, zu denen Musikdirector Hiller die Musik machte. Er wurde wegen dieser und andrer Theaterstücke zwar von Bodmer und andern Schweizern heftig angegriffen, vertheidigte oder rächte sich aber nie, so daß auch Bodmer wenige Jahre vor seinem Tode seinen Irrthum einsah, und einen Versöhnungsbrief an ihn schrieb. 1763 verheirathete sich Weiße mit der Schwester des Appellationsrath Plattner. Er wurde mit Teller (in Berlin), der sich mit ihrer Jugendfreundin verband, an demselben Tage getraut. Zu Weiße's vertrautesten Freunden gehörte der Prediger Zollikofer. Die Geburt seines ersten Kindes bewog Weiße, Lieder für Kinder zu dichten, die Hiller componirte und die großen Beifall fanden. Ferner schrieb er sein Trauerspiel Romeo und Julie, und seine Lustspiele: die Freundschaft auf der Probe, und List über List. Auf einer Reise nach Berlin 1769 wurde er von Teller und Nicolai aufs freundschaftlichste aufgenommen, und lernte Ramler, Moses Mendelssohn, Sack, Spalding, die Karschin, Chodowiecki und andere persönlich kennen. Er hatte dort Romeo und Julie beifällig aufgenommen gesehen, und dies bewog ihn, mehreres wieder fürs Theater zu arbeiten, z. B. die Jagd, der Aerndtekranz, die Jubelhochzeit. Das letzte Trauerspiel war: Jean Calas.

Großen Beifall erhielt Weiße's Kinderfreund, dem nachher der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes folgte. 1790 erbte Weiße das Gut Stötteritz bei Leipzig, wodurch sein Wohlstand sich sehr erhöhte. 1792 fiel er von einer Bücherleiter, und verrenkte sich den rechten Arm. Ganz wurde er davon nie geheilt, und er behielt ein Zittern und eine Schwäche darin.

Nach einem rastlosen Leben starb er allgemein geehrt 16. Dec. 1804, 79 Jahre alt. Er war ein Mann von mittlerer Größe, sehr einnehmenden Zügen, schöner Körperhaltung, gefälligem und feinem Betragen, lebhafter Einbildungskraft, reichem Witz, voll Gefühl für alles Edle, Wahre und Gute, mißtrauisch gegen sich selbst, sehr wohlwollend, gutmüthig, bescheiden, nachgebend, arbeitsam, dienstfertig, heiter und gesellig; ein treuer Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein Helfer für jeden Nothleidenden.

Weiße ist als tragischer Dichter nachher von vielen übertroffen worden, aber vor ihm war keiner, der ihm an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Wohlklang der Sprache, an richtiger Zeichnung der Charaktere gleich käme. Er und Lessing haben das deutsche Theater erst gehoben. Seine Operetten sind von geringerem poetischen Werthe. Aber er und Hiller haben sich um den gesellschaftlichen Gesang verdient gemacht. Und wie sehr hat er nicht durch seinen Kinderfreund auf die häusliche Erziehung eingewirkt!

Gärtner

wurde 1712 in Freiberg in Sachsen geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Schon auf der Schule in Meißen schloß er Freundschaft mit Gellert und Rabener. In Leipzig trieben die 3 Freunde außer den Studien ihres Berufs auch schöne Wissenschaften. Anfangs schloß er sich an Gottsched an. Endlich vereinigte er sich mit Johann Andreas Cramer, Johann Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der: neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die bald Aufsehen erregten. Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, Conrad Arnold Schmid, Klopstock und andere traten bald dazu. „Es war ein schöner Bund, nicht

nur des Geistes, sondern auch des Herzens und der traulichsten Freundschaft, nicht bloß für den nächsten Zweck und für die wenigen Jahre, die sie in Leipzig mit einander zubrachten, sondern für ihr ganzes nachheriges Leben!" Seine meisten Freunde haben ihn nachher an schriftstellerischem Ruhme übertroffen, er dagegen sie an Scharfsinn und Strenge der Kritik, und alle haben sich derselben vielfach bedient. Durch diese Freunde ging ein neuer, schöner Tag für unsere Literatur auf. Schon 33 Jahre alt verließ G. Leipzig, und ging als Führer zweier Grafen nach Braunschweig, wo er sich so viele Gönner erwarb, daß er 2 Jahre darauf als Professor am Carolinum angestellt wurde. Mehrere seiner Freunde erhielten eben da durch den damaligen Curator, den Abt Jerusalem, Anstellungen. Er arbeitete mit großer Liebe an der Bildung des Herzens und Kopfes seiner Schüler. Sprachkritik und Rhetorik blieben seine Lieblingsfächer. „Zufrieden mit seinem Schicksale, genügsam, frei von Ehrgeiz und vom Streben nach hohen Dingen, war er der gute, liebevolle Hausvater einer ächt deutschen Familie, die sich einander selbst lebte." Durch regelmäßiges Leben erhielt er sich gesund, so daß er unter allgemeiner Achtung bis 1791 lebte, wo er 79 Jahre alt in Braunschweig als Professor und Canonicus starb. Er hat wenig geschrieben, aber durch seine strenge und feine Kritik viel genützt.

Johann Andreas Cramer

wurde 1723 in Jöhstadt im Erzgebirge geboren. Sein Vater, ein armer Landprediger, hatte eine zahlreiche Familie, und mußte sich daher sehr kümmerlich behelfen, wurde aber allgemein geschätzt. Anfangs unterrichtete er den Sohn selbst; dann brachte er ihn nach Grimma auf die Fürstenschule. 1742 bezog der Sohn die Universität Leipzig, und studirte Theologie. Hier ging es ihm, besonders da indessen der Vater gestorben war, sehr schlecht. Aber Gott verließ ihn nicht. Cramers Fleiß machte ihn mit dem Buchhändler Breitkopf bekannt, der ihn als Corrector ansetzte, und als Uebersetzer beim ersten Theil des Wörterbuchs von Bayle gebrauchte. Dabei setzte Cramer seine Studien eifrig fort. Er trat damals mit Ebert, Johann Elias Schlegel,

Gärtner, Gellert, Klopstock und Rabener, die damals schon sich als Einführer eines bessern Geschmacks hervorthaten, in freundschaftliche Verbindung, und gab mit ihnen die bremischen Beiträge heraus, so wie nachher die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der bremischen Beiträge. 1745 wurde er Magister, und fing an Collegia zu lesen. Aber bald erhielt er den Ruf als Prediger nach Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle. In der kleinen Kirche seines Dorfes bildete er sich nun als Kanzelredner. Indessen war sein Name durch seine Bearbeitung der allgemeinen Weltgeschichte nach Bossuet (war 1617 in Dijon geboren, studirte in Paris Theologie, wurde Dr. der Sorbonne in Paris, und kam als Canonicus nach Metz. Seine Beredtsamkeit hatte ihm indessen solche Berühmtheit verschafft, daß Anna von Oestreich, Mutter Ludwigs XIV, ihn zu ihrem Hofprediger machte. Nachmals übertrug ihm Ludwig XIV. die Erziehung des Dauphins. Er wurde 11 Jahre später Bischof von Meaux, und starb 1704) berühmt geworden. Dies verschaffte ihm den Ruf als Ober-Hofprediger und Consistorial-Rath nach Quedlinburg. Hier blieb er nur 4 Jahre. Sein Freund Klopstock, damals in Kopenhagen, empfahl ihn dem Grafen Bernstorf, und so erhielt er den Ruf als Hofprediger des Königs von Dänemark Friedrich V, erst 31 Jahre alt. In Kopenhagen erwarb er sich als Kanzelredner großen Beifall, und war allgemein beliebt. Aber nach des Königs Tode wurde er hier und da gekränkt, und verlor sogar seine Hofpredigerstelle, so daß er nur Dr. der Theologie bei der Universität blieb. Er nahm daher die Superintendentur in Lübeck an, wo er allgemeine Liebe und Achtung fand. Schon nach 3 Jahren suchte der dänische Hof das an ihm begangene Unrecht dadurch gut zu machen, daß man ihn als Prokanzler und ersten Professor der Theologie nach Kiel berief, wo er 10 Jahre später auch Kanzler wurde. Er starb nach einer höchst nützlichen Thätigkeit 1788, 66 Jahre alt.

Gleim,

geboren 1719 in Ermsleben bei Halberstadt, studirte in Halle die Rechte, wo er Uz's Bekanntschaft machte. Beide liebten

die schönen Wissenschaften, beide lasen mit einander die alten und neuen Klassiker, und übten sich in poetischen Arbeiten. Damals verbreitete sich gerade von Zürich aus durch Breitinger und Bodmer eine bessere Kritik. Auch Götz schloß sich an die beiden Freunde an, und so bildete sich hier in Halle ein kleiner Kreis feinfühlender Jünglinge, während sich in Leipzig Gärtner, Klopstock, Schlegel, Cramer und andere vereinigten. Gleim wurde dann in Berlin Stabssecretair des Prinzen von Schwedt, und als dieser vor Prag erschossen wurde, trat er als Privatsecretair in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. 1747 wurde er Secretair des Domcapitels in Halberstadt, späterhin Canonicus des Stifts Walbeck. Er starb blind 1803 fast 84 Jahre alt. Seine früheren Dichtungen sind werthvoller as die späteren. Allen fehlt die letzte Feile, vor Allem aber Tiefe des Gefühls, und, die Kriegslieder abgerechnet, ächte Begeisterung. Seine zum Theil witzigen, scherzhaften, muntern Lieder sind mitunter matt und tändelhaft, und wurden von Unzähligen nachgeahmt. Seine Fabeln sind kurz und gedankenvoll. Die Romanze hat er zuerst nach Deutschland verpflanzt. Er war sehr wohlthätig, namentlich gegen aufkeimende Talente, z. B. Karschin, Kleist, Jacobi, Klamer Schmid, durch Rath und Unterstützung. Zu seinen Freunden rechnete er: Klopstock, Uz, Lessing, Ramler, Spalding, Herder, Johann von Müller, Köpken, Göckingk, Johann Heinrich Voß. Zuletzt machte ihm das Absterben seiner Freunde, die Schwäche seiner Augen, und nachtheilige Kritiken seiner Gedichte vielen Kummer. Er war ein großer Feind aller Tyrannei, aber auch der Greuel der französischen Revolution.

Uz,

geboren 1720 in Anspach, wo sein Vater Goldarbeiter war, und früh starb. Er erhielt guten Unterricht, und schon auf der Schule zeigte er Neigung zur Poesie und Malerei. Anakreon und Horaz trug er immer bei sich. 1739 bezog er Halle, um Philosophie, Geschichte und die Rechte zu studiren. Hier lernte er Gleim kennen, auch Götz schloß sich an ihn an. 1743 ging er nach Anspach zurück, wo er seine Zeit abwechselnd den Wissenschaften und der Poesie widmete. Nach 5 Jahren

wurde er Secretair beim dortigen Justizcollegium. Zwölf Jahre lang bekleidete er diese Stelle ohne Gehalt, ohne reich zu seyn; aber er war sehr genügsam, und hatte einiges Vermögen. Hagedorns und Gleims Lieder ermunterten ihn, nun auch Lieder zu dichten. Er schickte sie an Gleim zur Beurtheilung, und dieser ließ sie drucken. Zwei Jahre brachte Uz auf Commission in Henneberg in schöner Gegend zu. Hier dichtete er seine schönsten Oden, Episteln und Lieder. 43 Jahre alt wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und Rath des Markgrafen von Anspach. Von nun an nahm er von der Poesie Abschied, und widmete sich nur ernsten Geschäften. Uz selbst sagt darüber: „es ist gewiß, daß unter allen Schriftstellern sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunct haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen. Es ist zu bedauern, daß sie unter allen am wenigsten diesen Zeitpunct bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben, und in diesem Falle wird man es gerne sehen, daß ich jetzt aufhöre." Uz lebte nun ganz still seinem Berufe, und nur zur Erholung beschäftigte er sich mit der schönen Literatur. 1790 machte ihn der Markgraf zum Director des burggräflichen Landgerichts und zum Geheimenrath. Den letzteren Titel lehnte er aus Bescheidenheit ab. Er war nie verheirathet, und lebte mit seiner Mutter und Schwester. „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen," sagte er; „ich hätte gern geheirathet; aber da ich heirathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dies gekonnt hätte, war ich zu alt." Er bewohnte mit seiner Familie ein kleines Häuschen allein, und war überhaupt ganz anspruchlos. Er theilte den Tag in zwei Hälften Vormittags lag er nur seinem Amte ob, und ließ sich ungern stören. Hier arbeitete er mit so großer Thätigkeit, daß er nie Reste hatte, und war ernst und still. Nachmittag dagegen verwandelte sich die Scene. Dasselbe Tischchen, das Vormittags mit Acten bedeckt gewesen war, zeigte nun das Neuste und Beste aus der schönen Literater. Dann war er heiter, und hatte gern Freunde bei sich. Seine Bibliothek nannte er sein Leibregiment. Wenige Stunden vor seinem Tode ernannte ihn der König von Preußen zum Justiz-

rathe. Er starb 1796 als Greis vom 76 Jahren, allgemein verehrt. Weiße singt von ihm:

Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
Von aller Welt gelesen und verehrt,
Voll Kenntniß, Kunstgeschmack und Wissenschaft,
Verbindend Witz mit Geist und Kraft,
Ein Philosoph in Worten und in That,
Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
Ein Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
Dienstfertig, sonder Eigennutz,
Ein Weiser und ein Christ — wer kann dies seyn als — Uz.

Er hat geistliche und scherzhafte Lieder, Oden, epische Erzählungen, Lehrgedichte und Episteln gedichtet. Am besten gelangen ihm seine lyrischen und didaktischen Gedichte. Ueberall lag ihm Beförderung der Sittlichkeit und des darauf beruhenden menschlichen Glücks am Herzen.

G ö tz

wurde 1721 in Worms geboren, wo sein Vater Prediger war, den er aber schon im 10ten Jahre verlor. In Halle studirte er Theologie und trat mit Uz und Gleim in Freundschaft. Mit 21 Jahren wurde er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Commandanten von Emden, dem Oberst Kalkreuter, dessen Correspondenz er auch besorgen mußte. Aber das rauhe Klima war ihm nachtheilig. Er reiste daher über Holland ins Vaterland zurück. Bald darauf wurde er Hofmeister der Enkel der verwittweten Gräfin von Strahlenheim und Schloßprediger in Forbach in Lothringen. Da seine Zöglinge im Regimente des französischen Marschalls Grafen von Sparre eingeschrieben waren, so war er oft im Hause dieses Mannes in Saarlouis, Metz und Straßburg, und lernte die französische Literatur kennen. Mit 26 Jahren wurde er Feldprediger bei einem französischen Regiment in Toul und Nancy. Dann wurde er Pfarrer, zuletzt Badenscher Superintendent in Winterburg. Er starb 1781, 60 Jahre alt.

Er gehörte zu den angenehmsten und lieblichsten Dichtern, voll Sinnigkeit des Gefühls und Anmuth des Ausdrucks. Besonders gerieth ihm das scherzhafte und gefühlvolle Lied; er dichtete auch Oden, Elegien, Idyllen, Erzählungen und Sinngedichte. Seine Versification ist sehr leicht und wohlklingend.

Ramler,

geboren in Colberg 1725. Sein Vater war Accise-Inspector. Er besuchte das Waisenhaus in Halle und die Universität eben daselbst. Nach dieser Zeit lebte er in Colberg, und las die besten alten und neuen Classiker, am meisten den Horaz. Mit 21 Jahren ging er nach Berlin, wurde mit Gleim bekannt, der ihn als Hauslehrer empfahl, und lernte auch Kleist, Spalding, Sulzer und andere gute Köpfe kennen. Kaum 23 Jahre alt wurde er Professor der Logik und schönen Wissenschaften am Kadettencorps in Berlin. Er trieb verschiedene Wissenschaften, aber alle in Bezug auf Poesie. Seine ersten Versuche verbarg er vor dem Publikum, und ließ mehreres ohne seinen Namen in den Bremer Beiträgen abdrucken. Bei Einweihung des Opernhauses in Berlin trat er zum ersten Mal mit einer Ode an Apollo 1748 auf. In einer beschränkten Lage lebte er genügsam, heiter und zufrieden. Ob er gleich schon Berühmtheit erlangt hatte, und er des Königs Lob pries, so wurde doch seine Lage nicht verbessert. Nie schickte er dem Könige seine Oden zu, und nie nahm dieser von ihm Notiz. Erst Friedrich Wilhelm II ertheilte Ramlern eine ansehnliche Pension und machte ihn zum Mitglied der Akademie 1786. Zugleich wurde er mit Engel Director des Berliner National-theaters. 1790 legte er seine Stelle am Kadettencorps nieder, 1796 auch die am Theater. Seine Kräfte nahmen zusehens ab, bis er 1798 in Berlin starb, 73 Jahre alt.

Fünf Tage nach seinem Tode sang Gedike bei der 50jährigen Jubelfeier des Montagsklubbs, dessen Mitglied er gewesen war:

Kennt Ihr den Greis, der diesem Kreise fehlt?
Den dieser Klubb zu seinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an seinen Busen drückt,
Seit ihn der Tod für uns so früh entrückt?

Kennt ihr ihn wohl? Um ihn, um ihn
Klagt dieser Klubb, und mit ihm klagt Berlin.

Kennt ihr das Land, wo unser Ramler wohnt?
Das Land, wo unbemerkt und unbelohnt
Kein Veilchen welkt und kein Verdienst versinkt,
Wo nach dem Sturm ein sichrer Hafen winkt? —
Kennt ihr es wohl? — Dahin, dahin
Soll nur erst spät ein Jeder von Euch ziehn!

Ramler war nie verheirathet. Er lebte bloß seiner Kunst und seinen Freunden, und war im Zirkel seiner Freunde sehr heiter, nie beleidigend. Er war sanft, gefällig, theilnehmend, offen, bescheiden, drängte sich nie zu den Großen. In einem kritischen Blatte zeigte er keine schlechten Bücher an, um nicht tadeln zu müssen. Er hatte als Dichter ein feines Gefühl für das Schöne, eine blühende, oft feurige Phantasie, und ähnelt in vielen Stücken dem Horaz; aber seine Begeisterung war keine natürliche, sondern erkünstelt; daher ist er nicht im Stande hinzureißen. Alle seine Oden haben ein antikes Gepräge, was ihm aber mehr zum Vorwurfe als zum Lobe gereicht, indem er die griechische Mythologie überaufhörlich einflechtet, alles in mythologische Bilder zu kleiden sucht. Er dichtete auch andere lyrische Gedichte. Seine Uebersetzung der horazischen Oden ist sehr ungleich; die letzte Ode vollendete er erst wenige Wochen vor seinem Tode; daher fehlte das Feuer, und Ausdruck und Versification sind nachlässig. Sein Tod Jesu, von Graun herrlich in Musik gesetzt. Auch half er den gesellschaftlichen Gesang durch seine Sammlung von Liedern der besten deutschen Dichter bilden. Im Alter war ihm alle poetische Kraft entflohen. Er hatte die Unart, bei fremden Gedichten alles, was ihm unedel und unrichtig schien, zu bessern. Die Bearbeitung der Fabeln Lichtwers verursachten ihm vielen Verdruß.

Ewald Christian von Kleist,

geboren 1715 in Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern bei Cöslin. Sein Vater lebte auf seinen Gütern. Bis zum 9ten Jahre wuchs er unter einem Hauslehrer wild und roh auf. Im 10ten Jahre kam er nach der Jesuitenschule in Cron in Polen, wo er zu nichts Lust zeigte als zu Spielen und ritterlichen Uebungen. 14 Jahre alt kam er nach Danzig aufs

Gymnasium. Voll Kraft war er hier oft muthwillig, neckte Jeden und bekam viele Händel. Mit 16 Jahren wurde er Student in Königsberg, wo ihm das Studium der Rechte Vergnügen machte. Er studirte mit Fleiß und Ehrgeiz. Nach der Zeit lebte er bei seinem Vater und hoffte auf Versorgung, aber es fand sich keine. Die Eltern schickten ihn daher nach Dänemark zu ihren angesehenen Verwandten, die Generale waren. Diese redeten ihm zu, Soldat zu werden. Mit 21 Jahren trat er in dänische Dienste, und legte sich auf die Kriegswissenschaft und auf die schönen Wissenschaften. Virgil und Horaz waren seine beständigen Begleiter. 1740, bald nach Friedrich II Regierungsantritt, wurde er in preußischen Diensten angestellt als Lieutenant in Potsdam. Anfangs lebte er leichtsinnig und heiter, und machte Schulden, und weil ihm die Rohheit seiner Cameraden, und diesen seine höhere Bildung lästig fiel, so konnte es an tausend Neckereien und Streitigkeiten nicht fehlen. Einst erhielt er in einem Zweikampf eine schwere Armwunde. Gleim, der damals in Potsdam war, hörte mit Theilnahme von dem talentvollen jungen Offizier sprechen, und besuchte ihn. Der entkräftete Kleist hatte Cäsar vom gallischen Kriege vor sich liegen. Gleim erbot sich ihm vorzulesen, und als er ihm einst ein scherzhaftes Gedicht an den Tod vorlas, lachte Kleist so, daß die Wunde aufriß. Aber der schnell herbeigeholte Wundarzt erklärte das für ein Glück, und wirklich heilte die Wunde bald. Seitdem war zwischen Kleist und Gleim die innigste Freundschaft. Bald darauf erhielt er die Nachricht, daß seine Braut, Wilhelmine von der Golz, von ihren Verwandten gezwungen worden sey, eine andere Heirath einzugehen. Dies schmerzte ihn tief; dazu kam, daß Gleim Potsdam verließ. Der frohe Sinn seiner Jugend war nun dahin. In dieser Zeit dichtete er die beiden Elegien: An Wilhelmine und: Sehnsucht nach Ruhe. Er machte den zweiten schlesischen Krieg ruhmvoll mit. Dann kehrte er kränklich nach Potsdam zurück, und fand seine einzige Erholung im Briefwechsel mit Gleim und in der Dichtkunst. Sein Frühling machte großes Aufsehen. Er wurde Capitain, und als solcher nach der Schweitz auf Werbung geschickt. In Zürich

machte er die Bekanntschaft Bodmers, Breitingers und Wielands und fand seinen Freund, den Arzt Hirzel, den er schon in Potsdam kennen gelernt hatte, wieder. Als Kleist als Major 1756 in Leipzig zu stehen kam, lernte er Lessing und Weiße kennen. Er zeichnete sich in mehreren Gefechten aus. Am 12ten August 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf hatte er mit seinem Bataillon schon drei russische Batterien erobert. Als er die vierte angriff, nahm er einen Fahnenjunker beim Arm. Schon anfangs hatte er 12 Kontusionen erhalten, und zwei Finger der rechten Hand waren ihm verwundet. Jetzt erhielt er einen Schuß in den Arm, und mußte den Degen wieder in die rechte Hand nehmen. Noch war er 30 Schritte von der Batterie entfernt, als ihm ein Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Er fiel vom Pferde, und rief: „Kinder, verlaßt euren König nicht!“ Zweimal versuchte er vergebens, sich auf das Pferd heben zu lassen. Hinter die Fronte getragen, wurde der Feldscheer, der ihn verbinden wollte, neben ihm durch den Kopf geschossen. Kosacken plünderten ihn ganz aus, und warfen ihn nackt in einen Sumpf. Gegen Abend schlief er vor Ermattung ein. In der Nacht fanden ihn russische Husaren, zogen ihn aufs Trockene, legten ihn an's Wachtfeuer auf Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel, und setzten ihm einen Hut auf, gaben ihm auch Brot und Wasser. Aber am Morgen wurde er von Kosacken aufs neue geplündert. Erst gegen Mittag fand ihn ein russischer Offizier, und ließ ihn nach Frankfurt bringen, wo er zuerst verbunden wurde. Er wurde im Hause des Professors Nicolai verpflegt. Man hoffte ihn zu retten. Aber am 11ten Tage trat eine Absonderung der Knochensplitter ein, eine Pulsader zerriß, und so starb er am 12ten Tage nach der Schlacht, 44 Jahre alt, und wurde ehrenvoll begraben.

Er war von großer Gestalt und kriegerischem Ansehen, und hatte ein freundlich ernstes Gesicht mit dem Ausdruck der innigsten Güte. „Tapferkeit und unerschrockener Muth, Gelehrsamkeit und Geschmack, Bescheidenheit, Menschenliebe, Geselligkeit, Freundschaft und das edelste Herz zierte ihn.“ Nie war er glücklicher, als wenn er helfen konnte. Nie zeigte er Ehrgeiz und Eitelkeit. Er hatte das meiste Talent für Landschaftsmalerei; sein Frühling steht oben an. Aber auch andere

Dichtungsarten gelangen ihm, besonders die Idylle und die Elegie, weniger die Fabel und Erzählung. Seine Gedichte zeichnen sich durch Innigkeit des Gemüths, durch Anmuth und Farbenreichthum aus.

Lichtwer,

geboren 1719 in Wurzen im Königreiche Sachsen, wo sein Vater als Appellationsrath lebte, der aber starb, als der Knabe kaum 2 Jahre alt war. Seine Mutter gab ihm eine vorzüglich gute Erziehung; aber er verlor auch sie, als er erst das 18te Jahr erreicht hatte. Er studirte in Leipzig die Rechte. Er hatte zwar schon als Knabe Versuche gemacht zu dichten, scheint aber als Jüngling weniger sich damit beschäftigt zu haben; denn er besuchte die Vorlesungen Gottscheds nicht. Dann lebte er zwei Jahre in Dresden, wo er Verwandte hatte, und hoffte hier auf eine Versorgung. Da ihm dies aber fehlschlug, begab er sich nach Wittenberg, studirte hier mit großem Fleiße, und fing dann an, Vorlesungen zu halten, da er sich entschlossen hatte, sich dem akademischen Leben zu widmen. Allein er zog sich durch sein fleißiges Studiren einen Blutsturz zu, und sah sich dadurch genöthigt, seinen Plan aufzugeben. Jetzt erst trat er als Dichter auf, indem er seine Fabeln herausgab. Er ging zugleich nach Halberstadt, wo er einen Oheim hatte, und erhielt hier durch dessen Vorschub eine Präbende. Da er aber nicht ohne Amt leben wollte, so erhielt er eine Anstellung als Regierungsrath, späterhin auch als Criminalrath. Er starb 1783, 64 Jahre alt.

Lichtwer war ein eben so biedrer und frommer Mensch, als thätiger Geschäftsmann; dabei anspruchlos; nur auf das Wohl Andrer bedacht. Die meisten seiner Fabeln gehören zu den besten, die unsre Literatur hat.

Anna Luise Karsch,

geboren 1722 auf dem Hammer, einer Meierei zwischen Züllichau und Crossen. Ihr Vater hieß Dürbach, und hatte als Brauer und Schenkwirth die Meierei gepachtet. Die Eltern konnten sich wenig um das Kind bekümmern, und überließen es daher der Aufsicht der alten Großmutter. Das Kind war still und in sich verschlossen. Sie kroch unter den Bänken

der Gaststube umher, saß halbe Tage lang still vor sich hin, und schien auf nichts zu achten. Als sie 6 Jahre alt war, starb ihr Vater, und nun konnte die sonst brave Mutter gar nicht mehr nach ihrem Kinde sehen, und da in der Nähe keine Schule war, so hätte die Kleine ganz ohne Unterricht aufwachsen müssen, wenn nicht der Bruder der Großmutter, ein gewesener Amtmann, der eben Wittwer geworden war und sich zur Ruhe gesetzt hatte, eine Haushälterin nöthig gehabt und beschlossen hätte, seine Schwester zu sich zu nehmen. Er besuchte deshalb die Nichte, sah das Kind, fand gute Anlagen an demselben, und beschloß, es zu erziehen. Die Mutter willigte gern ein, und so kam die kleine Luise nach Tirschtigel in Polen. Jetzt ging ihr Geist mit einem Male auf. Ihr Oheim hatte studirt und war ein gebildeter Mann, der durch seine Gespräche ihre Anlagen schnell entwickelte. Sie lernte in vier Wochen lesen, las nun alles, was ihr vorkam, und saß besonders über der Bibel, in der das Buch der Makkabäer sie am meisten anzog. Bald lernte sie auch schreiben und rechnen. Nur das Stricken widerte sie wegen des ewigen Einerlei an, und sie gestand späterhin, in ihrem Leben kaum mehr als 1½ Strümpfe gestrickt zu haben. Jetzt wußte der Oheim, der nur wenig deutsche Bücher hatte, sie nicht mehr zu beschäftigen, und doch bat sie immer um neue Nahrung für ihren Geist. Daher fing er an, sie lateinisch zu lehren, und nach wenigen Wochen wußte sie schon so viel, daß sie bat, mit ihr einen Autor anzufangen. Aber jetzt holte die Mutter, die sich wieder verheirathet hatte, die Tochter, die nun 10 Jahre alt war, zu sich ab, um die kleinen Kinder zu warten. Die vergangenen vier Jahre waren die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Ihr ganzes Leben hindurch gedachte sie dieser Zeit und des theuren Oheims mit Wehmuth und Dankbarkeit, und sang nach 30 Jahren später dem Andenken desselben das dankbare Lied: „Kommt heraufgestiegen aus dem Sande, ihr Gebeine, die ihr in dem Lande meiner Jugend eure Ruhe habt.“

Späterhin zogen ihre Eltern nach Tirschtigel; aber der Oheim war schon todt. Als das Mädchen keine Kinder mehr

zu warten hatte, wurden ihr im 13ten Jahre drei Kühe zur Wartung und Weidung anvertraut. Diese Jahre waren für sie nicht unglücklich. Die Freiheit, in der sie dabei lebte, die freie Natur um sie herum, die von Bächen durchrieselten Wiesen, die Ruhe, die auf der ganzen Gegend lag, gab ihrer Seele einen höheren Schwung, und erfüllten ihre Phantasie mit tausend reizenden Bildern. Gern hätte sie ihren Gefühlen Worte gegeben, aber sie wußte nicht wie. Sie hatte keine Bücher zum Lesen, kein Schreibzeug, und Keinen, an den sie ihre Gedanken richten könnte. Eines Tages entlief ihr, als sie eben in ihren Träumereien da saß, eine Kuh, und setzte über einen Graben weg nach einer andern Weide. Sie watete durch das Wasser nach, und holte endlich das Thier ein. Als sie nun etwas ausruhen wollte, sah sie nicht weit einen Hirtenknaben unter einem Baume, der in einem Buche las. Laut schlug ihr Herz voll Freude; schnell stand sie neben ihm, und augenblicklich war die gegenseitige Freundschaft geschlossen. Sie fragte gleich nach dem Buche; es war eins aus der Klasse der schönen Melusine und Magellone, des gehörnten Siegfried, der asiatischen Banise u. a. Der Knabe war etwa 2 Jahre älter als sie, klein, bucklig und häßlich wie Aesop; doch zog sein überlegener Verstand sie an, und sie betrachtete mit Vergnügen seinen häßlichen Mund, wenn er ihr vorlas. Er verschaffte ihr Bücher, die sie zu Hause aber nur verstohlen lesen durfte, und daher im Garten unter einem Hollunderstrauche verbarg, und erst Abends vorholte und las. Im zweiten Sommer wurde dieser literärische Umgang fortgesetzt. Ihr Geist konnte durch diese Bücher zwar keine Nahrung erhalten, desto mehr ihre Phantasie. So wurde auch der dritte Sommer hingebracht. Jetzt erst dachte die Mutter daran, sie zur künftigen Hausfrau vorzubereiten. Sie wurde, um Nähen zu lernen, 1½ Meilen weit zu einer geschickten Müllersfrau gethan. Schon nach einem Vierteljahre hatte sie ihrer Lehrerin alle Künste abgelernt. Die Müllerin mißbrauchte sie daher in der übrigen Zeit zu allerhand Magddiensten, wobei sie ihr nur halb satt zu essen gab. Erst ganz zuletzt übergab die Frau sie einem Prediger zum Katechumen-Unterricht, um nach einem halben Jahre ein-

gesegnet zu werden. Noch an dem Morgen vor der Einsegnung mußte sie für die harte Frau einen Sack mit Korn ¾ Meile weit zur Mühle tragen. Bald darauf holte ihr Stiefvater sie zurück. Gleich eilte sie zu ihrem Hirten, und sah seinen Büchervorrath durch, doch ohne viel Neues zu finden. Aber eines Tages fand sie zu Hause einige Blätter aus einem Gedichtbuche. Dieser Fund entzündete ihren poetischen Sinn. Bisher hatte sie nur die Lieder im Gesangbuche gesehen; nun sah sie, daß man auch andere Gegenstände besingen könnte. Sie flog zu ihrem Hirten, entdeckte ihm ihren Fund, und brannte vor Begierde, auch solche Verse zu machen. Von nun an keimte ihr Dichtertalent mächtig hervor. Sie machte sogar Verse an ihren Hirten.

Endlich bewarb sich ein eigennütziger Tuchweber aus Schwiebus um sie, der gehört hatte, daß sie 1000 Thlr. väterliches Erbgut besäße. Er wußte nicht, daß das Geld von dem müssigen Stiefvater längst verbraucht war. Die Mutter willigte gern ein, und so wurde sie, erst 16 Jahre alt, vermählt. Als er seine Absicht getäuscht sah, ließ er sie seinen ganzen Unwillen empfinden, plagte sie durch Geiz, und warf ihr Mangel an Wirthlichkeit vor. Wirklich versah und vergaß sie auch vieles, und ihr guter Wille wurde nicht erkannt; im Gegentheil erlitt sie oft körperliche Mißhandlungen. Ihr einziger Trost war die Mutter ihres Mannes. Selbst als sie Mutter mehrerer Kinder wurde, behandelte er sie nicht besser. Nur Sonntags hatte sie mehr Freiheit. In der Woche dachte sie sich die Gedichte aus, die sie des Sonntags niederschrieb. Auch auf ihres Mannes Geburtstag machte sie Verse. Er lächelte wohl darüber, aber er machte sich nichts daraus. Indessen wurde ihr Talent bekannt; mehrere benachbarte Herrschaften ließen sie kommen, und beschenkten sie. Dies erwarb ihr das erste freundliche Gesicht ihres Mannes.

Indessen dauerte diese Stimmung nicht lange. Sie hatte immer ihre Verse im Sinne, und vergaß darüber ihre Wirthschaft. Ihr Mann wurde immer unzufriedner, und drang endlich auf Scheidung. Er fuhr mit ihr nach Glogau, und befahl ihr unten am Rathhause zu warten. Hier fiel ihr ihre

hülflose Lage zentnerschwer aufs Herz; sie mußte bitterlich weinen. Ein junger, hier Schildwache stehender Soldat wurde dadurch gerührt, und schrieb an die Rathhausthüre mit Kreide:

Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen,
Die, was unmöglich scheint, noch möglich können machen.

Er nahm sie bei der Hand, und sagte: „hier, junge Frau, kann sie lesen?" — Diese Worte stärkten sie sehr. Sie wurde geschieden; ihr Mann behielt die Söhne, und nun fuhren sie wieder zurück. An demselben Abend schnürte sie ihren Bündel, nahm von den Kindern Abschied, und schwankte zu der Schwiegermutter. Doch konnte sie hier nicht bleiben. Sie packte daher eines Tages ihre wenigen Sachen wieder auf, und ging, ohne zu wissen wohin, zum Thore hinaus. Sie kehrte in einem Dörfchen ein, dessen Strohdächer sie vor sich liegen sah, und fand bei einer Bauernfamilie Aufnahme. Hier erhielt sie dann durch ihre Schwiegermutter und Mutter einige Unterstützung, und so elend ihr es auch ging, so fand sie doch bald die vorige Heiterkeit wieder. So lebte sie drei Vierteljahre; da reiste ein dem Trunk ergebener Schneider, Karsch, durch das Dorf, fühlte Mitleid mit ihr, und bot ihr die Ehe an. So widerwärtig er auch war, so nahm sie doch, auf den Rath ihrer Mutter, seine Hand an. Sie ließen sich in Frankfurt nieder. Aber sie lebte höchst unglücklich mit dem Manne, der alles, was sie durch ihre Gedichte verdiente, vertrank, so daß sie oft kein Brot hatte, und in der dürftigsten Kleidung einherging. Einst kam sie auf den Gedanken, die Predigten, die sie ihres schlechten Anzuges wegen hinter einem Pfeiler versteckt anhörte, in Verse zu setzen. Sie warf dann ihre Arbeit heimlich in den Beichtstuhl. Der Prediger wurde aufmerksam, beobachtete sie, und ließ sie zu sich kommen. Niedergeschlagen entdeckte sie ihm ihren Zustand. Von Stunde an wurde er ihr helfender Freund, und verschaffte ihr Bekanntschaft in Fraustadt, die sie wieder nach Lissa empfahlen, und so kam ihr Ruf selbst bis Glogau. Sie erhielt kleine Geschenke, machte dafür Gedichte; ja sie reiste selbst in der rauhesten Jahreszeit und beim schlimmsten Wetter umher, wenn sie wußte, daß Hochzeiten,

Taufen u. a. Feste waren, und überreichte ihre Gelegenheitslieder. Aber was sie erwarb, brachte ihr Mann wieder durch, und wenn sie ihm darüber Vorwürfe machte, so wurde sie gemißhandelt.

Auf den Rath ihrer Freunde ließ sie sich 1755 in Glogau nieder. Ob sie gleich in der bittersten Armuth hierher kam, fand sie doch bald Familien, die sich ihrer annahmen; Leute aus allen Ständen suchten ihre Bekanntschaft, und munterten sie auf. Sie erhielt Bücher zum Lesen, und erweiterte dadurch ihren Ideenkreis, und ihre Begeisterung wurde nicht wenig durch die Erzählungen von den Thaten des großen Königs, der damals den siebenjährigen Krieg führte, gehoben. Sie besang seine Siege in feuervollen Liedern, während ihr Ruhm sich zugleich mit verbreitete. Dabei blieb ihre häusliche Lage eben so kummervoll, wie sonst. Ihr vertrunkener Mann kam oft erst gegen Morgen nach Hause, wenn sie noch da saß, um ihre Lieder niederzuschreiben, durch die sie das tägliche Brot sich verdienen wollte, und sie sehnte sich, von ihrem Manne, der sie nicht selten mißhandelte, befreit zu werden.

Plötzlich erhielt ihr Schicksal eine gänzliche Aenderung. Ein Bedienter eines Baron von Kottwitz trat zu ihr herein, und meldete, sein Herr habe den Auftrag von einer Generalin in Berlin, welche mit der Karsch in Briefwechsel stand, sich zu erkundigen, warum sie so lange nicht geschrieben habe. Sogleich schrieb sie einen poetischen Brief an die Generalin, und ein Billet in Versen an den Baron, der sie, neugierig auf ihre Bekanntschaft, am andern Morgen zu sich laden ließ. Sie gefiel ihm so, daß er sie auf den folgenden Tag zu Mittag bat, und vorher ihr feine Kleidungsstücke und einen Kopfaufsatz überschickte. Sie war außer sich vor Freude. Als sie ankam, wurde sie vom Baron in die Gesellschaft geführt, und vorgestellt; alle beeiferten sich, ihr Artigkeiten zu erweisen, und beim Abschiede drückte ihr der Baron eine Dose mit 6 Louisdor in die Hand. Solchen Reichthum hatte sie noch nie besessen. Er forderte sie auf, sich von ihm etwas zu erbitten; da bat sie, sie mit nach Berlin zu nehmen, wohin der Baron eben gehen wollte; dadurch hoffte sie, ihren Mann, wie auch geschah,

los zu werden. Kottwitz willigte gern ein, und glücklich wie eine Königin reiste sie mit ihrer kleinen Tochter 1761 ab. Sie wohnte in Berlin in einem Palais, und speiste 5 Schüsseln. Welcher Contrast gegen ihre frühere Armuth! Die vornehmsten Familien beeiferten sich, sobald man von ihrer Ankunft hörte, ihre Bekanntschaft zu machen. Täglich hielten Equipagen vor ihrem Hause, um sie in Gesellschaften abzuholen. Eines Morgens mußte sie sich mit ihrer Tochter in den Wagen des Barons setzen. Man fuhr sie vor einen großen Galanterieladen, wo eine Französin sie empfing, sie in ein Putzzimmer führte, und ihr und ihrer Tochter die für sie schon bereit liegenden modischen Kleidungsstücke anlegte, so daß beide vom Kopf bis zu den Füßen neu bekleidet da standen. Dazu fügte die Modehändlerin zwei Anzüge von schlechterem Zeuge, die sie ihnen in den Wagen packte, und so fuhr dieser mit den zwei glücklichsten Menschen Berlins nach Hause. Auch berühmte Männer suchten ihre Bekanntschaft, z. B. Ramler und der Philosoph Mendelssohn (gest. 1786 in Berlin).

Als Kottwitz nach sechs Monaten zurückreiste, blieb sie in seinem Hause in Berlin wohnen, und ihre Gedichte verschafften ihr hinlänglichen Lebensunterhalt. Besonders hatte sie eine große Geschicklichkeit, aus dem Stegereif Verse niederzuschreiben oder zu sprechen. Was sie schnell hinwarf, gelang ihr besser, als was ihr Zeit und Mühe kostete.

Ihr Ruf war indessen immer ausgebreiteter geworden. Besonders wünschte man sie in Halberstadt kennen zu lernen. Gleim lud sie ein, bei ihm zu wohnen. Sie reiste hin, und wurde mit Auszeichnung empfangen. Ebenso in Magdeburg, wohin sie einen Abstecher machte. Aber vergebens suchte er ihr die Regeln der Poesie beizubringen, wozu sie zu wenig Geduld hatte. Auch besorgte Gleim die Herausgabe ihrer Gedichte.

Als sie nach Berlin zurückgekehrt war, erfuhr sie, daß ihr Stiefbruder in Berlin sey. Sie suchte ihn gleich auf, verließ ihm zu Liebe ihre freie Wohnung, und miethete mit ihm eine Dachstube, um mit ihm alles zu theilen. Dadurch gerieth sie wieder in Noth, so sehr sich auch ihr Ruhm mehrte. Die

ausgezeichnetsten Dichter, z. B. Wieland, standen mit ihr in Briefwechsel, und selbst Friedrich der Große ließ sie zu sich nach Sanssouci kommen, und machte ihr Hoffnung, für sie zu sorgen; auch erhielt sie kleine Pensionen von mehreren Großen und Freunden. Das reichte aber nicht hin; ihr Freund Kottwitz war gestorben; ihre Tochter war unglücklich verheirathet, wurde geschieden, und fiel ihr mit einem Enkelkinde zur Last. Das alles machte ihr viel Sorgen, und sie klagte daher beständig. Oefters hatte sie sich schon an den König gewendet, ohne mehr als kleine Unterstützungen zu erhalten. Endlich erhielt sie einmal nur 2 Thaler. Dies nahm sie übel, und war so dreist, das Geld mit folgenden Reimen zurückzuschicken:

Zwei Thaler giebt kein großer König!
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück.

Der König bestrafte zwar ihre Kühnheit nicht, aber sie erhielt auch weiter nichts. Zehn Jahre darauf bat sie ihn um ein Haus, und erhielt — 3 Thlr. Statt der Quittung schrieb sie folgende Reime zurück:

Seine Majestät befahlen
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten,
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten, alten
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Auch auf dies schwieg der König, und es blieb beim Alten. Als aber 1786 Friedrich Wilhelm II zur Regierung kam, wandte sie sich an diesen, und erlangte auch, daß ihr der König ein hübsches Haus bauen ließ. Voll Ungeduld zog sie hinein, ehe es noch ausgetrocknet war, und zerstörte dadurch ihre Gesundheit. Sie fühlte sich hier unaussprechlich glücklich, starb aber schon 1791.

Sie hätte viel leisten können, wenn sie sich nach dem Rathe Gleims, Ramlers, Lessings u. a. hätte richten, und, statt auf die Fertigkeit des Versemachens sich etwas zu Gute zu thun, gute Vorbilder studiren und mehr Fleiß auf ihre Verse wenden wollen.

Johann Ludwig Huber*)

wurde 1723 im Würtembergischen geboren. Er erhielt von seinem Vater, einem wackern Prediger, eine sehr vernünftige Erziehung. Er studirte in Tübingen, und wollte Geistlicher werden. Da ihm aber von seinen Vorgesetzten bei einer gehofften Beförderung Unrecht gethan wurde, so gab er seinen Plan auf, und studirte die Rechte. In den Erholungsstunden beschäftigte er sich mit Musik und Poesie. Er erhielt in seinem Vaterlande eine Anstellung, und wurde endlich Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen. In diesem Amte bewies er die größte Rechtlichkeit und Thätigkeit, und half, wo er konnte. Der damalige Herzog von Würtemberg war ein despotischer Mann, der mit rauher Willkür nur seinen Herrscherwillen zum Gesetze machte. Es war derselbe, von dem nachher bei Schubart und Schiller die Rede seyn wird. Seine Unterthanen seufzten unter dem Drucke schwerer Abgaben, und da diese noch immer nicht hinreichten, die Pracht des Hofes zu bestreiten, so wollte er eine neue Steuerverfassung einführen. Huber war der Einzige, der zu widersprechen wagte, ob ihm gleich mit Absetzung gedroht wurde. Seine Standhaftigkeit bewog die Landstände,

*) Nicht zu verwechseln mit Ludwig Ferdinand Huber, dem Gatten der Therese Huber, der 1804 als Landesdirectionsrath in Ulm starb, und unten beim Leben Schillers erwähnt wird.

sich ihm anzuschließen. Der aufgebrachte Herzog, der wohl wußte, daß Hubers Festigkeit den Widerstand der Landstände verursacht hätte, ließ Soldaten nach Tübingen marschiren, um ihn zu schrecken. Huber lag gerade am hitzigen Fieber krank; dennoch besetzten Soldaten sein Haus, und schleppten den kranken Mann nach der Festung Hohenasperg. Hier saß er 6 Monate lang gefangen, dann wurde er zwar entlassen, aber er verlor sein Amt. Doch war ein großer Trost für ihn das Bewußtseyn treuerfüllter Pflicht und der Beifall der Landstände, die ihm eine Pension aussetzten. Er erhielt von auswärts mehrere ehrenvolle Berufungen, zog aber das Privatleben vor. Alle Jahre brachte er vier Monate bei seinem Freunde, dem Präsidenten Freiherr v. Gemmingen, in Stuttgart zu, um dessentwillen er zuletzt ganz nach Stuttgart zog. Sein Freund starb zwar schon 3 Jahre darauf; doch blieb Huber da wohnen, und starb da 1800, 77 Jahre alt.

Hubers Gedichte und prosaische Aufsätze haben nicht wenig dazu beigetragen, daß ein edlerer Geschmack sich immer mehr verbreitete.

Dusch

wurde 1725 in Celle geboren. Auf der Schule in Celle nahm er sich vor, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu weihen. Er studirte in Göttingen Theologie, aber daneben auch die schönen Wissenschaften und besonders die Literatur der Engländer. Dann war er mehrere Jahre lang Hauslehrer in einigen angesehenen Familien. Mit 31 Jahren ging er nach Altona, und beschäftigte sich hier mit schriftstellerischen Arbeiten. Graf Bernstorf lernte ihn hier kennen und schätzen, und empfahl ihn dem Könige von Dänemark Friedrich V, der ihn zum Professor der schönen Wissenschaften am altonaer Gymnasium ernannte, und da sich Dusch bereits als Lehrdichter bekannt gemacht hatte, so schenkte ihm der König 1000 Thlr. zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte. Zehn Jahre später wurde er Director des Gymnasiums. Späterhin erhielt er den Titel eines Justizraths. Er starb 1787.

Dusch hatte Reichthum der Gedanken, einen sehr gefälligen Vortrag und einen feinen Geschmack; doch seine Prosa ist nicht

selten schwülstig und geziert. Das erste Gedicht, durch welches er seinen Ruhm gründete, war: die Wissenschaften, ein Lehrgedicht, das er schon in Göttingen angefangen hatte.

Gotthold Ephraim Lessing

wurde 1729 in Kamenz in der Oberlausitz geboren. Sein Vater, Oberprediger daselbst, unterrichtete ihn anfangs selbst, und da der Knabe große Lernbegier und Liebe zu Büchern zeigte, so beschlossen die Eltern, ihn studiren zu lassen, und schickten ihn im 12ten Jahre auf die Fürstenschule in Meißen, wo er sich so eifrig mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigte, daß er sogar die Erholungsstunden dazu anwandte. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Leipzig, und sollte hier Theologie studiren. Aber dazu hatte er weder Neigung noch Talent. Er wandte sich vielmehr zur Poesie, und wurde darin von seinem Freunde Weiße (dem nachherigen Kreissteuereinnehmer), der damals auch in Leipzig studirte, ermuntert. Dabei las und lernte er viel und vielerlei. Auch machte er Bekanntschaft mit Johann Adolph Schlegel und Zachariä, doch ohne sich näher an sie anzuschließen. Damals war in Leipzig eine der besten Schauspielergesellschaften, deren Vorsteherin die bekannte Frau Neuber war. Mit einigen dieser Schauspieler wurde er bekannt, und das Theater zog ihn so an, daß er, dem es an Geld fehlte, um es täglich zu besuchen, seinem Freunde Weiße den Vorschlag machte, ein französisches Trauerspiel für die Neuber zu übersetzen, wofür sie die Erlaubniß erhielten, das Theater unentgeltlich zu besuchen. Von nun an war das Theater sein größtes Vergnügen; auch hatte er die Freude, daß sein Lustspiel: der junge Gelehrte, mit Beifall aufgeführt wurde.

Indessen hatten seine meisten Freunde Leipzig verlassen; dies und sein unruhiger Geist bewogen ihn nach Berlin zu gehen, wo er eine Art von Theaterzeitung herausgab, die aber nur 1 Jahr währte. Nun ging er nach Wittenberg, wo sein jüngerer Bruder studirte, und wurde Magister, gab auch einige Schriften heraus. Dann zurück nach Berlin, weil es

ihm in Wittenberg nicht mehr gefiel. In Berlin übernahm er die Redaction der Voßischen Zeitung, und gab einige Bände seiner Schriften heraus, die nicht geringes Aufsehn machten. Um diese Zeit wurde er mit dem Philosophen Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Friedrich Nicolai bekannt. Die drei Freunde, die sich sämmtlich durch großen Verstand auszeichneten, kamen wöchentlich einige Mal zusammen, und lernten durch ihre Unterredungen und freundschaftlichen Streitigkeiten viel von einander. Ueberhaupt ging Lessing gern mit solchen Männern um, von denen etwas zu lernen war; daher wurde auch Professor Ramler aufgesucht. Um sein Trauerspiel: Miß Sara Sampson ganz ungestört ausarbeiten zu können, ging er auf einige Zeit nach Potsdam. Das Stück wurde an mehreren Orten mit großem Beifall gegeben. Diese theatralische Beschäftigung regte seine frühere Vorliebe fürs Theater wieder auf. Er reiste also wieder nach Leipzig. Hier bekam er den Antrag, den Sohn eines reichen Banquiers auf seinen Reisen zu begleiten. Aber theils vertrug sich der geist- und kenntnißreiche Lessing mit dem reichen Kaufmannssohne nicht sonderlich, theils bewog der siebenjährige Krieg, der eben ausgebrochen war, den jungen Mann, von Amsterdam, bis wohin sie nur gekommen waren, nach Leipzig zurückzueilen. Hier fand Lessing den Dichter v. Kleist, der mit seinem Regimente hier eben eingerückt war, machte ihn mit Weiße bekannt, und diese 3 Freunde waren fast täglich beisammen. Auch lernte Lessing den hoffnungsvollen Dichter v. Brawe kennen, der hier studirte. Schon hier hatte er sich mit Nicolai und Moses Mendelssohn zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung verbunden, der Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften, in welcher die damals erscheinenden schönwissenschaftlichen Schriften unpartheiisch beurtheilt wurden. Den daraus gelösten Gewinn setzten sie als Preis für das beste Trauerspiel aus. Der Freiherr v. Cronegk gewann ihn durch sein Trauerspiel Kodrus, und Brawe's Trauerspiel: der Freigeist, wurde als des beste nach jenem anerkannt. Lessings unruhiger Geist trieb ihn bald wieder nach Berlin, wo er im Umgange seiner Freunde Mendelssohn, Nicolai und Ramler lebte. Hier fing

er seine Emilie Galotti an, gab auch seine Fabeln heraus. Plötzlich verließ er Berlin, und ging nach Breslau als Gouvernementssecretair des Generals von Tauentzien, eines tapfern und biedern, aber sehr rauhen Mannes. Dennoch hielt er hier 5 Jahre aus, und lernte erst hier Menschenkenntniß im Umgange mit Menschen aus allen Ständen. Auch entwarf er hier den Plan zu seiner Minna von Barnhelm. Um wieder unabhängig studiren zu können, nahm er in Breslau seinen Abschied, und ging nach Berlin zurück, von da nach Hamburg, wo er die Aufsicht über das dortige Theater übernahm. Aber dies neue Verhältniß verursachte ihm so viel Verdrießlichkeiten, daß er es schon nach 3 Jahren aufgab, als er durch den Professor Ebert in Braunschweig die Nachricht erhielt, der Erbprinz v. Braunschweig habe die Absicht, ihn bei der Bibliothek in Wolfenbüttel anzustellen, und wünsche ihn daher kennen zu lernen. Lessing reiste nach Braunschweig, und wurde zum Hofrath und Bibliothekar der wolfenbüttelschen Bibliothek ernannt. Ehe er sein Amt, das er nur 11 Jahre bekleidet hat, antrat, verheirathete er sich mit einer geistreichen Kaufmannswittwe in Hamburg, Frau König. Die sitzende Lebensart, die er bisher geführt hatte und noch führte, bekam ihm so übel, daß er zu kränkeln anfing, und von Jahr zu Jahr mißmüthiger und hypochondrischer wurde. Dazu kam, daß er durch seine Schriften in viele unangenehme Streitigkeiten gerathen war. Weder die gute Aufnahme seiner Emilia Galotti, die er erst in Wolfenbüttel vollendete, und seines Nathan des Weisen, noch eine Reise, die er mit dem Prinzen von Braunschweig nach Italien machte, konnte ihn aufheitern. Das Feuer seiner Augen erlosch, er verlor allen Lebensmuth, und starb endlich 1781, erst 52 Jahre alt.

Lessing war ein sehr edler Mensch, ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte und Vater, und ein thätiger Unterstützer jedes Unglücklichen. Er war leutselig, gütig, freundlich, dienstfertig, hatte keinen Stolz, konnte aber auch bei Andern keinen vertragen. Bei großer Gelehrsamkeit hatte er eine seltene Vielseitigkeit, die er wohl seiner Unbeständigkeit zu verdanken hatte; denn er konnte nie lange bei einem Gegenstande verweilen,

vollendete selten etwas, ergriff aber alles mit großem Scharfblicke, und faßte daher von jeder Sache eine neue Seite auf. Daher hat er in Sachen des Geschmacks den entschiedensten Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt. Vor ihm galt kein Vorurtheil; unermüdet forschte er nach Wahrheit; von wenig Menschen konnte man so viel lernen, wie von ihm. Vorzüglich hat er auf die dramatische Poesie nützlich eingewirkt. Er bekämpfte die unnatürliche Manier Gottscheds mit aller Kraft, und stellte zuerst Muster eines natürlichen Dialogs auf. Nur hat er sich vielleicht darin geirrt, daß er zu sehr auf natürlichen Ausdruck drang, da ja die dramatische Poesie nicht das alltägliche, sondern ein idealisches Leben darstellen soll; daher auch andere Dramatiker nach ihm, namentlich Göthe, Schiller, Müllner, Grillparzer und Raupach, von seinem Grundsatz mehr oder weniger abgewichen sind.

Denis

wurde 1729 in Schärding am Inn in Oestreich geboren, wo sein Vater ein Rechtsgelehrter war. Mit 18 Jahren wurde er in Wien in den Jesuitenorden aufgenommen. Späterhin übertrug man ihm eine Lehrerstelle im Theresianum in Wien, einer von Maria Theresia gestifteten Lehranstalt, und als der Jesuitenorden aufgehoben und die Anstalt aufgelöst wurde, ernannte ihn Kaiser Joseph II mit dem Titel eines Rathes zum Aufseher der kaiserlichen Bibliothek. Er starb 1800 in Wien, 71 Jahre alt. Er war ein streng religiöser, sehr bescheidener und sanfter Mann, und einer der ersten, die sich im katholischen Deutschlande Mühe gaben, die Sprache zu reinigen, und einen besseren Geschmack einzuführen. Ferner war er es, der nebst Klopstock, Gerstenberg und Kretschmann die alte Barden- oder Skaldenpoesie in Deutschland einführten, indem sie sich statt der griechischen Mythologie der altdeutschen oder vielmehr altnorwegischen zu Anspielungen bedienten, eine eben so unglückliche Idee, da diese Mythologie unsrer Art zu denken und zu fühlen eben so fremd ist wie die griechische. Endlich hat er das Verdienst, zuerst Ossians Gedichte*) ins Deutsche übersetzt zu

*) Ossian, König Fingals Sohn, war ein alter blinder Sänger und Dichter der Caledonier oder Schotten im 3ten Jahr-

haben. Auch hat er Oden, Lieder und Elegien gedichtet, in denen sich Innigkeit und Wärme des Gefühls ausspricht.

Mastalier

geboren in Wien 1731, war gleichfalls Jesuit. Er starb als Doctor der Philosophie und Professor in Wien 1795, 64 Jahre alt. Auch er gehört zu denen, welche den guten Geschmack in Oestreich zu heben suchten. Seine Oden besingen auch meist vaterländische Begebenheiten und Feste. Sie haben zwar keinen hohen Flug der Begeisterung, aber gute Gedanken, Wohlklang und edle Sprache.

Freiherr v. Gemmingen

wurde 1726 in Heilbronn geboren. Sein Vater war Oberhofmeister bei der Herzogin von Würtemberg. Da der Knabe vielen Verstand zeigte, so bestimmte ihn der Vater für die Wissenschaften, und ließ ihn in Tübingen und Göttingen die Rechte studiren. Gemmingen wurde schon im 22sten Jahre als Regierungsrath in Stuttgart angestellt, und zeigte sich hierbei als tüchtiger Geschäftsmann. Mit 41 Jahren ernannte ihn der Herzog zum Geheimenrath und Regierungspräsident. Er starb 1791 in Stuttgart, 65 Jahre alt. Er gehörte zu den kenntnißreichsten und gebildetsten Männern seiner Zeit; denn er las weder bloß zur Unterhaltung, noch um mit den erworbenen Kenntnissen zu prunken, sondern um seinen Geist zu bilden, und keine Wissenschaft blieb ihm fremd. Dabei war er ein höchst liebenswürdiger und edler Mann, und legte selbst in jener Zeit, wo man Adel und Würden noch über Gebühr schätzte, auf beides keinen Werth, ja er machte sich in mehreren seiner Gedichte über den eiteln Adelsdünkel lustig. Seine Freunde wählte er aus allen Ständen, indem er jeden nach seinem wahren Werthe schätzte. Seine lateinische Grabschrift dichtete er sich selbst: „Ich grüße euch, ihr nachbarlichen Gebeine, wem ihr auch einst zugehörtet! Friedlich will ich neben euch ruhn; denn auch im Leben war ich jedem Nachbar befreundet." Er dichtete Oden, Lieder, Fabeln und Satyren.

hundert, dessen herrliche Gesänge noch heute im Munde der Bergschotten leben.

Kühne Begeisterung und hohes Dichtertalent zeigen seine Gedichte nicht, wohl aber edle Gefühle, und sind in einer reinen Sprache vorgetragen.

Salomon Geßner,

geboren in Zürich 1730, wo sein Vater Rathsherr und Buchhändler war. Sein frühester Unterricht war sehr unvollkommen, und da er sich in den Lehrstunden langweilte, so machte er aus Wachs allerhand Figuren, von denen er statt der lateinischen Vocabeln viele mit nach Hause brachte. Er wurde gestraft; vergebens! Alle seine Ersparnisse wandte er auf den Ankauf von Wachs. Zufällig lernte er den Robinson kennen. Sogleich setzte er sich hin, und arbeitete nach diesem Muster neue Robinsonaden aus. Aber sein Lehrer wußte diese Aeußerung seiner Thätigkeit nicht zu schätzen, und strafte ihn auch dafür. Geßner arbeitete nun heimlich an seinem Robinson, und da er darüber keine Vocabeln lernte, so wurde laut über seine Dummheit und Unfähigkeit geklagt, und die Eltern gaben alle Hoffnung auf, daß aus dem Knaben etwas werden könnte. Sie gaben ihn, um noch einen Versuch zu machen, aufs Land zu einem Prediger. Hier bekam sein Geist eine bessere Richtung; der bessere Unterricht, die freundlichere Behandlung, der Genuß der Natur, die Bekanntschaft mit Brockes Gedichten, alles dies regte ihn auf, und er kehrte nach 2 Jahren als ein ganz andrer Mensch in seiner Eltern Haus zurück. Als er 19 Jahre alt war, schickte ihn der Vater nach Berlin, um die Buchhandlung zu lernen. Aber die mechanischen Beschäftigungen widerten ihn an; er verließ die Handlung, und da ihm der Vater kein Geld schickte, so suchte er sich durch Zeichnen sein Brot zu erwerben, und wollte schon nach Holland reisen, als der nun erweichte Vater ihm die Erlaubniß ertheilte, sich eine Zeitlang in Berlin aufzuhalten, um sich nach seinem Willen auszubilden. Geßner lernte Ramler kennen, und dieser munterte ihn auf, seine Dichtungen lieber in ungebundener Rede niederzuschreiben, da ihm die Verse nicht gerathen wollten. Diesem Rathe folgte er. Er reiste dann nach Hamburg, wo ihn Hagedorn sehr freundlich aufnahm, dann nach Zürich zurück. Die Reisen

hatten ihm Politur und gereinigten Geschmack verschafft; seinen Kenntnissen suchte er nun durch eigenen Fleiß nachzuhelfen. Er dichtete nun nach und nach seinen Daphnis (einen Schäferroman), den Tod Abels, Idyllen, den ersten Schiffer, den er für seine beste Arbeit selbst erklärte, und andere unbedeutendere Sachen. Seine Gedichte wurden bald ins französische übersetzt, und allgemein bewundert. Doch beschäftigte er sich mehr mit Malerei, theils aus Broterwerb, theils aus Liebhaberei, und seine Gemälde fanden einen reißenden Absatz. Seine Vaterstadt ernannte ihn zum Rathsherrn. So lebte er, meist mit Poesie und Malerei beschäftigt, glücklich in seinem Familienkreise. Sein Sohn verheirathete sich an eine Tochter Wielands, und so wurden diese beiden achtungswürdigen Familien innig verbunden. Geßner starb 1787, 57 Jahre alt.

Er war ein grundehrlicher, herzensguter Mann, voll Frohsinn und Zufriedenheit, voll Theilnahme an fremdem Wohl und Weh, und völlig anspruchslos. Alle Wochen konnte man an zwei Abenden die gelehrtesten, geistreichsten, und geschmackvollsten Männer in seinem Hause finden, das überhaupt der Mittelpunkt für die gebildetsten Familien der Stadt war. Seine Idyllen werden für die vorzüglichsten in unsrer Literatur gehalten; doch wirft man ihnen eine gewisse Eintönigkeit vor; jeder seiner Hirten sieht dem andern so ähnlich, als wenn es derselbe wäre, weil die scharfe Charakterzeichnung fehlt; die ideale Welt, die er schildert, entbehrt so aller Kraft und Individualität, daß sich Niemand in sie versetzt wünschen wird. Dagegen bewundert man mit Recht seine zarte Empfindung, richtige und schöne Schilderung ländlicher Scenen, und die edelsten Gesinnungen.

Freiherr v. Cronegk

wurde 1731 in Anspach geboren. Sein Vater war Generalfeldmarschall = Lieutenant des fränkischen Kreises. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, und zeigte schöne Anlagen. Mit größter Leichtigkeit faßte er die neueren europäischen Sprachen auf; er las die römischen und die neueren Klassiker, und behielt ganze Stellen aus ihnen auswendig. Mit 18 Jahren ging er auf die Universität Halle, um die Rechte zu studiren,

trieb aber hier, so wie in Leipzig, wohin er das Jahr darauf ging, auch viel die schönen Wissenschaften. Gottsched war ihm zuwider; aber Gellerts Freundschaft verdankte er seinen richtigen Geschmack und seine Liebe zum Natürlichen. Er dichtete schon hier eine dramatische Satyre auf die poetische Krönung Schönaichs*) durch Gottsched; indem er den großen und den kleinen Christoph mit einander reden ließ. Seine Freunde waren Rabener, Weiße, Kästner und der Graf Moritz von Brühl. Die Anwesenheit der Kochschen Schauspielergesellschaft lenkte seine Neigung zur dramatischen Poesie. Seine ersten, freilich noch sehr unvollkommenen Versuche der Art, waren die Lustspiele: der Mißvergnügte und der Mißtrauische. Eine Reise nach Braunschweig verschaffte ihm die Bekanntschaft Gärtners, Zachariä's und Eberts. Nach 2 Jahren ging er nach Anspach zurück, und wurde zum Kammerjunker und zum Hof-, Regierungs-, und Justizrathe ernannt. Doch unternahm er vorher noch eine Reise nach Italien und Frankreich. Neben seinen Amtsgeschäften beschäftigte er sich immer noch mit Poesie. 1757 setzte der Buchhändler Nicolai einen Preis für das beste deutsche Trauerspiel aus. Dies bewog ihn, durch Weiße ermuntert, sein Trauerspiel Kodrus, an dem er schon seit mehreren Jahren gearbeitet hatte, einzusenden. Er erhielt den Preis, starb aber in Nürnberg an den Blattern 1758 auf einer Besuchsreise zu seinem Vater, ehe die Nachricht von seinem Siege in den gelehrten Blättern bekannt gemacht werden konnte. Er hatte auch das Trauerspiel Olint und Sophronia gedichtet; ferner Satyren, Lehrgedichte und Oden.

Cronegk war ein höchst edler, frommer und rechtschaffener Mann, bescheiden, liebreich, mildthätig und reinsittlich, dabei ein sehr angenehmer Gesellschafter. Das, was er in so jungen Jahren schon geleistet hatte, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

---

*) Der Freiherr v. Schönaich starb 1807 in hohem Alter auf einem seiner Güter in der Lausitz Er hat mehrere sehr matte und langweilige Heldengedichte, Oden u. s. w. gedichtet, und war ein Anhänger Gottscheds, der ihn wegen der ihm beigelegten poetischen Verdienste feierlich zum Dichter krönte.

v. Brawe

wurde 1738 in Weißenfels geboren, wo sein Vater Geheimer-Kammerrath war. Er besuchte die Schulpforte und die Universität Leipzig, wo sein Fleiß und seine guten Sitten ihm die Gunst Lessings, Kleists, Weiße's und Gellerts verschafften. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wollte er eben die Stelle eines Regierungsrathes in Merseburg antreten, und besuchte noch vorher seine Eltern in Dresden, als er die Blattern bekam, und 1758 daran starb, noch nicht 21 Jahre alt.

Als Cronegk's Kodrus den von Nikolai ausgesetzten Preis erhielt, hatte auch Brawe sein Trauerspiel den Freigeist eingeschickt, das nach dem Kodrus für das beste Stück erklärt wurde. Einen weit höhern Schwung hat sein Trauerspiel Brutus, voll Stärke und Kühnheit des Ausdrucks. Brawe gehört zu den vorzüglichsten Trauerspieldichtern jener Zeit.

v. Gerstenberg,

geboren 1737 in Tondern in Schleswig, wo sein Vater als Offizier stand. Er besuchte das altonaer Gymnasium, und studirte in Jena die Rechte. Von hier ritt er einmal nach Leipzig, um Gellerts Bekanntschaft zu machen, und bat diesen, ihm einige Gedichte zur Beurtheilung zuschicken zu dürfen. Gellert hatte nichts dagegen. Damals hatte Cronegk seinen Kodrus, und Brawe seinen Freigeist geschrieben. Dies ermunterte Gerstenberg, sich auch darin zu versuchen. Er schrieb das Trauerspiel Turnus, und schickte es an Gellert, der aber aus Bescheidenheit ihn damit an Weiße verwies. So wurde die Bekanntschaft zwischen beiden gemacht, die für beide sehr erfolgreich war. Weiße lobte zwar den Turnus, aber Gerstenberg's Eifer dafür war schon verraucht, und er hat ihn nie drucken lassen. Dagegen dichtete er damals seine Tändeleien, die Weiße mit seinem Vorwissen herausgab, und die große Aufmerksamkeit erregten, auch von Lessing sehr gelobt wurden, indem er in den Literaturbriefen auf Gerstenberg als auf ein Genie aufmerksam machte. Bald nach seinen Universitätsjahren

trat er unter die dänischen Dragoner, und machte den Feldzug (1763) gegen die Russen mit. Aus diesem Feldzuge schreiben sich seine Kriegslieder eines dänischen Grenadiers und sein Handbuch für Reiter. Nach dem Kriege ging er nach Kopenhagen, wo damals, durch Friedrich V. und Bernstorf hingezogen, mehrere ausgezeichnete Männer lebten: Cramer, Klopstock, Basedow (in Soröe). In ihrem Umgange fuhr er fort zu dichten. Er dichtete seine Ariadne auf Naxos, sein Gedicht eines Skalden, eine Ode auf Cramern, voll hoher Begeisterung und kühner Bilder, u. a. Auch schloß er sich der Zahl der Kritiker an, indem er 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur herausgab, studirte auch den Shakspeare fleißig. Daraus ging sein Trauerspiel Ugolino hervor. Lessing nennt es einen Knochen, um den sich die kritischen Hunde herumbeißen würden; dann wollte er seinen Knittel darunterwerfen; ein Gedicht voll Schönheiten, aber zur Aufführung wenig geeignet, obgleich es in Berlin einige Male mit Beifall gegeben wurde.

Gerstenberg war ein liebenswürdiger, heitrer, zufriedener, häuslicher Mann. „O wie oft," sagt Sturz von ihm, „lauschten wir (Sturz und Klopstock) an unsers Gerstenberg's Clavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner Gattin anstimmte. Gerstenberg lebte damals in Lyngbye, einem anmuthigen Dorfe 1 Meile von Kopenhagen, nahe bei Bernstorf, und hatte den größten Theil seiner Einkünfte verloren; aber in seiner Hütte wohnten heitere Ruhe der Tugend und alle Freuden der reinen Liebe. Hier sang er seinen unsterblichen Skalden und manches holde catullische Lied. Von ihm konnten die Hippiasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie für die Sterne (Verfasser v. Yoriks empfindsamen Reisen) und Gerstenberge auch auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus, und verließen Paläste."

Mit 31 Jahren verließ er den Soldatenstand als Rittmeister, wurde Geheimer-Conferenzsecretair, und rückte so durch mehrere Stellen hindurch, bis er nach 7 Jahren als dänischer Resident und Consul nach Lübeck ging. Nach 8 Jahren

legte er diese Stelle, die ihm nicht genug Muße gewährte, nieder, und ging nach dem freundlichen Eutin, wo er mit Voß freundschaftlichen Umgang hatte. Nach 2 Jahren zog er als Justizdirector nach Altona, wo er sich späterhin (seine 1ste Frau war in Lübeck gestorben) mit einer Engländerin verheirathete. Hier lebte er recht glücklich; denn seine 7 Söhne und Töchter waren in seiner Nähe verheirathet. Er starb 1823 in Altona, 86 Jahre alt.

Kretschmann,

geboren in Zittau 1738, wo sein Vater Oberamtsadvocat war. Er selbst starb 1809 als Gerichtsactuarius in Zittau, 81 Jahre alt. Er gehört zu den geistreichsten Dichtern seiner Zeit. Er hat Oden, Hymnen, Lieder, Elegien, Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen gedichtet, auch einige Lustspiele geschrieben. Schon vorher ist gesagt worden, daß er an den Bemühungen Klopstocks, Gerstenbergs und Denis's, die alte Bardenpoesie einzuführen, Theil nahm. Er that dies unter dem angenommenen Namen Rhingulph's des Barden.

Ephraim Moses Kuh

wurde 1731 in Breslau geboren. Sein Vater war ein wohlhabender jüdischer Kaufmann, der ihn zu einem Rabbiner bestimmte, da sich der Knabe durch Gedächtniß und Wißbegier auszeichnete. Da dieser dazu aber keine Neigung zeigte, so nahm er ihn in sein Comptoir, damit er die Handlung lernte. In den Nebenstunden beschäftigte sich der sanfte, wißbegierige Jüngling mit den Wissenschaften, und ging nie ohne Buch spazieren. So lebte er ruhig bis in sein 32stes Jahr; da kam sein Oheim, Feitel Ephraim, der eine große Gold- und Silbermanufactur in Berlin hatte, nach Breslau, und bot ihm eine Stelle in seinem Comptoir mit 1000 Thlr. Gehalt an. Kuh willigte ein, machte in Berlin bald Bekanntschaft mit Mendelssohn, Ramler und Lessing, und fing nun, durch sie aufgemuntert, auch zu dichten an. Mehrere schlechtdenkende Menschen merkten bald, daß Kuh ein gutherziger, argloser Mann sey, und benutzten dies, um ihn um sein Geld zu

bringen, und da er keinen Armen unerhört lassen konnte, ohne zu untersuchen, ob derselbe auch Unterstützung verdiente, so wurde er schändlich betrogen, und bald sah er sich seines ganzen Vermögens beraubt. Mißmüthig darüber hatte er noch überdieß Verdrießlichkeiten mit seinem Oheim, der ihm seine Gutherzigkeit vorwarf, und dies bewog ihn, seine Stellung aufzugeben. Mit dem Wenigen, was er hatte, durchreiste er nun Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und kam endlich so arm nnd abgerissen nach Schlesien zurück, daß er sich nicht einmal nach Breslau getraute, sondern zwei Meilen davor Halt machte, und von da seinen Verwandten seine Noth meldete. Diese kamen sogleich, nahmen ihn mit nach Breslau, kleideten ihn neu, und setzten ihm ein hinlängliches Einkommen aus. Aber die erfahrenen Täuschungen hatten solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nie wieder ganz heiter wurde; ja er verfiel in Wahnsinn, und zuletzt in Raserei, in welcher er mit einigen lichten Augenblicken 6 Jahre zubrachte. Nachdem er wieder geheilt war, lebte er ziemlich zufrieden im Umgange mit mehreren breslauer Gelehrten und den Wissenschaften, bis ihm ein Schlagfluß die rechte Seite lähmte, und ihn fast ganz des Gebrauchs der Sprache beraubte. So brachte er noch vier traurige Jahre zu, bis er, 1790, 59 Jahre alt, starb. Von seiner Frömmigkeit und vernünftigen Religionsansicht zeugt folgendes Gebet, das er in einer Krankheit niederschrieb:

Allmächtiger! dich will ich preisen!
Dich preisen, doch um nichts dich bitten.
Mit seinem Loos' — du gabst's ihm, Vater! —
Ist, wer dich bittet, nicht zufrieden.
Auch wärst du nicht die höchste Güte,
Wenn Bitten dich bewegen müßten,
Und nicht der Unveränderliche,
Wenn Bitten dich bewegen könnten.
Du giebest Jedem, was ihm nützet;
Und gäbest du mir Elend, Leiden,
Du schicktest mir's zu meinem Besten,
Du schicktest mir's aus Vaterliebe.
Allweiser! was du willst, geschehe.

Er dichtete Sinngedichte, Oden, Lieder und Fabeln. Hohes Dichtertalent hatte er nicht, aber eine leichte Sprache, eine fließende Versification und edle Gedanken und Empfindungen.

Christoph Martin Wieland

wurde 1733 in Oberholzheim bei Ulm geboren, wo sein Vater Prediger war, der aber bald nach Biberach versetzt wurde. Er zeigte schon als Kind große Anlagen. Mit dem dritten Jahre fing er schon an zu lernen, und im siebenten Jahre konnte er einen lateinischen Schriftsteller (den Cornelius) übersetzen. Schon als Knabe machte er deutsche und lateinische Verse. Mit 14 Jahren ging er nach Kloster Bergen, und machte da zwei Jahre lang große Fortschritte. 17 Jahre alt bezog er die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren. Aber er konnte dem Drange zu dichten nicht widerstehen, und erst 19 Jahre alt erschienen schon von ihm Gedichte im Druck. Er schickte die fünf ersten Gesänge eines Heldengedichts, das von Armin handelte, Bodmern zu, doch ohne sich zu nennen. Dieser theilte es Hagedorn mit, und beide hielten bald diesen bald jenen Dichter für den Verfasser, bis sich Wieland nannte. Hierauf gründete sich die nachherige Freundschaft zwischen Bodmer und Wieland. Bodmer lud ihn nach Zürich ein, wo kurz vorher auch Klopstock gelebt hatte. In Zürich studirte und dichtete Wieland. Sein Lieblingsschriftsteller war Plato. Er blieb 5 — 6 Jahre in Zürich, zwei Jahre bei Bodmer, die übrige Zeit als Hauslehrer. Dann lebte er noch drei Jahre als Hauslehrer in Bern. Er lernte indessen die schöne Literatur und Philosophie der Engländer, Franzosen und Italiener kennen, studirte fleißig den Xenophon, den Euripides, und den Schaftesbury, und nun erst scheinen seine Kenntnisse mehr Zusammenhang, und sein Verstand und Gefühl die Oberhand über die Einbildungskraft erhalten zu haben. Sein Geist, früherhin zum Pietismus geneigt, nahm nun eine andere Richtung. 1760 kehrte er nach Biberach zurück, wo er Kanzleidirector wurde. Hier lebte er 9 Jahre, und arbeitete den philosophischen Roman Agathon und das Lehrgedicht Musarion aus. Ein Ruf des Kurfürsten von Mainz zog ihn als Professor der

Philosophie und schönen Wissenschaften nach Erfurt. Doch blieb er nur drei Jahre daselbst. Die verwittwete Herzogin von Weimar Amalie hatte ihn kennen gelernt, und berief ihn als Erzieher und Lehrer ihrer beiden Prinzen nach Weimar. Hier hatte er Muße genug, seine vielen poetischen und prosaischen Werke auszuarbeiten. Er erhielt nachmals eine Pension und den Titel eines Hofraths. Seit 1773 gab er den deutschen Merkur heraus, eine Zeitschrift, die auf die schöne Literatur der Deutschen so großen Einfluß gehabt hat. 1798 kaufte er das Gut Osmannstädt bei Weimar, und lebte hier sehr glücklich in seinem Familienkreise, bis durch den Tod seiner sehr achtungswerthen Frau 1800 eine große Störung eintrat. Die Zerrüttung seiner Vermögensumstände nöthigte ihn, 1803 sein Gut zu verkaufen. Seitdem lebte er im Winter in Weimar, im Sommer aber in Tiefurt und auf dem herzoglichen Lustschlosse Belvedere. Indessen war Osmannstädt in den Besitz einer ihm befreundeten Familie gekommen, so daß er nicht selten da zubringen konnte. Napoleon, der ihn 1808 sich vorstellen ließ, ertheilte ihm den Orden der Ehrenlegion. Er starb 1813, und wurde in Osmannstädt neben seiner Frau begraben. Auf einer dreiseitigen Pyramide, die in der Mitte der Gräber steht, liest man die von Wieland selbst verfaßte Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Der Merkur behielt seinen Titel von 1773 — 89. Dann hieß er neuer deutscher Merkur, von 1790 — 1805. Die letzten Bände besorgte Hofrath Böttiger.

Pfeffel

wurde 1736 in Kolmar im Elsaß geboren. Seinen Vater, der daselbst Stadtmeister und Hofconsulent war, verlor er schon, da er erst zwei Jahre alt war. Seine Mutter, eine sehr brave Frau, erzog ihn sorgfältig, und übergab ihn, 14 Jahre alt, einem Anverwandten und Freunde, der Superintendent in der Nachbarschaft war, und ihn nicht allein zur Universität vorbereitete, sondern ihn auch mit Hallers, Hagedorns, Gellerts und

Andrer Dichtungen bekannt machte. Schon mit 15 Jahren ging Pfeffel nach Halle, um die Rechte zu studiren. Schon von Kindheit an hatte er an Augenentzündungen gelitten; in Halle vermehrte sich das Uebel, und zwang ihn, seine Studien zu unterbrechen. Er reiste nach Dresden, wo sein Bruder Legationsrath war, und bediente sich des Rathes der dortigen Aerzte. Mit 18 Jahren kehrte er nach Kolmar zurück; auch hier litt er fortwährend an den Augen, und verlor in seinem 21sten Jahre das Augenlicht gänzlich. Dennoch fand sich ein wackeres Mädchen, die ihm ihre Hand reichte, und ihn durch treue Liebe und Pflege für den Verlust des Gesichts entschädigte. In seinen Gedichten führt sie den Namen Doris. In den Stunden der Einsamkeit fing er an zu dichten, bald Fabeln, bald Erzählungen, bald Epigramme. Je weniger die Außenwelt ihn abzog, desto mehr bildete sich sein innerer Sinn, und seine Gedichte wurden von Jahr zu Jahr besser. Endlich errichtete er unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus für evangelische Jünglinge in Kolmar, und wurde zum Hofrath ernannt. So wirkte er viele Jahre sehr nützlich auf die ihm anvertraute Jugend, bis die Anstalt während der französischen Revolution aufgehoben wurde. Sechs Jahre vor seinem Tode wurde er zum Präsident des evangelischen Consistorium in Kolmar ernannt. Hier starb er, allgemein geehrt, 1809. Seine Fabeln und Erzählungen sind meist satyrischen Inhalts. Sie zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung und durch Witz aus.

v. Nicolay

wurde 1737 in Straßburg geboren. Nachdem er hier auch studirt hatte, und dann Professor an der dasigen Universität gewesen war, ging er, 34 Jahre alt, nach Petersburg, wo ihn Katharina II zu ihrem Bibliothekar und Kabinetssecretair machte. Nach und nach bekleidete er hier mehrere hohe Aemter. Zuletzt war er Director der Akademie der Wissenschaften und Geheimerrath. Im Alter legte er alle seine Aemter nieder, und zog sich auf sein reizend gelegenes Landgut Monrepos bei Wiborg in Finnland zurück. Hier starb er 1820, 83 Jahre alt.

Er hat Fabeln, Erzählungen, Elegien, Sinngedichte und Romanzen gedichtet. Seine Dichtungen empfehlen sich durch leichten und natürlichen Versbau und durch Witz; nur ist er oft zu redselig.

Burmann

wurde 1737 in Lauban geboren, wo sein Vater Schreib- und Rechnenlehrer war. Obgleich Burmann die Rechte studirte, so hat er doch nie eine Anstellung erhalten, vielleicht auch nicht gesucht. Er lebte in Berlin als Privatmann theils vom Unterricht in der Musik, theils von Gelegenheitsdichterei. Dabei ging es ihm aber so schlecht, daß er 1805 in der bittersten Armuth starb. Er wäre eines besseren Looses werth gewesen. Von Körper war er zwar klein, mager, hinkend und sehr ungestaltet, auch in seiner Lebensart ein großer Sonderling, aber ein edler, für alles Gute warmfühlender Mensch. Als Dichter hat er sich im Liede, in der Fabel, in der Erzählung und im Sinngedichte am meisten versucht. Bei reicher Einbildungskraft, tiefem Gefühl und hoher Begeisterung fehlte ihm nur Geschmack, um ein ausgezeichneter Dichter zu seyn. Er hatte das Talent zu improvisiren in hohem Grade, und konnte 4 — 5 Stunden lang eine Gesellschaft in lustigen Versen unterhalten.

Willamov,

geboren 1736 in Mohrungen. Sein Vater, ein Prediger, unterrichtete ihn meist selbst. Mit 16 Jahren ging er schon auf die Universität nach Königsberg, wo er Theologie und Philosophie studirte. Mit 22 Jahren ging er nach Petersburg, um an Büschings Stelle die Direction der deutschen Schule zu übernehmen. Ein so braver Lehrer er auch war, so verwickelte er doch aus Mangel an ökonomischen Einsichten sich und die Schule in Schulden, und legte daher nach 9 Jahren sein Amt nieder. Seit der Zeit unterrichtete er an einem Fräuleinstifte im Zeichnen und in der Mathematik, machte Gelegenheitsgedichte und arbeitete an mehreren Wochenschriften. Oft war er in solcher Noth, daß es ihm an den nöthigen Kleidern fehlte. Einst wurde er wegen Schulden auf der Straße arre-

tirt. Ob er gleich bald wieder aus dem Arrest befreit wurde, so war doch sein Gemüth davon so ergriffen, daß er einige Tage darauf in ein hitziges Fieber fiel, an dem er 1777, erst 41 Jahre alt, starb. Er ist als Fabel- und Dithyrambendichter bekannt.

Moritz August von Thümmel

wurde 1738 in Schönfeld, einem Dorfe nahe bei Leipzig geboren, wo sein Vater, sächsischer Landkammerrath, ein Gut besaß. In dem Jahre, in welchem der siebenjährige Krieg anfing, bezog er die Universität Leipzig, wo Gellert sein liebster Lehrer war, und Weiße, Rabener und von Kleist seine Freunde wurden. Nach seinen Universitätsjahren wurde er Kammerjunker am coburgschen Hofe. Späterhin wurde er, erst 30 Jahre alt, wirklicher Geheimerrath und Minister in Coburg. Als er 45 Jahre alt war, legte er seine Geschäfte nieder, und lebte abwechselnd in Gotha auf dem Gute seiner Frau, oder auf Reisen. Seine Frau war eine der gebildetsten und liebenswürdigsten ihres Geschlechts, welcher er sein größtes Lebensglück zu danken hatte. Sie war früher an seinen jüngeren Bruder verheirathet. Mit diesen beiden machte Thümmel eine zweijährige Reise durch Frankreich und Italien, und als zwei Jahre darauf der Bruder starb, verband sich Thümmel mit der Wittwe, die auf der Reise seine Vorzüge näher kennen gelernt hatte. Durch sie wurde er ein reicher Mann; denn sie besaß Güter im Gothaischen und Zuckerplantagen in Surinam. Er verlor sie nach einer zwanzigjährigen, sehr glücklichen Ehe. Er folgte ihr erst 18 Jahre später, als er gerade auf einer Reise in Coblenz war, 1817, 79 Jahre alt.

Er war ein höchst liebenswürdiger, geistvoller Mann, der bei der höchsten Gewandtheit des feinen Hofmanns ein edles Herz bewahrt hatte, und von aller Anmaßung und von allem Standesdünkel weit entfernt war. Seine beiden berühmtesten Werke sind: 1) Wilhelmine, ein prosaisches komisches Heldengedicht. Er erzählt darin höchst launig, wie ein ehrlicher, aber pedantischer und etwas einfältiger Landprediger um die Hand der Tochter seines Verwalters wirbt, die als Kammer-

jungfer an einem Hofe lebt. 2) Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs, 10 Theile. Es ist dies keine Reisebeschreibung, sondern ein höchst anziehender, launiger Roman. Thümmel gehört zu den geistreichsten, geschmackvollsten und launigsten Schriftstellern.

Schubart

wurde 1739 in Obersontheim in Würtemberg geboren, wo sein Vater Cantor war, der aber bald nach Aalen als Schullehrer und Musikdirector berufen, und späterhin Diakonus wurde. Schubart war ein wilder Knabe, und da ihn der Vater mit 14 Jahren auf die Schule nach Nördlingen that, machte er zwar bei seinen herrlichen Anlagen große Fortschritte, und Klopstocks Gedichte rissen ihn bis zur Begeisterung hin, aber er schloß sich an schlechte Gesellschaft an, und seine Sitten verfielen. Vorzüglich trat sein großes Talent für Musik hervor. Schon im achten Jahre hatte er den Vater auf dem Klavier überholt, und im 9ten und 10ten componirte er schon. In Nördlingen bildete er sich darin noch mehr aus, und machte dabei eine Menge Gedichte. Noch besser gelang ihm beides in Nürnberg, wo er mit dem 17ten Jahre auf die Schule kam. Musik und Poesie verschafften ihm zahlreiche Freunde; aber seine Sitten wurden nicht besser, und seine Neigung zur Unordnung immer größer. Mit 19 Jahren bezog er die Universität Erlangen, und wurde ein wilder Student. Bald besuchte er Collegia, bald Wirthshäuser, Concerte, Trinkgelage. Er machte Schulden, kurz, er führte ein leichtsinniges Leben. Die Aeltern riefen ihn daher zurück. Er kam mit einem Wirrwarr von Kenntnissen, einem zerrütteten Körper und einem wüsten Herzen. Den schwachen Vater söhnte er durch einige trefflich gespielte Sonaten aus, und die Einwohner des Städtchens setzte er durch mit Feuer gehaltene Predigten, noch mehr aber durch sein ausgezeichnet schönes Orgelspiel, in Erstaunen. Um seinen Aeltern nicht lästig zu werden, nahm er eine Hauslehrerstelle an, legte diese aber bald nieder, um in einem würtembergischen Städtchen Substitut eines Schullehrers

zu werden. Hier heirathete er, mit 25 Jahren, die Tochter eines wackern Oberzolleinnehmers, eine sehr brave Frau, die trotz Schubarts vielen Vergehungen ihm doch immer ein liebevolles Herz zeigte, und alle Leiden, die er ihr nachmals verursachte, mit der größten Geduld trug. Sein Schulamt war ihm bald eine Last. Er war froh, als Organist und Director der Stadtmusik in Ludwigsburg angestellt zu werden. Sein Ruf als Musiker wurde immer größer, aber eben so auch sein Leichtsinn und seine Sittenlosigkeit. Er machte sich ein Vergnügen daraus, besonders die Geistlichen zu kränken, trieb sich in der lockersten Gesellschaft umher, und machte es endlich so arg, daß er sogar ins Gefängniß wandern mußte. Kaum befreit, machte Schubart ein satyrisches Gedicht auf einen Hofmann, und wurde nun abgesetzt und des Landes verwiesen. Mit einem Thaler in der Tasche stürmte er fort, und ließ Frau und Kinder in der bittersten Armuth zurück, ohne zu sagen, wohin er sich wende. Er war nach Heilbronn gegangen, wurde gut aufgenommen, und bald machte er sich durch seine Talente allgemein beliebt. Aber die Ungewißheit seiner Lage trieb ihn wieder fort. Er wollte in Heidelberg Musiklehrer werden, und fand auch hier sehr freundliche Aufnahme. Die Aussicht, dem Kurfürsten von der Pfalz vorgestellt zu werden, bewog ihn, nach Mannheim zu gehen. Der Kurfürst fand Geschmack an ihm, ließ ihn mehrmals vor sich spielen, und würde ihn gewiß angestellt haben, hätte er sich nicht durch ein unbesonnenes Urtheil um die neue Gnade gebracht. Zu seinem Glück machte er die Bekanntschaft mit dem baierschen Gesandten, der ihm den Vorschlag machte, nach Baiern zu gehen, und katholisch zu werden, dann sollte er auch eine gute Schulanstellung erhalten. Schubart willigte ein, und kam, von inneren Vorwürfen über die bevorstehende Abschwörung seines Glaubens gequält, nach München. So glänzend auch seine Aufnahme in den ersten Häusern und seine Aussichten waren, so quälte ihn doch sein Gewissen täglich mehr, und es war ihm daher eine Herzenserleichterung, als plötzlich alle Aussichten, in Baiern befördert zu werden, verschwanden. Man hatte aus Stuttgard nach München geschrieben, er sey

ein Freigeist und gefährlicher Mensch, und daher erhielt er die Weisung, München sofort zu verlassen.

Er ging nach Augsburg, schrieb hier eine Zeitung, die großen Beifall fand, gab Musikunterricht und dichtete. Alles wurde ihm reichlich bezahlt, und man riß sich um ihn. Aber das machte ihn wieder übermüthig; er neckte die Geistlichen und griff die Jesuiten an, und diese stürzten ihn. Er wurde plötzlich arretirt, und erhielt den Befehl, sogleich die Stadt zu verlassen. Von seinen Freunden ehrenvoll geleitet, zog er nach Ulm. Hier erfuhr er den Tod seines Vaters, dem der Kummer über das Schicksal seines Sohnes das Herz gebrochen hatte. Er war mit den Worten gestorben: „Ach Gott, verlaß meinen Christian nicht! Kannst du ihn nicht im Guten gewinnen, so gewinne ihn durch Elend!" Eine Weissagung, die nachher in Erfüllung ging. Schubart holte nun seine Frau und seine Kinder wieder zu sich, *) und ein besserer Geist schien in sein Haus eingekehrt zu seyn. Seine Zeitung wurde viel gelesen, und der Umgang mit dem braven Johann Martin Miller (Kirchenrath, gest. 1814, Verfasser des Romans Siegwart,) wirkte vortheilhaft auf sein Gemüth. Aber vorsichtiger konnte keine Erfahrung ihn machen. Er machte sich durch seine freien satyrischen Schriften viele mächtige Feinde. Vergebens wurde er gewarnt. Besonders hatte er einen östreichischen General, der in Ulm kaiserlicher Gesandter war, dadurch beleidigt, daß er sich einmal geweigert hatte, vor ihm zu spielen. Auch war der Herzog von Würtemberg wegen eines Epigramms,

---

*) Ich trat — so erzählt er — ins melancholische Zimmer, wo sie kränkelnd am Nähpulte saß, und Wünsche für meine Wohlfahrt träumte. Sie fuhr auf, als sie mich sah, streckte die verlangenden Arme nach mir aus, und verstummte, bleich wie eine Leiche. „Da hast du deinen Herumschwärmer!" sagte ich, und warf mich in den Sessel. — „O es ist gut, daß du nur da bist!" erwiederte sie im zärtlichsten Tone. Sie weinte, und ich saß wie ein Stock, gegen Regen und Donner abgehärtet. — „Willst du mit mir? Sag's! ich bin nun in Ulm. Der Sturm hat mich auch aus Augsburg gejagt. Was ich habe, ist dein." — „O ja! ich will mit dir, und nur der Tod soll uns zum zweiten Male scheiden." Sie führte meine Kinder herein. „Nun braucht ihr nicht mehr mit eures Vaters Bild zu reden; da ist er selbst."

das Schubart auf ihn gemacht hatte, aufgebracht. Beide vereinigten sich, ihn zu stürzen. Da man ihm aber in Ulm, einer damaligen freien Reichsstadt, nicht beikommen konnte, so lockte man ihn durch einen falschen Freund nach einem benachbarten Ort. Hier wurde er plötzlich festgenommen, und nach der Bergfestung Hohen-Asperg, unweit Ludwigsburg, gebracht, 1777. Länger als ein Jahr saß er in einem dunkeln, feuchten Felsenloche; dann wurde er in ein luftiges, trocknes, heiteres Zimmer gebracht, wo er einige Aussicht hatte, aber weder schreiben, noch Clavier spielen durfte, wonach er sich so sehr sehnte. Dann und wann bekam er auch Besuche, z.B. von Lavater (gest. 1801 als Pfarrherr in Zürich), und von Jahr zu Jahr erhielt er mehr Freiheit.

Endlich im 9ten Jahre der Gefangenschaft erhielt seine Gattin die Erlaubniß, ihn mit ihren Kindern auf dem Hohen-Asperge zu besuchen. Der Commandant machte sich die Freude, die Zusammenkunft in seiner Wohnung zu veranstalten. Sie durfte 6 Tage bei ihm bleiben.

Als Friedrich Wilhelm II von Preußen zur Regierung gekommen war, wandte sich die Dichterin Karschin an denselben, und bat, sich für Schubarts Freilassung zu verwenden. Im Jahre 1787 kündigte der Herzog selbst ihm seine Freiheit an, und ernannte ihn zugleich zum Theaterdirector und Hofdichter in Stuttgart. Schubart überlebte seine Befreiung nicht lange; seine Kerkerleiden hatten seine Gesundheit untergraben, und am 10. October 1791 war er todt.

Schubart war ein Mann voll Geist und Talent, aber kein ausgezeichneter Dichter. In seinen Gedichten herrscht ein wildes Feuer, eine lebhafte Einbildungskraft, die lieber beim Großen und Gräßlichen, als beim Sanften und Schönen verweilt; aber überall spricht sich sein tiefes Gefühl für alles Edle und sein Abscheu vor Schändlichkeit und Unterdrückung aus.

Johann Georg Jacobi,

geboren in Düsseldorf 1740. Als er als junger Professor nach Halle berufen wurde, machte er hier die Bekanntschaft von Gleim, der diese Stadt auf einer Reise besuchte. Diese

Bekanntschaft war für Jacobi entscheidend; denn Gleim bewog ihn, sich wieder mit der Poesie, die derselbe schon früher getrieben hatte, zu beschäftigen. Auch verschaffte ihm Gleim späterhin ein Canonicat in Halberstadt, und trug dadurch zu Jacobi's Lebensglück viel bei; denn dieser konnte nun unabhängig sich ganz den Musen weihen. Nachher nahm er eine Professorstelle in Freiburg im Breisgau an. Hier starb er 1814, 74 Jahre alt, allgemein geachtet. Als Dichter hat sich Jacobi vorzüglich nach den Franzosen gebildet; daher sind seine Gedichte leicht und gefällig. In seinen Liedern besingt er, wie sein Freund Gleim, heitern Lebensgenuß; nur verfällt er, wie dieser, oft in Tändeleien. Die spätern Gedichte haben diesen Fehler weniger. Wir haben von ihm Oden, Lieder, Episteln und poetische Beschreibungen.

Lavater.

Dieser merkwürdige Mann, wurde 1740 in Zürich geboren, wo sein Vater Arzt war. Er war ein sehr zartes, schwächliches Kind, sanft, gutmüthig, aber scheinbar ohne besondere Anlagen. Aber schon früh stellte sich bei ihm das Bedürfniß ein, sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er etwas Unrechtes gethan, so wandte er sich gleich an Gott; und war er eine Zeitlang leichtsinnig und muthwillig gewesen, so ging er in die Einsamkeit und weinte bittere Thränen der Reue. Dabei war er höchst mitleidig, gab, was er hatte, mit Verschwendung fort, und litt entsetzlich bei den Leiden Anderer. Er, der sonst furchtsam war, gerieth ganz außer Fassung, wenn er eine leidende Unschuld sah, und war dann kühn wie ein Löwe. Auch als er zum Knaben heranwuchs, blieb ihm das Gebet ein Bedürfniß, und da ihn jedes Mal, wenn er unrecht gehandelt hatte, eine Unannehmlichkeit traf, so erhielt er schon früh die Ueberzeugung von dem Zusammenhange zwischen unsern Handlungen und unserm Glücke. Mit 18 Jahren bezog er das akademische Gymnasium, und blieb auch hier fromm, obgleich auch dann und wann Anwandlungen von Leichtsinn kamen; besonders wurde es ihm schwer, bei einer Beschäftigung lange zu verweilen, und sprang schnell von Einem zum Andern über.

Doch bezwang er mit Kraft auch diesen Fehler, studirte, da er Geistlicher werden wollte, die Bibel mit großem Fleiße, und bald zogen seine sich täglich mehr entwickelnden Talente die Aufmerksamkeit Bodmers und Breitingers auf sich; besonders der erstere ließ ihn oft zu sich kommen oder ging mit ihm spazieren, und sein Beispiel ermunterte ihn zur Poesie, wozu es ihm nicht an Anlagen fehlte. Ob er gleich der sanfteste, frömmste und sittlichste Jüngling war, so quälte er sich, wie einst Luther, doch mit den trübsten Gedanken; nach seiner Meinung war er noch lange nicht sittlich und fromm genug. Mit 22 Jahren wurde er Geistlicher. Gleich darauf wurden seine Mitbürger durch folgenden Vorfall zuerst auf ihn aufmerksam: ein Landvogt im Zürchschen hatte sich viele Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, aber Keiner wagte gegen ihn aufzutreten, weil er der Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters war. Da nahm sich der gegen alles Unrecht empörte junge Lavater und sein Freund, der nachher so berühmte Maler Füßli, der öffentlichen Sache an. Sie schrieben an den Landvogt einen Brief, in dem sie mit einer Klage drohten, falls er in einem bestimmten Termin nicht das geraubte unrechte Gut zurückgäbe; und als der Termin verstrichen war, ließen sie eine Klagschrift drucken, und schickten sie, ohne sich zu nennen, in die Häuser der Regierungsbeamten. Die Sache kam nun endlich zur Sprache; über den Landvogt wurde eine Untersuchung verhängt, und als der Magistrat die Verfasser jener Schrift aufforderte, sich zu nennen, traten Lavater und Füßli unerschrocken vor. Die Gerechtigkeit ihrer Klage wurde anerkannt, und der ungerechte Landvogt rettete sich durch die Flucht.

Um diese Zeit hatte sich Spalding, damals Prediger in Barth in Schwedisch-Pommern, (gest. als Oberconsistorialrath und Probst in Berlin 1804) als Schriftsteller berühmt gemacht. Lavater, der seine Bekanntschaft wünschte, um von ihm zu lernen, reiste mit Füßli und einem andern Freunde zu ihm. Nach einem Jahre kehrte er zurück, und wirkte nun in Zürich durch Reden und Schriften. Seine Predigten waren voll Kraft und Feuer, und seine Schriften

beförderten eine stille Religiosität. Auch dichtete er, durch Klopstock und Cramers geistliche Gesänge begeistert, ähnliche Gedichte; ferner gab er seine Schweizerlieder heraus, in denen er die edelsten Thaten der Schweizer schildert, um Nachahmung unter dem Volke zu erwecken. Eins seiner berühmtesten Bücher sind seine Aussichten in die Ewigkeit, ein Werk, das bei manchen übertriebenen Ansichten sehr viel Schönes und Lesenswerthes enthält. Besonders segensreich wirkte er als Prediger am Waisenhause, eine Stelle, die er 9 Jahre lang bekleidete. Mit inniger Liebe schloß er sich an die Waisenkinder an, wobei ihm seine große Gabe, Kinder zu unterrichten, zu Statten kam. Späterhin wurde er erster Prediger (Pfarrherr) in Zürich.

Lavater hatte von jeher auf die Eigenthümlichkeiten der Menschen, die er kennen lernte, geachtet, und glaubte wahrzunehmen, daß eine Uebereinstimmung statt finde zwischen dem Innern des Menschen und seiner äußern Hülle, und daß besonders die Züge des Gesichts der Ausdruck des Innern seyen. Diese Beobachtung setzte er fort, und so entstand sein berühmtes Werk: physiognomische Fragmente, mit einer Menge von Bildnissen und Schattenrissen. Allerdings liegt etwas Wahres in der Sache, aber hier, wie in so vielen andern Dingen, riß Lavaters lebhafte Einbildungskraft ihn fort, Dinge zu glauben, die keinen Grund haben. Ueberhaupt war seine große Lebhaftigkeit, sein Eifer, Gutes zu wirken und die Ungeduld im Handeln Ursache, daß er manchmal etwas that, was ihn nachher gereute. Dahin gehört seine Aufforderung an den tiefsinnigen Philosophen Moses Mendelssohn in Berlin, *) ein Christ zu werden, was dieser aber ablehnte.

*) Geboren in Dessau, Sohn eines armen jüdischen Schulmeisters. Mit 14 Jahren ging er nach Berlin, wo er anfangs in der bittersten Armuth lebte, aber unerschrocken für sich fleißig studirte. Endlich nahm ihn ein Fabrikant zum Hauslehrer an. Späterhin wurde er Factor, zuletzt Compagnon seines Prinzipals. Seine Bekanntschaft mit Lessing war für beide vortheilhaft. Er starb 1786, 57 Jahre alt.

Durch fast unzählige, meist kurze Erbauungsschriften suchte er allen Ständen und Kreisen der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden; sie enthalten einen durchaus frommen, gottergebenen Sinn und sind in einem herzlichen Ton abgefaßt, aber freilich streifen seine Ansichten nicht selten in die Gränzen der Mystik und Schwärmerei hinüber, was bei einem so enthusiastischen Manne nicht zu verwundern war. Sein Tod war mit sonderbaren Umständen verbunden. Ein französischer Heerhaufen war zu Ende des Jahres 1799 in Zürich eingerückt. Der menschenfreundliche Lavater dachte sogleich an zwei alte, einzeln wohnende Freundinnen; er fand vor deren Hause zwei Soldaten, die ungestüm Wein forderten. Nachdem er sie befriedigt hatte, wollte er eben zum Hause seines Sohnes gehen. Da kam ein andrer Soldat, und verlangte Geld. Lavater gab; der Soldat wollte mehr, und da jener nichts mehr hatte, zog er den Säbel. Der Angegriffene flüchtete sich zu einem Haufen Bürger, und bat einen jener Soldaten, denen er Wein gegeben, um Schutz. Statt dessen aber wandte sich dieser selbst gegen ihn, forderte Geld, ging mit dem Bajonet auf ihn los, und indem ein Bürger seinen Arm um Lavater schlang, um ihn zu retten, drückte jener los, und durchschoß den Arm des schützenden Bürgers und Lavaters Brust. Man trug ihn schwerleidend nach Hause. Die Kugel wurde herausgezogen, und die Aerzte gaben Hoffnung. Auch sprach er noch einige Mal zu seiner Gemeinde; jedoch wurde sein Zustand bald wieder leidender, die Schmerzen mehrten sich, und so entschlief er in den ersten Tagen des Jahres 1801.

Es ist schon gesagt, daß Lavater ein durchaus braver, für alles Gute und Edle feurig begeisterter Mann war. Sein Herz war nicht nur für Gott und Religion erwärmt, sondern es ging auch dieser fromme Sinn in seine ganze Handlungsweise über. Seine größte Freude war, Andern freudige Ueberraschungen zu bereiten, und dazu sparte er kein Opfer. Seine Gedichte zeichnen sich zwar nicht durch Tiefe der Gedanken und hohe Begeisterung, aber durch einfachen und herzlichen Ausdruck aus. Außer seinen Schweizerliedern sind einige Oden und mehr als 200 geistliche Lieder zu erwähnen. Mehrere der letzteren zie-

ren unsere Gesangbücher; z. B. „der Tag ist da, dahin die Nacht; ich bin und lebe noch. Der Gott, der wieder Tag gemacht, wie gütig ist er doch!" u. s. w. „Ach! wiederum ein Jahr verschwunden, ein Jahr! und kommt nicht mehr zurück" u. s. w. — „Einst sinkt der Staub ins kühle Grab, der Staub zu anderm Staub herab," u. s. w. — „O wie viel Gutes thatst du mir auch heut', mein Gott! wie dank' ich dir?" u. s. w. — „Wie selig, Herr, ist der Gerechte! Du bist sein Schild und großer Lohn." u. s. w. „Schnell wie ein Strom entflieht die Zeit; ein Tag ist wieder hin!" u. s. w. „Nicht um Reichthum, nicht um Ehre bitt' ich, bester Vater, dich," u. s. w.

Engel

wurde 1741 in dem meklenburgischen Städtchen Parchim geboren, wo sein Vater Oberprediger war. Schon als Kind zeichnete er sich durch große Anlagen aus. Nachdem er in Rostock Theologie studirt hatte, arbeitete er in Bützow und nachher in Leipzig für sich, und bildete seinen Geist durch das Studium der Wissenschaften aus. Zugleich machte er sich durch mehrere Schriften bekannt. Er nahm einen Antrag als Professor am joachimsthalschen Gymnasium in Berlin an, und wurde hier späterhin auch zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt. Da er ein eben so gelehrter als geschmackvoller Mann war, so ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm II zum Lehrer seiner Kinder, besonders des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm III. Auch erhielt er das Amt eines Oberdirectors des berliner Nationaltheaters, wobei ihm Ramler als Mitdirector zur Seite stand. Nachdem er dies Geschäft 7 Jahre lang verwaltet hatte, legte er wegen der vielen Verdrießlichkeiten, die es ihm gemacht hatte, dasselbe nieder, und begab sich nach Schwerin, wo er als Privatmann lebte, und einige Schriften verfaßte. Aber nachdem Friedrich Wilhelm III 1797 den Thron bestiegen hatte, lud er ihn ein, nach Berlin zurückzukehren, und setzte ihm dazu eine ansehnliche Pension aus, ohne ihn durch ein besonderes Amt zu binden. Engel nahm den Antrag an, war auch wegen seiner Kränklichkeit und seiner un-

förmlichen Dicke zu keinen Amtsgeschäften mehr fähig. So brachte er noch 4 Jahre in Berlin zu, gesucht von den ausgezeichnetsten dort lebenden Gelehrten. Da lud ihn seine alte, noch lebende Mutter zu sich nach Parchim ein, um ihn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen. Trotz vieler Schmerzen reiste er hin, starb aber schon 4 Wochen nach seiner Ankunft in Parchim, 1802.

Engel war ein edler, menschenfreundlicher Mann, ein treuer Freund, und ein thätiger Beförderer alles Guten, als Schriftsteller klar, witzig und reich an Menschenkenntniß. Weniger ausgezeichnet ist er als Dichter, denn als Prosaist. Seine Prosa ist so schön, klar und gefeilt, daß er zu den trefflichsten Prosaikern gehört. In seinem Philosophen für die Welt findet man viele herrliche Aufsätze, und sein Lorenz Stark, durch den er seinem alten Großvater, einem reichen Kaufmanne in Parchim, ein Denkmal setzen wollte, ist ein Meisterstück eines Romans, voll der feinsten Beobachtungen des menschlichen Herzens.

Eschenburg

wurde 1743 in Hamburg geboren, der Sohn eines Kaufmanns. Als er in Leipzig Theologie studirte, war Gellert sein Lehrer, und Weiße, Zollikofer, Engel und Garve seine Freunde. Auch hatte er hier die Bekanntschaft mit dem Sohn des Abts Jerusalem in Braunschweig (demselben, dessen unglücklichen Tod Göthe in den Leiden des jungen Werthers beschrieben hat) gemacht; er setzte dieselbe nachher in Göttingen, wohin er dann ging, fort, und durch den Sohn wurde er dem Vater bekannt, der ihn als Hofmeister ans Carolinum in Braunschweig zog. Späterhin wurde Eschenburg hier Professor, und erhielt zuletzt den Titel eines Hofraths. Er starb 1820, 77 Jahre alt.

Er war ein sehr kenntnißreicher und liebenswürdiger Mann. Zuerst machte er sich berühmt durch die Uebersetzung Shakspeare's, die Wieland angefangen hatte, Eschenburg aber vollendete. Als Dichter haben wir Lieder, Elegien und Sinngedichte von ihm.

Matthias Claudius

wurde 1743 in Reinfeld im Holsteinschen, einem Flecken unweit Lübeck, geboren. Er ließ sich, da er unabhängig von seinem kleinen Vermögen leben konnte, in Wandsbeck, einem Städtchen nahe bei Hamburg, nieder, und lebte hier glücklich im Kreise seiner Familie mit großer Einfachheit. Nur ein Jahr lang verwaltete er das Amt eines Oberlandcommissairs in Darmstadt. Die Sehnsucht trieb ihn, sein Amt niederzulegen, und nach seinem geliebten Wandsbeck zurückzukehren. Hier blieb er auch wohnen, als er das Amt eines Revisors der Bank in Altona erhielt, und starb 1815 in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers Perthes, 72 Jahre alt. Seine verschiedenen prosaischen Aufsätze und Gedichte, meist humoristisch oder satyrisch, gab er gesammelt heraus unter dem Titel: Asmus, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Er sprach darin im Tone eines verständigen Bürgersmannes, und ist durch seine Lieder recht eigentlich ein Volksdichter geworden. Nur fehlt es seinen Sachen freilich an Feile, und seine Sprache ist nicht selten gar zu populär.

v. Herder

wurde 1744 in Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Vater, eigentlich ein armer Tuchmacher, vertauschte das wenig einträgliche Geschäft mit dem Amte eines Glöckners und Lehrers an der Elementarschule. Die fromme Gesinnung seiner Eltern wirkte früh auf Herdern. Kaum konnte er lesen, so wurden ihm von den Eltern Bibel und Gesangbuch dringend empfohlen. Er lernte viele Gesänge auswendig, und fand vielen Geschmack an Chorälen. Den ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule seiner Vaterstadt. Obgleich der Rector ein finstrer und strenger Mann war, so gewann er doch Herdern wegen seines Fleißes lieb, und stellte ihn einmal seinen Mitschülern zum Muster vor. Dies bewirkte in Herder ein edles Selbstgefühl. Er lebte fast nur in seinen Büchern, und hatte nur wenig Umgang. Oft saß er stundenlang mit einem Buche in der Hand auf einem dichtbelaubten Baume, an dessen

Aeste er sich, um nicht herabzufallen, mit seinem Bücherriemen anschnallte. Seine Wißbegierde war so groß, daß er selbst bei Tische gern las, und sah er im Vorbeigehen auf der Straße in einem Fenster ein Buch liegen, so trat er in das Haus, und bat den Besitzer, es ihm zu leihen. Dennoch schien die Armuth der Eltern und eine Thränenfistel an dem Auge die Ausführung seines Wunsches, zu studiren, sehr zu erschweren. Der Prediger Trescho in Mohrungen nahm ihn, 16 Jahre alt, als Abschreiber und Aufwärter zu sich, und er mußte, in ärmlicher Kleidung, Vielen ein Gegenstand des Mitleidens, alle häusliche Arbeiten verrichten, und selbst Fleisch und ähnliche Dinge vom Markte holen; denn er war zu einem Handwerke bestimmt. Diese Lage drückte sein Gemüth nieder, und machte ihn verschlossen. Dabei arbeitete er unverdrossen fort, und saß jeden freien Augenblick über den Büchern, was er um so leichter konnte, da er in des Predigers Bibliothekzimmer schlief. Einst fand ihn Trescho am späten Abend auf dem Bette in tiefem Schlafe sitzen, und um ihn herum eine Menge zum Theil aufgeschlagener Bücher. Dennoch blieb ein Handwerk seine Bestimmung. Ein Umstand entschied endlich für sein ganzes Leben. Es stand im siebenjährigen Kriege ein Regiment Russen in Mohrungen. Der Regimentschirurgus lernte Herdern bei Trescho kennen, gewann ihn lieb, und machte ihm den Vorschlag, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, und zur Wundarzneikunst anzulernen. Herder schlug ein, und reiste, 18 Jahre alt, mit nach Königsberg; nie hat er seitdem Mohrungen und seine Eltern wiedergesehen. Zur Chirurgie paßte er nicht; es fehlte ihm dazu an Lust, und bei einer Section, welcher er beiwohnte, sank er in Ohnmacht. Dagegen erhielt er von einem Buchhändler die Erlaubniß, Bücher zu lesen, und endlich gelang es ihm, unter die Zahl der Studirenden aufgenommen zu werden. So fleißig er auch studirte und Unterricht ertheilte, so lebte er doch anfangs in sehr drückenden Verhältnissen, bis er zum Lehrer am dortigen Gymnasium ernannt wurde. Doch schon nach kurzer Zeit, erst 20 Jahre alt, wurde er auf die Empfehlung des Philosophen Hamann, eines der tiefsten Denker seiner Zeit, als Lehrer an die Domschule in Riga

berufen. Er zeichnete sich hier so durch guten und fleißigen Unterricht aus, daß er nach 3 Jahren einen Ruf als Schuldirector nach Petersburg erhielt. Da er aber sehr gebeten wurde, in Riga zu bleiben, und man ihm hier eine Predigerstelle antrug, so schlug er jene Stelle aus, und blieb fürs erste. Er trat jetzt auch als Schriftsteller auf, und erregte Aufmerksamkeit. Dennoch war er des Lebens in dem abgelegenen Liefland bald überdrüßig. Er sehnte sich in die Welt, wollte durch Reisen Erfahrungen sammeln, und bat daher um seinen Abschied, den man ihm sehr ungern gab. Er schiffte sich mit einem Freunde nach Nantes ein, fuhr Curland, Preußen, Schweden, Dänemark, Jütland, England und die Niederlande vorbei, und landete glücklich in Nantes. Nach einigem Aufenthalte reiste er nach Paris ab, und lernte hier mehrere der ausgezeichnetsten Gelehrten kennen, z. B. Diderot und d'Alembert. Er bekam hier von einem Prediger in Kopenhagen den ehrenvollen Antrag, einen holsteinschen Prinzen drei Jahre lang auf dessen Reisen zu begleiten. Er nahm ihn an, und reiste nach Amsterdam, wäre aber unterwegs, als das Schiff auf einer Sandbank strandete, beinahe ums Leben gekommen. Dann ging er über Hamburg und Kiel nach Eutin, und machte auf dieser Reise mit Lessing und Claudius Bekanntschaft. In Eutin traf er mit dem Prinzen zusammen. Die Reise mit diesem ging nun über Hamburg, Hannover, Göttingen, Cassel, Hanau, Darmstadt, Carlsruhe nach Straßburg. Aber bald war ihm die Reisegesellschaft zuwider; er wünschte sich loszumachen, und daher kam ihm ein Antrag des geistreichen Grafen von Lippe, zu ihm nach Bückeburg zu kommen, sehr erwünscht. Er nahm ihn vorläufig an, und bat den Prinzen um seine Entlassung, die ihm auch, obwohl ungern, ertheilt wurde. In Straßburg machte er Bekanntschaft mit dem nachherigen berühmten Augenarzte und Mystiker Jung-Stilling und mit Göthe. Auch wurde hier sein schon krankes Auge so schlimm, daß er sich operiren lassen mußte, was aber nicht gelang, und ihn nöthigte, seinen Aufenthalt zu verlängern. Während dessen wurde die Freundschaft mit Göthe immer fester.

Endlich konnte Herder von Straßburg abreisen, kam, 27 Jahre alt, in Bückeburg an, und wurde Hofprediger und Consistorialrath. Aber er und der Graf stimmten bald anfangs nicht; sie blieben einander fremd. Das Einzige, was ihn einigermaßen aufheiterte, war die Bekanntschaft mit der edlen und feinfühlenden Gräfin, die in stiller Zurückgezogenheit lebte. Es entstand zwischen beiden ein ununterbrochener Briefwechsel. „Ich fange," schreibt Herder darüber an einen Freund, „seit 14 Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Die regierende Gräfin — wollen sie sich ein Bild der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie sich sie. Sie hat sonderbare Schicksale gehabt. Eine geborene Gräfin v. Lippe-Bisterfeld, aber eine verlassene Waise von Kindheit an. Sie ist unter Andere, Verwandte, Freunde, weggekommen, nach Magdeburg, Schlesien — da ist sie Pietisten in die Hände gefallen; ein weiches, fühlendes Herz unter solchen Umständen. — Sie können sich die Eindrücke selbst denken. Unser Herr hat sie darauf auf ihr Portrait geheirathet. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen könnten und gefielen; und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da sie im Anfange dieses Jahres Gelegenheit suchte, selbst an mich zu schreiben. Und einen Brief von solcher Denkart, Vernunft, gutem Herzen und süßer Seele — wer war mehr erstaunt als ich? Ich schickte ihr Spaldings Bestimmung des Menschen, die sie noch nicht gelesen, und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmlischen Herzens. Ihr Bild hat gleichsam durchaus die Miene, daß sie für diese Welt zu gut ist. Sie ist zart und schwächlich; eine kleine Blässe liegt auf ihrem Gesicht, wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht ist. So kommt sie mir immer vor — sie wird nicht lange leben.*) Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unsterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens schon in dieser Welt

*) Sie starb auch 4 Jahre später.

schreiben." Die Religiosität der edeln Gräfin war bis dahin nicht ohne Schwärmerei gewesen; durch Herders vernünftige Religionsansichten wurde sie davon losgemacht, ihre Begriffe wurden aufgeklärt, und dadurch ihr Gemüth ruhiger.

Nach zwei Jahren seines Aufenthalts in Bückeburg vermählte sich Herder mit der Tochter des würtembergschen Amtsschaffners Flachsland, die er schon bei seiner Durchreise durch Darmstadt kennen gelernt hatte. Die Verbindung war aus gegenseitiger Neigung entstanden, und dies bürgte für eine glückliche Ehe, die auch erfolgte. Bald darauf erhielt er einen Antrag, als Professor nach Göttingen zu kommen. Dies sagte ganz seinen Wünschen zu, und er willigte ein. Aber die hannöverische Regierung verlangte, er sollte vorher sich in Göttingen einer Prüfung unterwerfen. So sehr ihn dies auch anwiderte, so entschloß er sich doch endlich dazu. Zu seiner Freude wurde indessen die Sache dadurch aufgehoben, daß ihm Göthe den Vorschlag machte, die Stelle eines General-Superintendenten in Weimar anzunehmen. Mit Freuden schlug er ein.

Zwei und dreißig Jahre alt zog Herder als Consistorialrath und Generalsuperintendent nach Weimar, und wurde mit allgemeiner Freude empfangen. Seine Predigten wurden mit großem Beifall gehört. Ueber eine Predigt, die er im Badeorte Pyrmont auf einer Reise hielt, schreibt der berühmte Sturz: „Sie hätten es sehen sollen, wie er all' das Aufbrausen von Zerstreuungen, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte bis zur Stille einer Brüdergemeinde. Alle Herzen öffneten sich, jedes Auge hing an ihm, und freute sich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindungen rauschten durch die bewegte Versammlung." Mehrere Jahre später erhielt Herder einen Brief von unbekannter Hand und ohne Unterschrift, begleitet von 2000 Gulden. „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der höchsten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen Sie mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte. Halten Sie sich ja nicht für beleidigt; denn mein Wunsch und Zweck ist rein. Vergessen Sie den Unbekannten, der dies Blatt schreibt, und

auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin. Schweigen Sie; denn auch ich werde ewig schweigen." Wirklich hat auch Herder nie den Namen des Gebers erfahren. In seiner günstigen äußeren Lage nahm sich Herder seiner armen Verwandten in Mohrungen an, namentlich seiner, an Handwerker verheiratheten Schwestern, die er durch Trescho unterstützte.

Im 45sten Jahre hatte er das Vergnügen, die Herzogin-Mutter nach Italien zu begleiten. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Vicepräsident des Oberconsistoriums ernannt. In den letzten Jahren seines Lebens kränkelte er viel; doch blieb er immer gleich thätig. Das Letzte, was er schrieb, waren folgende, wie im prophetischen Geiste geschriebenen Verse:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht, — und schweigt."

Er entschlief sanft 1803 am 18ten December, 59 Jahre alt. Sechs Jahre später starb auch seine, durch Geist und Herz ausgezeichnete, von ihm immer mit gleicher Liebe umfaßte Gattin.

Zwei Jahre vor seinem Tode hatte ihn der Kurfürst von Baiern in den Adelstand erhoben. Herder legte darauf so wenig Werth, daß er darüber schrieb: „dergleichen Auszeichnungen finde ich eben so klein als lächerlich; sie sind mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich."

Gotter

wurde 1746 in Gotha, wo sein Vater als Geheimer-Assistenzrath allgemeine Achtung genoß, geboren. Schon früh zeigte er als Knabe ausgezeichnete Fähigkeiten zur Poesie, und dichtete schon als Schüler. Er liebte vorzugsweise die französische Literatur, und augenscheinlich hatte dies Studium einen großen

Einfluß auf seine Art zu dichten. Er studirte in Göttingen die Rechte, und trieb daneben die schönen Wissenschaften. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er hier als Geheimer-Archivar angestellt. Als er nach einigen Jahren zum 2ten Male als Aufseher zweier junger Edelleute nach Göttingen ging, vereinigte er sich hier mit seinem Freunde Boie (gestorben 1806 als dänischer Etatsrath im Holsteinschen) zur Herausgabe des göttingischen Musenalmanachs, der späterhin von Boie allein, dann v. Göckingk und Bürger fortgesetzt wurde. Die in demselben erschienenen Gedichte Gotters wurden mit großem Beifall aufgenommen, und verbreiteten seinen Ruhm. Nach einem Jahre kehrte er nach Gotha in sein früheres Dienstverhältniß zurück. Das vorzügliche Theater, das damals in Gotha war, ermunterte ihn, sein großes Talent für dramatische Poesie zu zeigen, und so gingen mehrere gelungene Trauerspiele aus seiner Feder hervor. Um jene Zeit war Lessing mit dem Grundsatze aufgetreten, daß das Drama, selbst das Trauerspiel, sich getreu an die Natur halten, daß man darin dem Shakespeare nachahmen müsse, und daß die künstlerische Haltung, die man von den französischen Tragikern angenommen hatte, fehlerhaft sey. Gotter konnte sich damit nicht ganz einigen, und zog die kunstvollere der natürlichen Darstellung vor, weil er der französischen Literatur vorzugsweise ergeben war. Eine besondere Fertigkeit besaß er darin, aus dem Stegreife in Versen zu sprechen, Endreime auszufüllen und andere poetische Scherze auszuführen. Späterhin wurde er Geheimer-Secretair, und als solcher starb er 1797.

Gotter war einer der besten Dichter aus der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Er versuchte sich in allen Formen der dramatischen Poesie, im Liede, in der Elegie, der Epistel und der Erzählung.

Klamer Schmidt

wurde 1746 in Halberstadt geboren. Er starb daselbst 1824 als Domcommissair, 78 Jahre alt. Er war ein einfacher, menschenfreundlicher, anspruchsloser Mann, der sein höchstes Glück im Umgange mit seinen Freunden (Göckingk, Gleim)

und im Kreise seiner Familie suchte und fand. Ohne hohe Dichtergaben gehört er doch zu den guten Dichtern, vorzüglich in der Epistel und Elegie.

Bürger

wurde 1748 in Wolmerswende bei Halberstadt geboren. Sein Vater war Prediger. Als Kind war er nicht nur schwächlich, sondern zeigte auch keine sonderlichen Anlagen. Aber er suchte die Einsamkeit, und besonders düstere Wälder und Einöden, die schauerliche Gefühle erwecken. Er fing früh an, Verse zu machen, aber das Latein wollte ihm gar nicht in den Kopf, so viel Schläge er darüber auch bekam. Mit 12 Jahren nahm ihn sein Großvater, Prediger in Aschersleben, zu sich, und übernahm seit der Zeit seine Erziehung und seinen Unterhalt, besonders da der Vater bald darauf starb. Er brachte den Knaben nach Halle aufs Pädagogium, wo Göckingk sein Mitschüler war, mit dem er sich im Versmachen übte. Mit 16 Jahren ging er auf die Universität Halle, um — so wollte es der Großvater — Theologie zu studiren. Da er aber dazu gar keine Neigung hatte, so war er unfleißig. Sein Großvater rief ihn daher zornig zurück, und schickte ihn nachher nach Göttingen, wo er die Rechte studirte. Aber auch hier ergab er sich manchen Unordnungen. Der Großvater sagte sich daher ganz von ihm los, und gewiß wäre Bürger ganz verdorben worden, hätte er nicht Bekanntschaft gemacht mit mehreren edlen Jünglingen, die sich dort verbunden hatten, um sich in Dichtungen zu üben, und sich durch gemeinschaftliche Lectüre zu bilden. Es waren darunter: Voß, Hölty, Miller, die beiden Grafen Stolberg, Boie u. a. Am nützlichsten wirkte auf diesen Bund, den sie den Hainbund nannten, Boie, nicht durch seine Gedichte, deren er wenige verfertigte, sondern durch seine treffenden Bemerkungen und Urtheile. Boie war es auch, der Bürgern, als dieser von Nahrungssorgen gedrückt wurde, die Stelle eines Justizbeamten in Altengleichen im Hannöverschen verschaffte. Der gute Großvater söhnte sich zwar wieder mit ihm aus, bezahlte auch die göttinger Gläubiger seines Enkels,

aber dieser mußte doch auch ferner mit Nahrungssorgen kämpfen, da ihn das Amt nur kärglich nährte, und ein treuloser Freund ihn um das Geld betrog, das der Großvater für ihn bestimmt hatte. Um diese Zeit dichtete er mehreres, unter andern seine berühmte Lenore. Er verheirathete sich mit der ältesten Tochter eines benachbarten Beamten, fand aber durch diese höchst edle Frau nicht das Glück, das er erwartet hatte. Denn unglücklicherweise erschien ihm bald die jüngere Schwester seiner Frau weit liebenswürdiger als jene. Seine brave Frau bemerkte die gegenseitige Neigung ihrer Schwester und ihres Mannes, und war edel genug, dies Mißverhältniß mit Nachsicht und Liebe zu ertragen. Dazu kam, daß er, um seine Umstände zu verbessern, eine Pachtung übernahm, durch welche er aber noch mehr zurück kam, da weder er noch seine Frau die Landwirthschaft verstanden. Nach einer zehnjährigen Ehe starb seine Frau. Er verheirathete sich nun mit seiner geliebten Molly, legte sein Amt nieder, und zog nach Göttingen, um dort Vorlesungen zu halten. Siehe! da starb ihm Molly schon im ersten Jahre ihrer Ehe. Dieser Tod raubte ihm anfangs allen Lebensmuth; doch suchte er Zerstreuung in Fortsetzung seiner Vorlesungen, und wurde endlich zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt. Um für seine 3 Kinder eine Mutter zu bekommen, entschloß er sich zu einer dritten Heirath. Während er noch nicht wußte, wen er wählen sollte, erhielt er einen Brief in Versen aus Stuttgart; die Tochter eines Beamten, die seine Gedichte gelesen hatte und dadurch für ihn begeistert war, trug ihm Herz und Hand an. Anfangs lachte er über den närrischen Einfall; endlich aber erkundigte er sich nach dem Schwabenmädchen, und da er hörte, daß sie liebenswürdig wäre, so antwortete er ihr in Versen, daß er ihre Hand annähme. Aber schon nach wenigen Wochen sah er, wie unglücklich er gewählt habe, und daß eine poetische Ehe selten eine glückliche sey. Sie war eine unordentliche Wirthin, behandelte ihn schnöde, und betrog ihn auf jede Weise, so daß er nach unendlichem Aerger sich gerichtlich von ihr scheiden mußte. Die Geschiedene, Elise Bürger, suchte ihr Leben eine Zeit lang als Schauspielerin zu fristen, und ist auch bereits, in Verach-

tung, gestorben. Der vielfache Verdruß, den sie ihm gemacht, hatte seine Gesundheit vollends zerstört, und seinen Lebensmuth ertödtet. Er lebte von Jedermann zurückgezogen, meist im verschlossenen Zimmer, von Schulden gedrückt, und von Sorgen für die Zukunft gequält. In der drückendsten Noth erfreute ihn ein unerwartetes Geschenk der hannöverschen Regierung und die Aussicht auf Gehalt; er ahnte nicht, daß er das letztere nicht mehr bedürfen würde. Als er wenige Tage vor seinem Tode durch den Arzt seine nahe Auflösung erfuhr, war er gefaßt, und wünschte sich nur ein leichtes Ende. Dies wurde ihm; er entschlief ganz sanft, 1794.

Bürger hat sich in Oden, Liedern, Balladen, Erzählungen und Epigrammen versucht. Die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit seiner Darstellungen, die Zartheit seiner Empfindungen und der Wohllaut seiner Verse machten ihn zu einem der beliebtesten Dichter, so daß er mehr als jeder Andre ein Volksdichter war. Nur kommen auch manche gar zu derbe, oft sogar unanständige Ausdrücke vor, die man wegwünschen muß. Als Mensch war er sehr achtungswerth. Sein Leichtsinn und seine schlechte Wirthschaft waren schuld, daß er nie sorgenfrei leben konnte; aber er hatte ein edles Herz, war wohlwollend gegen Jedermann, wohlthätig über Vermögen, sogar gegen seine Feinde, und unbestechlich redlich. „Gute und edle Handlungen rissen ihn zu lebhafter Freude und lauter Bewunderung hin; aber schlechte und unedle Thaten empörten und reizten ihn zu großem Unwillen, den er oft in starken Ausdrücken äußerte."

Leopold Friedrich Günther v. Göckingk

wurde 1748 in Grüningen, einem Städtchen bei Halberstadt, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium in Halle erzogen worden war, studirte er die Rechte in Halle, wo er mit Bürger eine innige Freundschaft schloß. Als Dichter hat er das meiste geleistet, während er Kanzleidirector in Ellrich war. Hier lebte er, bei geringer Einnahme, dennoch mit seiner ersten Frau sehr glücklich. Nachdem diese gestorben war, vermählte er sich mit ihrer Schwester. Nachdem er einige Jahre als Kriegsrath in Magdeburg und in Wernigerode gestanden hatte,

wurde er Geheimeroberfinanzrath in Berlin und vom Könige geadelt. Er legte am Abend seines Lebens sein Amt nieder, und starb 1828 in Deutsch-Wartenberg in Schlesien, wo er seine Tochter besucht hatte.

Er gehörte zu den Lieblingsdichtern der Deutschen. Ausgezeichnet sind seine Episteln, in denen er alle seine Zeitgenossen übertraf. In ihnen und seinen Liedern herrscht, bei Natürlichkeit des Ausdrucks und Leichtigkeit der Versification, ungemeine Zartheit der Empfindungen. Auch seine Epigramme sind meist recht scharf und witzig.

2) Prosaische Literatur bis auf Göthe und Schiller.

Zu keiner Zeit haben die Deutschen so viel — Gutes und Schlechtes — geschrieben, als seit 80 Jahren. Das Schlechte ist meist untergegangen; selbst der größte Theil des Mittelmäßigen ist vergessen; dennoch bleibt des Guten und Vorzüglichen noch so viel übrig, daß wir nur einen kleinen Theil derer, die sich als prosaische Schriftsteller ausgezeichnet haben, aufführen können. Einige derselben sind schon unter den Dichtern genannt worden. Wir ordnen sie nicht nach dem Inhalte ihrer Schriften, sondern nach ihrem Alter, und werden bei den Einzelnen das erwähnen, was über den Gang der Literatur zu sagen ist.

Zuvörderst ist noch anzuführen, daß erst in diesem letzten Zeitraume für die deutsche Sprache bestimmte Regeln festgestellt worden sind. Früherhin richtete sich jeder Schriftsteller nach dem Sprachgebrauch; aber allgemein anerkannte Regeln hatte man noch nicht. Das größte Verdienst um die deutsche Sprachlehre erwarb sich Adelung. (Er starb 1806 als Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, 72 Jahre alt.) Dieser Mann führte in seiner Sprachlehre die Sprache auf feste Regeln zurück, und wenn diese auch nach der Zeit mehrfach verändert und erweitert worden sind, so ist er doch als der Begründer

der deutschen Grammatik zu betrachten. Zudem entwarf er ein noch jetzt höchst brauchbares deutsches Wörterbuch in 4 starken Quartbänden, zu dem man in streitigen Fällen seine Zuflucht nehmen kann. In seine Fußstapfen traten nachher viele andere fleißige Sprachforscher, und ihnen verdankt man es, daß man jetzt viel reiner deutsch spricht und schreibt, als ehemals.

Die frühere üble Gewohnheit, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mischen, hörte immer mehr auf. Mit jedem Jahre gaben sich die Schriftsteller mehr Mühe, nicht nur richtig, sondern auch rein-deutsch zu schreiben. Man hörte endlich auf, sich nur nach den Mustern andrer Nationen zu richten, sondern suchte den Stil durch Nachahmung der besten deutschen Prasaiker zu bilden. Auf diese Weise machte die deutsche Prosa ungemeine Fortschritte, und man erkannte mit Freude, welche Kraft und welche Schönheit zugleich in unsrer Sprache liege, und wie geschickt sie sey, alle Gedanken und Empfindungen auszudrücken.

Wir wissen, daß zu Anfange dieses Zeitraums noch der gottschedsche Geschmack herrschte. Aber so wie die Poesien Gottscheds bald von vielen Seiten her angefochten wurden, so ging es auch seiner Prosa. Die jungen Männer, deren Verein die sächsische Schule bildete, von denen wir schon oben gesprochen haben, sagten sich auch in der Prosa von ihm los, und gingen ihren eigenen Weg, der zu einem besseren Geschmacke führte. Keiner aus dieser sächsischen Schule schrieb in einer so schönen, reinen, und doch natürlichen Sprache, als der Satyriker Rabener, mit dem wir daher die Reihe der Prosaiker dieses Zeitraums eröffnen.

Rabener

wurde 1714 in Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater, Gerichtsanwalt in Leipzig, besaß jenes Gut. Auf der Schule in Meißen schloß er eine innige Freundschaft mit Gärtner (gestorben 1791 als Hofrath und Professor am Carolinum in Braunschweig) und Gellert fürs ganze Leben. Er studirte in Leipzig die Rechte; aber neben seinen Studien beschäftigte er sich fleißig mit den schönen Wissenschaften, und schrieb schon

damals Satyren, die allgemeinen Beifall fanden, die aber den Fehler haben, daß sie mehr einzelne, zufällige Erscheinungen vorführen, nicht aber die Tiefen des menschlichen Gemüths erfassen, und daß sie zuweilen weitschweifig sind. Mit mehreten ähnlich gesinnten Freunden: Gärtner, Gellert, Cramer, Johann Adolph Schlegel, Ebert, Zachariä, Johann Elias Schlegel, Giseke, Klopstock u. a. verband er sich, um eine Monatsschrift herauszugeben, in die ihre prosaischen und poetischen Erzeugnisse aufgenommen würden. Man nannte die Schrift die bremischen Beiträge, die beste dieser Art in jener Zeit.

Indessen hatte sich Rabener vorzugsweise auf das Steuerwesen gelegt, und wurde daher mit 27 Jahren als Steuerrevisor in Leipzig angestellt. Seine Erholung von seinen verdrießlichen Arbeiten bestand in der Ausarbeitung von Satyren und im Umgang mit Weiße. Zwölf Jahre später wurde er als Obersteuersecretair nach Dresden versetzt. Jetzt hörte er auf, Satyren zu schreiben, weil er fürchtete, dieser und jener möchte sich dadurch für beleidigt halten. Zwar arbeitete er noch einzelne Aufsätze aus, die nach seinem Tode gedruckt werden sollten; aber 1760, als Friedrich der Große Dresden bombardirte, verbrannte sein Haus mit allen seinen Sachen und Papieren. Nach dem Kriege wurde er Steuerrath. Er starb 1771.

Rabener war von mittler Größe, stark und wohlgebaut, und ging immer höchst sauber und reinlich gekleidet. Sein Gesicht war immer heiter. Verheirathet war er nie, aber er liebte den Umgang mit geistreichen Frauen, und war überhaupt ein höchst angenehmer Gesellschafter. Alles, was er sagte, sagte er auf eine ihm eigene Weise; alles war natürlich und einfach, auch scherzhaft und witzig, und sein Gemüth so ruhig, daß selbst unangenehme Vorfälle ihn nur leicht berührten, und er selbst über diese noch scherzen konnte. Dabei war er ein höchst rechtlicher, milder, dienstfertiger Mann und der treuste Freund.

Johann Joachim Spalding

wurde 1714 in Triebsees, einem Städtchen in Vorpommern, geboren, wo sein Vater Rector, und nachher Prediger war. Schon früh wurde ihm Ehrfurcht vor Gott eingepflanzt, und

diese fromme Richtung, die sein Gemüth erhielt, war für sein ganzes Leben entscheidend. Nachdem er in Stralsund auf der Schule gewesen war, bezog er die Universität Rostock, und studirte hier Theologie. Nachdem er 11 Jahre lang bald bei seinem Vater in Triebsees gelebt, bald Hauslehrer und Erzieher gewesen war, lernte er auf einer Reise durch Berlin den dortigen schwedischen Gesandten kennen, dem er so wohl gefiel, daß dieser ihm den Antrag machte, als Secretair bei ihm zu bleiben. Spalding ging es ein, und lernte nun erst die Verhältnisse der höheren Welt kennen. Auch machte er hier die Bekanntschaft Gleims, der gerade in Berlin war, und durch ihn die des Dichters v. Kleist in Potsdam. Schon schwankte er, ob er beim Gesandtschaftswesen bleiben sollte; aber die Vorsehung, die durch ihn in nützlicheren Verhältnissen noch vielen Segen bewirken wollte, leitete ihn, daß er bei seinem früheren Vorsatze, Prediger zu werden, blieb. Er ging deshalb zu seinem Vater zurück, und schrieb hier sein Buch: Gedanken über die Bestimmung des Menschen. Mit 35 Jahren wurde er Prediger in Lassahn in Vorpommern, verheirathete sich mit der Tochter eines Predigers in Stralsund, und wurde nach 8 Jahren nach Barth in Pommern als erster Prediger berufen. Hier lebte er, trotz des siebenjährigen Kriegs, sehr glücklich. Er arbeitete hier seine Abhandlung: über den Werth der Gefühle im Christenthum, aus. Aber nun starb seine Frau nach einer 11jährigen höchst glücklichen Ehe, und dadurch wurde sein Herz und sein Haus verödet. Einige Zerstreuung erhielt er durch den Besuch Lavaters, der, damals noch ein junger Mann, mit 2 andern jungen Schweizern, sich mehrere Monate bei ihm aufhielt.

Indessen hatten seine Schriften seinen Namen bekannt gemacht, und daher erhielt er, 50 Jahre alt, einen Ruf nach Berlin, als Oberconsistorialrath und Probst. Ehe er dahin ging, verheirathete er sich mit der geistvollen Tochter eines Rittmeisters, in deren Verbindung er indessen nachher nicht ganz das gehoffte Glück fand, da sie kränklich und hypochondrisch wurde. Er verlor sie nach einer zehnjährigen Ehe. In seinem wichtigen Amte wirkte er mit großer Thätigkeit, durch Rede und

Schrift, und wurde zu den wichtigsten kirchlichen Geschäften gebraucht. Mit 61 Jahren verheirathete er sich zum dritten Male, und dies Mal vorzüglich glücklich; denn der treuen Pflege seiner braven Frau hatte er vorzüglich sein heiteres und rüstiges Alter zu verdanken. Auch hatte er jetzt die Freude, daß sein Schwiegersohn, der nachherige Bischof Sack, aus Magdeburg als Hofprediger nach Berlin berufen wurde. In diese Zeit fällt die Herausgabe seiner trefflichen Schrift: Vertraute Briefe, die Religion betreffend.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen wurde die Denk- und Religionsfreiheit so beschränkt, daß Spaldings Vorsatz, sein Predigtamt niederzulegen, nun zur Reife kam. Zunehmende Schwächen des Alters, Schwindel und Mangel an Gedächtniß, bestärkten ihn darin. Nur seine Stelle als Oberconsistorialrath behielt er noch bei, und legte sie erst im hohen Alter nieder. Seine letzte wichtige Schrift war: die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Seine Kräfte nahmen langsam ab. Von den Seinigen mit herzlicher Liebe und Treue gepflegt, erreichte er das seltene Alter von fast 90 Jahren und starb 1804.

Spalding war von hohem Wuchs, und schon sein Aeußeres flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Denn er besaß bei hoher Aufklärung des Geistes ein für wahre Religion, für Menschenliebe und jede Tugend erwärmtes Herz. Seine Beredtsamkeit bestand nicht in erkünsteltem Feuer, sondern in Einfachheit, Natürlichkeit und Deutlichkeit des Vortrags. Seine Stimme war nicht stark, aber biegsam und im höchsten Grade wohllautend!

Winkelmann

war der Schöpfer einer bis dahin fast ganz vernachlässigten Wissenschaft, der Kenntniß der alten Kunst, und bietet zugleich ein Beispiel dar, was ein durch Talent unterstützter eifriger Wille auch bei den ungünstigsten äußern Verhältnissen vermag.

Er wurde 1717 in Stendal geboren, und war der Sohn eines armen Schuhmachers. Daher lebte er in seiner Jugend in großer Armuth, und seiner Neigung zu studiren schienen sich

unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, arbeitete sich bald bis in die oberen Klassen hinauf, und hatte das Glück, daß ihn der Rector lieb gewann, ihn in sein Haus nahm, und ihn, da der Greis erblindete, zu seinem Vorleser machte, wobei der Knabe viel lernte, was in der Schule nicht vorkam. So wurde die treue Pflege seines Lehrers belohnt. Mit 18 Jahren kam er nach Berlin auf die Schule. Während er hier war, erfuhr er, daß in Hamburg die Bibliothek des gelehrten Rectors Fabricius versteigert werden sollte. Lebhaft regte sich in ihm die Begierde, einige Bücher daher zu kaufen, und ob er gleich kein Geld hatte, weder zur Reise, noch zu den Büchern, so reiste er dennoch, und erbat sich unterwegs bei Beamten, Predigern und Gutsbesitzern Wohnung und Geld. Man gab ihm auf sein ehrliches Gesicht; er kaufte viele Bücher, und trug sie froh nach Berlin zurück. Auch auf der Universität Halle hatte er mit Nahrungssorgen zu kämpfen; aber Gott half ihm durch; dem treuen Fleiße fehlten Unterstützungen nicht. Er legte sich besonders auf Alterthumskunde und Literatur. Dann war er einige Jahre Hauslehrer, trieb in Jena neue Sprachen, wurde wieder Hauslehrer, und studirte dabei mit erstaunenswürdigem Fleiße. Endlich erhielt er ein Amt; er wurde — der große Gelehrte — Conrector an der Stadtschule in Seehausen in der Altmark, und hatte dabei so wenig Gehalt, daß er sich bei den wohlhabenderen Einwohnern Freitische erbitten mußte. Dabei mußte er rohe Buben in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens unterrichten. Dennoch verlor er den Muth nicht, nahm zum Studiren die Nacht zu Hülfe, und schlief im Winter oft nur einige Stunden, in den Pelz gehüllt, auf seinem Arbeitsstuhl, um erwacht gleich weiter arbeiten zu können. So blieb er 5 Jahr. Da schrieb er an den gelehrten Grafen Bünau in Nöthenitz bei Dresden, der eine herrliche Bibliothek hatte, und bat ihn um eine Anstellung als Bibliothekar. Der Graf nahm ihn als Secretair in seine Dienste, weil jene Stelle schon besetzt war. Hier lebte er mehrere Jahre recht zufrieden in gelehrten Beschäftigungen. Indessen hatte er die Kunstschätze des benachbarten

Dresdens kennen gelernt, mit mehreren ausgezeichneten Künstlern Bekanntschaft gemacht, und dadurch war in ihm die Sehnsucht nach Italien, dem Vaterlande der alten Kunst erwacht. Daher kam ihm der Vorschlag des päpstlichen Nuntius in Dresden sehr erwünscht, nach Rom zu gehen, wo er ihm eine Stelle an der vatikanischen Bibliothek verschaffen wollte, — wenn er vorher zur katholischen Kirche überginge. Lange kämpfte er wegen der Bedingung mit sich selbst; endlich siegte seine Sehnsucht nach Italien. Mit einer kleinen Pension des Königs von Polen (Kurfürst von Sachsen) reiste er, 38 Jahre alt, nach Rom, und fand hier besonders an dem Maler Raphael Mengs, der damals hier lebte, einen treuen Freund. Der Nuntius, der indessen in Rom Cardinal geworden war, bekümmerte sich zwar nicht weiter um ihn, und hielt keine seiner Versprechungen; dagegen erhielt Winkelmann eine Audienz beim Papste, der ihn seines Schutzes versicherte. Die erste Zeit brachte Winkelmann damit zu, durch Betrachtung der alten Kunstwerke seinen Sinn zu schärfen. Endlich nahm ihn Cardinal Albani in seine Dienste als Bibliothekar und Aufseher über seine Antiken. Indessen verlor er seinen Freund Mengs, der als erster Maler des Königs von Spanien nach Madrid ging. Bei Albani lebte er recht behaglich; sein Name wurde durch Schriften über die alte Kunst immer berühmter; er machte in Herculanum und Pompeji eine Menge neuer Entdeckungen, und erweiterte seine Kenntnisse vom Alterthum, und als er die Stelle eines Aufsehers aller Alterthümer in und um Rom erhielt, beschloß er für immer in Rom zu bleiben. Auch wurde nun sein wichtigstes Werk: die Geschichte der Kunst der Alten fertig.

Jetzt stand er auf dem Gipfel seines Ruhms und Glücks. Er hatte ein hinlängliches Einkommen, war in Italien und Deutschland gefeiert, und hatte die Aussicht, seine Lage noch zu verbessern. Da entschloß er sich 1768 zu einer Reise nach Deutschland, um seine Freunde zu besuchen. Er wollte bis Berlin gehen. Aber schon in Tyrol, zwischen den hohen Felswänden, wurde ihm angst und bange; er wurde still und schwermüthig; je weiter er kam, desto mehr nahm die Angst

zu; es war ihm, als lägen die Berge und die Häuser mit ihren spitzigen Dächern auf ihm. Vergebens suchte ihn sein Reisegefährte zu beruhigen; Winkelmann erklärte in München, er könnte nicht weiter reisen. Er kam zwar noch bis Regensburg; aber weiter war er nicht zu bringen. Er ging nach Wien, um von hier nach Rom zurückzukehren. In Wien wurde er von den Großen des Kaiserhofes höchst ehrenvoll aufgenommen, selbst der Kaiserin Maria Theresia wurde er vorgestellt, und von ihr reichlich beschenkt. Vergnügt reiste er ab, um sich in Triest nach Ancona einzuschiffen. Er kam in Triest an, und bezog ein Zimmer im städtischen Gasthofe. Neben ihm logirte ein unbedeutender Fremder, Arcangeli, der in mehreren Häusern Koch und Bedienter gewesen war, und, wie sich hernach auswies, bereits drei Jahre wegen Diebstahl im Zuchthause gesessen hatte. Dieser Mensch machte mit dem harmlosen Winkelmann Bekanntschaft, drängte sich an ihn, indem er ihm einige kleine Gefälligkeiten erwies, und wußte sein Vertrauen so zu gewinnen, daß ihm Winkelmann sogar von den Schaumünzen erzählte, die er in Wien geschenkt erhalten hatte; ja zuletzt zeigte er sie ihm sogar. Dieser Anblick regte die Habgier des Gauners auf, und er beschloß Winkelmann zu ermorden, um sich ihrer zu bemächtigen. Er kaufte sich dazu ein neues starkes Messer, und um ihn zugleich zu erwürgen, einen starken Bindfaden, knüpfte diesen zu einer Schnur zusammen, und nahm sich vor, am andern Morgen die That zu vollbringen. Als er zu ihm eintrat, saß dieser am Schreibtische, trat ihm aber entgegen, und sprach mit ihm freundlich über die Abreise. Ja er lud ihn sogar ein, ihn in Rom zu besuchen, und versprach ihm, ihn da herumzuführen. Aber selbst dies herrliche Gespräch brachte den Gauner nicht von seinem Entschlusse ab. Während sich Winkelmann wieder an seinen Schreibtisch setzte, warf ihm Arcangeli plötzlich die Schlinge über den Kopf, und zog sie um den Hals fest zu. Winkelmann sprang auf, Arcangeli zog das Messer, das jener mit der Hand abwehrte, und so rangen sie eine kurze Zeit, bis Winkelmann ausglitt, zu Boden fiel, und unter seinen Mörder zu liegen kam, der ihm 5 Stiche in den Leib versetzte. Indessen hatte ein im darunter

befindlichen Speisezimmer verweilender Kammerdiener den Lärm gehört, war hinaufgeeilt, öffnete die Thüre, und sah noch, wie Arcangeli auf Winkelmann kniete. Jetzt sprang der Mörder auf, stieß den Erschrockenen auf die Seite, und lief ohne Rock und Hut die Treppe hinunter und davon. Winkelmann hatte noch so viel Kraft, selbst aufzustehen, und dem Diener die Wunden mit den Worten zu zeigen: „Sieh! sieh! was er mir angethan hat!" Während der erschrockene Diener nach einem Wundarzte lief, war Winkelmann in der peinlichsten Lage, und im Begriff, an der zusammengezogenen Schnur zu ersticken. Er ging die Treppe hinab, winkte dem Stubenmädchen, und gab mit flehenden Gebehrden zu verstehen, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber sie verstand ihn nicht, und lief erschrocken davon. Er mußte also mit zugeschnürtem Halse, und sich die Wunden der Brust zusammendrückend, noch eine Zeitlang hülflos stehen, und hielt sich am Treppengeländer fest. Zwar kamen mehrere Mägde herbeigelaufen, aber sie merkten nicht, was er wollte, und hielten ihn für einen Wahnsinnigen. Selbst mehrere Männer, die nach und nach dazu kamen, halfen nicht, weil sie ihn nicht verstanden, bis endlich einer die Schnur wahrnahm und auflöste. Man führte den Unglücklichen nach seinem Zimmer, setzte ihn aufs Sopha, und endlich kam ein Wundarzt, der ihn verband, aber wenig Trost gab. Auch hatte man einen Capuziner geholt, der ihm die Beichte abnahm, und einen andern Geistlichen, der ihm die letzte Oelung gab. Denn Winkelmann, den man auf eine Matratze auf die Erde gelegt hatte, war so schwach, daß er kaum einzelne Worte sprechen konnte, als die Gerichtspersonen kamen, um den Vorfall zu Protocoll zu nehmen. Nachmittags starb er bereits (8. Jun. 1768). Der Mörder war indessen entkommen und ins Gebirge geflohen; aber da er keinen Paß hatte, so wurde er bald angehalten, gestand sein Verbrechen, und wurde auf dem Platze dem Gasthause gegenüber, wo er sein Verbrechen verübt hatte, durch das Rad hingerichtet.

Vor und nach Winkelmann hat es Niemand gegeben, der mit solchem Scharfblicke das Schöne und Erhabene in den alten Kunstwerken auf den ersten Blick entdeckte, und in einer

so schönen, kräftigen Sprache die entdeckten Schönheiten darlegen konnte. Der tägliche Umgang mit den Alten hatte seinen schönen Stil gebildet, den er, ohne sich nach fremden Mustern zu richten, sich selbst geschaffen hatte. Am feurigsten ist seine Sprache, wenn er den erhabenen Ausdruck eines alten Kunstwerks schildert. Durch diesen edlen Stil hat er Andern als Muster gedient, und auf diese Art unverkennbaren Einfluß auf die Verbesserung des deutschen prosaischen Ausdrucks gehabt.

Justus Möser

wurde 1720 in Osnabrück geboren. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident. Der Knabe war aufgeweckt, voll Talent, und machte sich bei Jedermann beliebt. Nachdem er in Jena und Göttingen die Rechte studirt hatte, bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der besten deutschen, französischen, englischen und italienischen Schriften, wurde Advocat in seiner Vaterstadt, und zeichnete sich bald vor seinen Collegen dadurch aus, daß er sich jedes Unterdrückten uneigennützig und muthig annahm, wodurch er bald das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade gewann. Die Landstände bewiesen ihm ihre Achtung durch die Ernennung zum Syndikus der Ritterschaft. Besonders segensreich wirkte er für sein Vaterland (Osnabrück war damals noch nicht hannöverisch, sondern ein abgesondertes Bisthum) während des siebenjährigen Kriegs, indem er durch seine Umsicht dem Lande viele Summen ersparte, und die Kriegslasten gleichmäßig vertheilte. Daher schickte man ihn auch nach England, um in London die Bezahlung der dem Lande versprochenen Hülfsgelder zu betreiben. Hier blieb er acht Monate, und diese benutzte er, um seine Kenntnisse zu erweitern und Erfahrungen zu sammeln, die ihm nachher, als er der vorzüglichste Rathgeber seines Landesherrn wurde, sehr zu Statten kamen. Er bekleidete in seiner Vaterstadt mehrere wichtige Aemter; zuletzt war er Geheimer=Justizrath. In allen Verhältnissen genoß er das Vertrauen sowohl seiner Obern als seiner Mitbürger, weil er stets streng redlich und offen handelte, und bei Allem, was

er that und vorschlug, nur das Beste des Landes vor Augen hatte. Seit seinem 26sten Jahre war er sehr glücklich verheirathet. Er verlor seine brave Frau sieben Jahre vor seinem eigenen Tode; auch starb ihm ein zwanzigjähriger hoffnungsvoller Sohn in Göttingen. Dagegen suchte ihm seine geist- und seelenvolle Tochter, die in der Nähe von Osnabrück verheirathet war, den Verlust durch die zarteste Aufmerksamkeit und Liebe zu ersetzen. Als er seinen Tod nahe fühlte, gab er ruhig noch einige Aufträge, ließ seiner Tochter für alle Beweise ihrer Liebe danken, und sagte, er sey nun müde und wolle schlafen. So entschlief er sanft 1794 in Osnabrück, 74 Jahre alt.

Er war mehr als gewöhnlich groß, von würdevollem Anstande, aber ohne Stolz, so daß Jeder gleich Zutrauen zu ihm faßte, weil Ernst und Freundlichkeit innig verbunden waren. Er ist einer der gelesensten und geachtetsten Prosa-Schriftsteller. Sein Styl ist einfach und edel. In seinen patriotischen Phantasien stehen eine Menge trefflicher Aufsätze.

Dusch.

Von ihm als Dichter ist schon oben geredet worden. Als Prosaiker hat man an ihm den zu blumenreichen, geschmückten Ausdruck getadelt. Zu seinen gerühmtesten Schriften gehören: 1) Moralische Briefe zur Bildnng des Herzens. 2) Briefe zur Bildung des Geschmacks. 3) Der Roman Karl Ferdiner, der zu den besten Romanen aus jener Zeit gehört.

v. Zimmermann

gehörte zu den merkwürdigsten Männern seiner Zeit. Er wurde geboren 1728 in Brugg, einer kleinen Stadt im Canton Bern, wo sein Vater Rathsherr war. Nach einer sehr sorgfältigen Erziehung ging er auf die Universität Göttingen, um die Arzneikunst zu studiren. Hier war damals der berühmte Haller (s. oben) Professor. Er nahm den Jüngling wie seinen Sohn in sein Haus auf, und dieser belohnte seine Sorgfalt durch den eisernsten Fleiß, und erlangte auch bald große Kenntnisse. Nach kurzem Aufenthalte in Bern, wo er sich mit einer Verwandtin

Hallers verheirathete, ging er nach seiner Vaterstadt, wo er Arzt wurde. Aber so großes Vertrauen man ihm auch schenkte, und so thätig er auch am Krankenbette war, so fühlte er sich doch hier unglücklich, wurde hypochondrisch, und war am liebsten in seiner Studirstube. Hier schrieb er damals zwei Werke nieder, die seinen Namen berühmt gemacht haben: Versuch über die Einsamkeit, über deren Vortheile und Nachtheile er eben viele Beobachtungen hatte anstellen können, und: vom Nationalstolze. Indessen sehnte er sich nach einem größeren Wirkungskreise, und nahm endlich den Ruf als großbritanischer Leibarzt nach Hannover an. Auch hier fühlte er sich nicht glücklicher, weil er hypochondrisch war. Sonst fehlte es ihm weder an äußerer Ehre, noch an Glücksgütern; denn weit und breit wurde er als der berühmteste Arzt von den höchsten Personen zu Rathe gezogen. Aber seine große Geschicklichkeit konnte weder ihn selbst heilen, noch seiner von ihm zärtlichen geliebten Frau, die zwei Jahre nach seiner Ankunft in Hannover starb, das Leben erhalten. Bald darauf verlor er auch seine einzige Tochter, und sein einziger Sohn, ein äußerst hoffnungsvoller Jüngling, verfiel in Melancholie und zuletzt in völlige Verstandlosigkeit, so daß Zimmermann ganz einsam da stand. Da nahmen sich seine Freunde seiner an, und führten ihm seine nachherige zweite Frau zu, die zwar dreißig Jahre jünger war als er, aber ihn sehr glücklich machte, da sie große geistige Vorzüge besaß. Dadurch wurde seine Stimmung wieder heiterer, und diesem Umstand verdankt man die Erscheinung seines großen Werkes über die Einsamkeit, welchem jener Versuch zu Grunde lag. Katharina, die dies Buch gelesen hatte, schickte ihm zum Beweise ihrer Hochachtung einen Ring mit einem großen Brillanten von ungemeiner Schönheit, eine goldene Medaille und ein eigenhändiges Billet mit der Aufschrift: „aus Dankbarkeit für manche schöne Rezepte, die der Menschheit im Buche von Einsamkeit verordnet werden.“ Ihrer Einladung, sie in Petersburg zu besuchen, folgte er nicht, so wie er auch ihren Antrag als kaiserlichen Leibarzt ablehnte. Aber beide haben einen fortgesetzten Briefwechsel unterhalten, und er erhielt den Auftrag, Rußland mit jungen Aerzten zu versorgen.

Auch zu Friedrich dem Zweiten wurde er in dessen letzter Krankheit berufen, doch ohne ihm helfen zu können. Nach dieser Zeit wurde Zimmermanns Hypochondrie immer ärger. Er bildete sich ein, daß sich ein Bund gebildet hätte zum Umsturze der Staaten und der Religion, und eiferte dagegen mit einer Wuth, die seine Kräfte aufzehrte, und ihn in heftige Streitigkeiten verwickelte. Seine Melancholie wurde immer ärger; zuletzt bildete er sich nicht nur ein, daß die Franzosen ihn als einen Feind ihrer Revolution festnehmen, sondern daß er auch vor Armuth Hungers sterben würde, und selbst der Anblick seines Geldes brachte ihn davon nicht zurück. Wie leicht ist doch selbst der größte menschliche Geist Irrthümern und Thorheiten unterworfen! Endlich starb er unter großen Schmerzen 1795 in Hannover, 67 Jahre alt. „Was würde das für ein Mann gewesen seyn, wenn seine Nerven ihn niemals beherrscht hätten!" schrieb seine Frau nach seinem Tode einem Freunde. Er hatte ein hervorstechendes, imposantes Aeußeres, war groß und wohlgebaut, hatte ein geistsprühendes Auge und ausdrucksvolle Züge, und besaß zwar keinen Hochmuth, aber ein edles Gefühl seines Werthes.

Lessing.

Auch von diesem haben wir hier nur als Prosaiker zu reden, und als solcher hat er viel mehr, denn als Dichter geleistet. Doch gehören seine vielen gelehrten Schriften nicht hierher. Er hat durch seinen schönen, klaren Styl, durch seinen Geschmack und durch die Tiefe seiner Gedanken großen Einfluß auf die prosaische Literatur gehabt.

Zollikofer

war einer der redlichsten und frömmsten Männer seiner Zeit. Er war 1730 in St. Gallen geboren, und lebte als reformirter Prediger in Leipzig, wo er 1788 starb. Ob er gleich nie seine Würde als Geistlicher vergaß, so war er doch der menschenfreundlichste Mann, immer bereit zu rathen und zu helfen. Als Schriftsteller hat er durch seine Predigten und durch sein Andachtsbuch sich berühmt gemacht. Beide Werke

sind sonst allgemein gelesen worden, und Tausende haben aus ihnen Belehrung, Besserung und Trost geschöpft.

Sophie von la Roche,

geb. v. Guttermann,*)

geboren 1731 zu Kaufbeuern, wo ihr Vater, Georg Friedrich Guttermann, Edler von Gutershofen, ein sehr gelehrter Arzt, damals lebte, — ein Mann, wie ihn uns die liebenswürdige Tochter selbst schildert, zwar von heftiger Gemüthsart, aber dabei von frommem Charakter. Er erzog sein erstes und liebstes Kind, denn sie hatte noch elf Schwestern, die alle vor ihr verstarben, mit zärtlicher Sorgfalt und suchte den Sinn für Wissenschaft und Kunst schon früh in ihr zu wecken. — Die Geschichte las ihr Vater mit den Kindern, und Sophien führte er in schönen Sommernächten drei Treppen hoch auf einen großen Altan, von welchem sie, da ihr Haus in Augsburg oben am Berge lag, einen großen Theil von Baiern und einen ausgedehnten Himmel sehen, und alle an Augsburgs Horizonte sichtbar werdende Sterne und etwas Sternkunde lernen konnte. Die Mutter hatte den drei Mädchen Brockes's irdisches Vergnügen in Gott gegeben, wovon Sophie nichts im Gedächtniß behielt, als die Vorschrift, mit schönen, freundlichen Gedanken einzuschlafen, um den andern Morgen mit einer allen Hausgenossen angenehmen Miene zu erwachen, und immer geliebt zu seyn. — So blühte Sophie mit den trefflichsten Anlagen des Geistes und einem frommen und gefühlvollen Herzen, Eigenschaften, die ihre persönlichen Eigenschaften erhoben, zum 16jährigen Mädchen auf; jetzt fand sie Gelegenheit zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung. — D. Bianconi, damals Leibarzt des Fürstbischofs zu Augsburg, in einem Alter von 32 Jahren, hielt bei Sophiens Aeltern um ihre Hand an. Er war nicht nur bei allen ihren Lectionen zugegen, sondern nahm auch selbst den thätigsten Antheil an dem Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den

*) Abgekürzt aus von Schindels Leben berühmter Schriftstellerinnen.

besten Dichtern seiner Nation und mit den Denkwürdigkeiten Griechenlands und des alten und neuen Roms durch die besten Kupferstiche bekannt machte. Er fand eine so gelehrige und thätige Schülerin, daß er oft mit Entzücken zu ihrer Mutter sprach: „O, Sophie ist ein Engel!“ und die liebevolle Mutter freute sich dann mit ihm über die schnellen Fortschritte ihres geliebten Kindes. Allein nicht lange sollte sie diese Freude genießen; denn im August 1748 betrauerte Sophie den Tod derselben, die im 33sten Jahre ihres Alters, viel zu früh für die Tochter, der sie zärtliche Mutter und gefühlvolle Freundin gewesen war, verstarb. Nach diesem Unglücksfall wünschte der Vater die Verbindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Er reiste daher mit demselben nach Italien, um selbst die Familie kennen zu lernen, in welche die Tochter gleich nach seiner Rückkehr eintreten sollte. Nachdem diese erfolgt war, arbeitete man an den Artikeln des Ehevertrags, der aber nicht zu Stande kam. — Bianconi, der um diese Zeit, wegen seiner Beförderung zum Leibarzt der königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Prinzen und Prinzessinnen, nach Dresden abgegangen war, hatte zwar bei der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses, da er der römisch-katholischen Confession angehörte, seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zugesichert, bestand aber fest darauf, daß alle Kinder ihrer künftigen Verbindung katholisch erzogen werden sollten; Sophiens Vater wollte hingegen die Mädchen der lutherischen Religion vorbehalten wissen. Durch diesen beiderseitigen Religionszwist, in welchem auch hier leider weder Nachgeben noch Nachsicht Platz fand, wurde die Verbindung, die innige Liebe von beiden Theilen geschlossen, aufgehoben. Sophie war tief bekümmert, sollte aber keine Thräne weinen. Bianconi wollte sie heimlich heirathen, mitnehmen und sich durch Vorlegung von mehr als 30 Briefen ihres Vaters, worin er ihm seine Tochter versprochen hatte, öffentlich rechtfertigen. Allein Sophie versagte dies standhaft, weil sie ihren Vater nicht betrüben und ohne seinen Segen sein Haus nicht verlassen wollte. Bianconi reiste allein ab. — Nun hatte Sophie noch einen großen Kampf zu bestehen und unmittelbar

nach der Abreise eine angreifende Scene: — von Vater und Großmutter, Oheim und Tante wegen ihrer heimlichen Thränen gescholten, mußte sie ersterem alle von Bianconi erhaltene Briefe, Verse und Arien, mit ihren eigenen sehr pünktlich ausgearbeiteten geometrischen und mathematischen Uebungen, in sein Kabinet bringen, alles zerreißen und in einem kleinen Windofen verbrennen. Das Bild ihres Geliebten, von Nilson gemalt, mußte sie mit der Scheere in kleine Stücke zerschneiden, einen Ring mit der verzognen Chiffre N. B. in Brillanten entzweibrechen, und hatte dabei die härtesten Ausdrücke von ihrem Vater zu hören. Noch in seinem Zimmer that ihre empörte Seele, tief in ihrem Innersten, das Gelübde, da sie von dem Manne losgerissen sei, dem sie ihre Kenntnisse vorzüglich verdanke, da sie nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben könne, und er nicht die Frucht seiner Bemühungen für ihre Ausbildung genießen könne, sollte auch niemand jemals ihre Stimme, ihr Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas, das er sie gelehrt, hören oder nur in ihr vermuthen. Sie hielt streng und buchstäblich Wort; und opferte sie so auch alles, was ihrer Eigenliebe so sehr hätte schmeicheln können, war sie auch dem harten Worte des Vaters gehorsam, jedes Denkmal der Liebe ihres Freundes zu vernichten, so konnte er doch das Andenken an den Geliebten aus ihrer Seele nicht vertilgen, dem sie einsam auf ihrem Zimmer ihre Thränen widmete; ja sie gab offen den Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eines Klosters zuzubringen. Dieser Entschluß wurde aber, wahrscheinlich durch ihren Vater gehindert, nicht ausgeführt. Ein stilles, zurückgezognes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos, und sie erfüllte so jenes erst gethane Gelübde. — Jedes Verhältniß war natürlich mit Bianconi abgebrochen, der entfernt in Dresden lebte, späterhin in den Grafenstand erhoben wurde, dann nach Italien zurückkehrte und, als sächsischer residirender Minister zu Rom angestellt, am 1. Januar 1781 zu Perugia starb. — Sophie kam mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder nach Biberach, in das Haus ihres Großvaters, des dortigen Senators und Hospitalmeisters Gutter-

mann. Nach dessen Tod führte sie eine Zeit lang mit den gedachten Geschwistern ihre eigne Oekonomie, und bezog dann das Haus Wielands, (des Vaters des berühmten Dichters, der damals Prediger zu St. Magdalena daselbst war, — und dessen Gattin mit Sophiens Vater Geschwisterkind war). — Eine neue Epoche ihrer Bildung begann: hier lernte sie den jungen Wieland kennen. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt, sie verehrte und liebte ihn dankbar und war auf seine Kenntnisse stolz, weil sie solche durch ihr ganzes Leben zu theilen hoffte. Wieland war im Sommer 1750 von Kloster Bergen ins väterliche Haus zurückgekommen, wo er die reizende und geistreiche 19jährige Sophie fand. — Sehr schnell entspann sich wechselseitige Liebe, — eine Liebe, die bei dem 17jährigen Jüngling zwar die feurigste Schwärmerei, aber doch auch rein, edel und sittlich war. Oft warfen sich die beiden Liebenden auf die Knie, und schwuren der Tugend ewige Treue. Wir führen nur zwei charakteristische Stellen an, die beweisen, wie der liebende Jüngling und der treue Freund im Greisenalter dachte. In einer Ode, im Jahr 1752 gedichtet, singt er:

Dich, Sophie, Dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen,
Ja, ich war bereit mich zu verlieren;
Gott, du sahest es, und gabst sie mir!
Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie,
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?

Und im Jahre 1805 schreibt der 73jährige Greis an sie: „Mit Rührung und Dank gegen die unsichtbare Hand, die unser Schicksal lenkt, erinnere ich mich an die seligen Tage, die ich, ewig theure Sophie, in den Jahren 1750 — 1752 mit Ihnen verlebte, und des wunderbaren, wo nicht ganz beispiellosen, doch gewiß höchst seltnen und mir durch seine Folgen so wohlthätigen Zaubers, den Sie mit dem ersten Blick auf mein ganzes Wesen warfen. Damals kannt' ich freilich weder

Sie, noch mich selbst; ich hatte keinen Begriff davon, daß es möglich sei, nicht mit Ihnen und für Sie zu leben. — Aber es war eine idealische, eine wahre Zauberwelt, in der ich lebte, und selbst die Sophie, die ich so innig und doch so schwärmerisch liebte, war nicht die wahre Sophie Guttermann, sondern die Idee der Vollkommenheit, die sich in ihr verkörpert darstellte. Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahr 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre." — Aber auch Sophie gedachte nach 49 Jahren noch mit inniger Rührung und sanftem Entzücken der Stunde, wo sie Wielanden das erste Mal, bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martins-Kirchenhof in Biberach, belauschte. Beide Liebende wiederholten einander unzähligemal die Versicherung, sich so lange zu lieben, als sie die Tugend lieben würden, und hielten so ihr Bündniß für unauflöslich. — Sophie sollte Wielands Gattin werden, — mit diesem Entschluß verließ sie Letzterer im Herbste 1750. — Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Jahr 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn, und er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen. Er reiste im Oktober 1752 nach der Schweiz zu Bodmer, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Bewegungsgründen diese Liebe. Sophie kündigte ihm in der ersten Hälfte des Dezembers 1753 in einem nach Zürich geschriebnen Brief diese Verbindung auf, und zeigte ihm an, daß sie Herrn la Roche ihre Hand zu geben für gut befunden habe. Wieland, der nach ihrem 10 Wochen langen Stillschweigen etwas ganz anders erwartet und die beste Hoffnung hatte, daß sich alles auf die angenehmste Art auflösen werde, war über diesen Brief äußerst bestürzt, versicherte ihr aber schriftlich seine geduldige Zufriedenheit mit ihrem Entschluß, seinen aufrichtigsten Glückwunsch zu ihrer neuen Verbindung, und wie er nach seiner zärtlichen Liebe zu ihr, die so ganz mit seinem Herzen verwachsen sei, daß kein Zufall sie aus seinem Herzen reiße könne, nicht aufhören werde, ihre Zufriedenheit und ihr wahres Wohl vom Himmel zu erbitten. Zugleich bat er um ihren

fernere Freundschaft, da er nicht einsehen könne, daß die zärtliche Seelenverbindung oder die zwischen ihnen Statt gefundne Freundschaft, die stets so rein und uneigennützig gewesen, um ihrer Vermählung willen gebrochen werden müsse. Er hoffe übrigens, daß ihre Seelen sich in dem Lande der Seligen wieder erkennen würden, wenn er sie gleich in diesem Leben nicht wieder zu sehen wünschte. — Als Wieland im Jahr 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths anzutreten, konnte er es, seinem frühern Vorsatz entgegen, sich doch nicht versagen, seine Freundin zu Warthausen, wo sie sich damals aufhielt, zu besuchen. — Frau la Roche saß eben am Fenster, der Thüre gegenüber, von ihren Kindern umringt. Auf sein Klopfen rief sie, wie von einer Ahnung ergriffen, auf das fröhlichste: „herein, Wieland!" und ging ihm, da er, den Ton ihrer Stimme hörend, von mancherlei Empfindungen und Erinnerungen bedrängt, die Thüre nicht aufbringen konnte, sie zu öffnen, entgegen. Mit dem herzlichsten Willkommen bot sie ihm die Hand, sprachlos stand er da, und ließ den Hut, den er unter dem Arm trug, fallen. Indem erblickte er ihren ältesten Sohn, einen bildschönen Knaben, nahm ihn zu sich auf das Sopha, beugte sich über ihn hin, und benetzte ihn mit einem Strome von Thränen. Bald nach diesem Auftritt trat der Gemahl ins Zimmer. Wieland ging ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, und weinte abermals tief erschüttert. Der gerührte la Roche nahm darauf ihn und seine Frau, und führte sie beide an einander. Ein seltner Freundschaftsbund, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude, dauerte 56 Jahre hindurch. — Das Schicksal hatte Sophien Georg Maximilian la Roche, einen sehr geistreichen Mann, zum Gatten bestimmt, den sie während Wielands Abwesenheit kennen gelernt hatte, und im Jahr 1754 aus Gehorsam und Verehrung, wohl aber wider die Stimme ihres eignen Herzens, heirathete. — La Roche war damals kurmainzischer Hofrath, aber ganz besonders an den kaiserlichen wirklichen Geheimenrath und kurmainzischen Großhofmeister und Staatsminister Graf Friedrich von Stadion gefesselt, der ihn, als einen verwaisten Knaben, liebgewonnen, erzogen und zu seinem

Freunde und Gehülfen gebildet und ihm, da er zum Manne in seinem Sinn und Geiste gereift war, neben den kurmainzischen Cabinetsgeschäften die Direction aller großen Besitzungen der Stadionischen Familie in Schwaben, Würtemberg und Böhmen übertragen hatte. Sophie lebte mit ihrem Gatten nun also in Mainz. Dieser war der würdige Zögling seines Herrn. Ein schöner Mann, von einnehmender Gestalt, des französischen Tons vollkommen mächtig, wirkte er erfreulich durch seine Gegenwart, und galt für einen eben so angenehm unterhaltenden Gesellschafter, als gewandten Geschäftsmann. Er war dabei edel und friedliebend, und scheute sich nicht, auch wenn Gefahr damit verknüpft war, die Wahrheit offen zu sagen. Bei so vielen Vorzügen ging la Roche aber darin zu weit, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Scheine nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand zwischen ihm und seiner zartfühlenden Gattin, die ihren Mann kannte, kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Zirkel Eintracht und Freude, obgleich jedes seinen eignen Weg der Erheiterung und Beschäftigung wählte. Sophie, die bisher fast nur in gelehrten Zirkeln gelebt hatte, kam durch ihren Gemahl in die des deutschen Adels, und durch seinen bedeutenden Wirkungskreis wurde ihr die Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes, kennen zu lernen und dadurch ihre durch Lectüre erworbne Menschenkenntniß mittelst selbstgemachter Erfahrungen zu begründen und zu berichtigen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochnem Eifer fort. La Roche besaß eine treffliche Bibliothek, auch in der englischen Literatur. Sophie lernte diese Sprache drei Monate vor ihrem ersten Wochenbette, und versäumte keine Gelegenheit, in der ausgesuchten Bibliothek des Grafen mit allem Schönen und Nützlichen bekannter zu werden, sah an seiner Tafel 16 Jahre hindurch die bedeutendsten und durch ihren Verstand sich auszeichnenden Männer, und bereicherte ihren Geist so mit mancherlei Kenntnissen in der wirklichen und in der Bücherwelt.

Acht Jahre hatte Sophie seit ihrer Verheirathung mit ihrem Gatten in Mainz gelebt, als der Graf, nunmehr ein

Greis von 69 Jahren, sich vom Hofe, den Staatsgeschäften und der großen Welt zurückzog und eines seiner Güter, Warthausen, eine halbe Stunde von Biberach, wählte, dort seine letzten Tage in ländlicher Ruhe zuzubringen, und von seinem Zögling, Freund und Gehülfen und dessen Gemahlin begleitet wurde. Hier starb er im Jahre 1770. — La Roche wurde nach dem Tode seines Freundes und Beschützers in die Dienste des Kurfürsten von Trier als Staatsrath nach Koblenz berufen. In den 10 Jahren, die Sophie hier an den herrlichen Ufern des Rheines verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand mit allen seinen Verhältnissen näher zu betrachten, und knüpfte freundschaftliche Verhältnisse mit vielen vortrefflichen Menschen auch höhern Ranges an. — Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von dem hohen Standpunkte, auf dem sie bisher gestanden, zurückziehen mußte. — Die eigentlichen Gründe davon deckt noch ein Schleier. Von nun an, d. h. seit dem Jahre 1780, lebte Sophie, die sich über diesen Unfall durch den Genuß der Freundschaft, der Wissenschaften und Natur leicht tröstete, mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs in Speier, dann zu Offenbach in einem freundlichen Hause. — Hier starb im Jahre 1789 ihr Gatte, der sie geliebt und verehrt hatte, und um dessen Verlust sie innig trauerte. Noch größern Schmerz empfand Sophie über den Tod ihres Sohnes Franz, eines liebenswürdigen Jünglings, der im Jahre 1791 früh dahin starb. Seit dem Tode ihres Gatten und Sohnes war ihre Kleidung ein beständiger Traueranzug. Sanftes Dunkelgrau war die erwählte Lieblingsfarbe ihres Kleides, und ein schwarzer zurückgeschlagner Flor umschlang die Spitzenhaube, aus welcher die Locken des silberweißen Haares sich hervorringelten; diese Trauer um ihre lieben Verstorbenen ging so weit, daß sie nie andre als schwarze Stecknadeln gebrauchte. — In Folge der Staatsumwälzung Deutschlands durch die französischen Kriege hatte sie den größten Theil ihrer Einkünfte verloren, ohne daß ihr gerechter Kummer darüber ihre angeborene Heiterkeit des Geistes und die Ruhe ihrer starken Seele zu unterdrücken vermochte. Vielmehr war ihr Vertrauen zur Vorsehung so stark, daß beim

Gespräch über die Frage, wie sich der Krieg und besonders das allgemein wachsende Elend mit der Idee von der göttlichen Vorsehung vereinigen lasse, sie oft äußerte: „der Tod an sich sey kein Uebel; darum lasse es Gott zu, daß oft an Einem Tage viele Tausende dem großen Ziele ihrer Bestimmung durch gewaltsamen Tod zugeführt würden; und es gäbe überhaupt in den Augen der Vorsehung gar kein physisches, sondern allein moralisches Uebel." Ein großer Stolz, Trost und Wonne ihres sinkenden Alters war ihr würdiger, verdienstvoller Sohn, der jetzige königliche Geheime Bergrath Karl von la Roche in Berlin; nur der Gedanke an ihn, seine Briefe und die freudige Hoffnung, ihn und seine Familie noch vor ihrem Tode bei sich in Offenbach zu sehen, versetzten sie in freudiges Entzücken; allein die Vorsehung gewährte ihr die Erfüllung dieser letzten Hoffnung nicht. Sie hatte auch im höhern Alter einer ziemlich guten Gesundheit genossen, und im Jahre 1799 den Freund ihrer Jugend, Wieland, auf seinem Landgute in Osmannsstädt bei Weimar, besucht. Sie selbst schildert die innige Freude des Wiedersehens am 15. Julius, nach einer Trennung von beinahe 30 Jahren, und was sich in ihrer Seele alles zusammendrängte, aufs rührendste. In der ersten Hälfte des Februars 1807 wurde sie plötzlich von einer Krankheit befallen, und schon am 18. Februar verließ, nach einer nur 10tägigen Krankheit, ihr Geist leidensfrei und sanft seine irdische Hülle im 76sten Jahre ihres Lebens. Ihre körperliche Hülle wurde, wie sie es gewünscht hatte, auf dem Kirchhofe zu Bürgel, einem eine halbe Stunde weit von Offenbach am Main gelegnen Dorfe, an der Seite ihres Gemahles und Sohnes, beerdigt.

Ueber Sophiens Charakter und Leben ist bei Allen, die sie sahen und näher kannten, nur Eine Stimme. Sie war die gefühlvollste Gattin, die zärtlichste Mutter. — Ihre Kinder erzog sie mit Wasser, hatte sie in ihrem Schlafzimmer, und war den ganzen Vormittag um sie. Eben so war sie eine warme Menschenfreundin, die sich gern vergaß, um Andern zu dienen. Im Umgang mit Höheren ihres Standes war sie bescheiden, aber nie kriechend; mit Niedern leutselig, gütig und

gefällig, flößte sie jenen Achtung und Bewundrung, diesen zugleich Liebe und Verehrung ein. In ihrem ganzen Wesen war eine gewisse Würde, Anstand und Grazie, die sich bis auf die geringste Bewegung und das kleinlichste Geschäft erstreckte. Die höchste Reinlichkeit und seltenste Ordnung und Pünktlichkeit in ihren Geschäften waren ihr eigen, und selten oder nie machte sie von ihrer Zeiteintheilung eine Ausnahme: der Vormittag war dem Schreibtisch und der Feder, da sie neben ihren schriftstellerischen Arbeiten auch einen starken Briefwechsel unterhielt, gewidmet, und ungern sah sie sich darin von Fremden, denn Freunde waren ihr stets willkommen, unterbrochen. Die Nachmittage waren theils den Arbeiten der Nadel, theils der Lectüre, theils der Annahme von Besuchen Fremder und Einheimischer, die sich zahlreich einfanden, bestimmt. Reisende von hohem und mittlerm Stande, aus Vaterland und Ausland, machten oft Umwege vieler Meilen, um die deutsche Aspasia kennen zu lernen oder wiederzusehen. Ihre Unterhaltung war angenehm und desto belehrender und unterhaltender, da sie in derselben so viele Gegenstände berührte, durch Abwechslung ergötzte und durch heitern Witz belebte. Empfindungen der Freude und des Kummers wußte sie zu beherrschen und Gleichmuth der Seele zu bewahren. Ihre Seele war überhaupt in einem sehr hohen Grade moralisch, und alles Edle, Hohe, Schöne und Große der sittlichen Welt zog ihr Herz unwiderstehlich an. Erzählte oder hörte sie eine menschliche Edelthat, so glänzte ihr Auge wie von ätherischem Lichte feurig, bis eine Thräne den Glanz milderte. Auch in ihrem hohen Alter besaß sie noch ungeschwächt die volle jugendliche Zartheit und Wärme ihres gefühlvollen Herzens; die schönsten und hinreißendsten Stellen ihrer Schriften sind die, wo sie ihr ganzes volles Herz in dem Drange der Empfindungen reden läßt. Aber es war nicht bloß Empfindung; sie war rastlos strebend, im moralischen Gebiet Gutes und Heilsames zu stiften, Sinn für Edelmuth und feine Gefühle zu erwecken und zu nähren. Sie war gastfreundlich im hohen Grade, ohne zu ermüden, wiewohl sie durch die erwähnten zahlreichen Besuche oft in Anspruch genommen wurde. Die Bücher ihrer zahlreichen Sammlung standen Allen

zu Diensten, und sie war im eigentlichen Sinne mittheilungssüchtig, indem sie sie nicht bloß einzeln, sondern oft dutzendweise verlieh, und zu sagen pflegte: „wie viel Gutes kann ein Buch stiften oder wecken, das versäumt wird, während es ungelesen in meinem Bücherbret steht!“ Ihres religiösen Sinns mit festem Vertrauen zur Vorsehung ist schon oben erwähnt worden. Mit den meisten menschlichen Wissenschaften und Kenntnissen nicht nur oberflächlich, sondern auch zum Theil gründlich bekannt, hatte sie ein in ihrem Wesen gleichsam eingewebtes vorzügliches Wohlgefallen an drei Gegenständen, erstlich: an allem, was zur Naturgeschichte und Naturlehre gehört, dann an schönen Formen und Gestalten, sowohl in dem Reiche der Natur, als besonders im Gebiete der Künste. Die Malerei zog sie bei weitem und ohne Vergleich der Bildhauerkunst vor, und sie konnte es nicht verschmerzen, daß diese das Auge des Menschen, als den Spiegel des geistigen und gemüthlichen Lebens, nicht darstellen könne. Ferner hatte sie ein besonderes Interesse an allem Antiken, z. B. an den ehrwürdigen Resten und Trümmern der Vorzeit. Völker- und Staatengeschichte gehörten nach ihrem eignen Ausspruch zu einem Theile des Glücks ihres Lebens, indem die Betrachtung über das Schicksal ganzer Nationen und einzelner edler Menschen nicht nur das allgemeine schuldige Wohlwollen des Herzens befestigt, sondern auch dankbarer für das Gute und geduldiger bei Leiden und Unglück macht. Alles, was schöne Wissenschaften betrifft, liebte sie unendlich, in jüngern Jahren vorzüglich Elegien und schöne Bilder darstellende Gedichte, in spätern Oden und Lieder. — Die Gabe des Witzes und Scherzes war ihr in reichem Maaße verliehen, äußerte sich aber meistentheils gutmüthig, selten satyrisch; vielmehr warnte sie mündlich und in ihren Schriften vor dem boshaften Witze, den sie mit einer Lanzette verglich, die im Schimmern verwundet. Die Tugend der höchsten Reinlichkeit hielt sie für eine Cardinaltugend des weiblichen Geschlechts, oder, wie sie sich ausdrückte, für die wesentliche Stütze aller häuslichen Glückseligkeit, für die Grundlage, ohne welche sich fast keine andere weibliche Tugend gedenken läßt. Ueberhaupt gehörte die Moral ebenfalls zu ihren liebsten Be-

schäftigungen, wenn sie dieselbe gleich nicht in ihrem ganzen Umfange in ihren Schriften hierüber studirte, sondern mehr in einzelnen Sätzen und Aussprüchen, die ihr Gemüth besonders ansprachen. Sorgfältig aber studirte sie die Erziehungswissenschaft, durch eignes Interesse zärtlicher Mutterliebe zu ihr hingezogen, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen.

Diese so selten sich vereinigenden ausgezeichneten Vorzüge des Geistes und Herzens sprechen sich auch in ihren Schriften aus, und begründen ihren Ruhm als einer der fruchtbarsten Schriftstellerinnen. Findet man auch in denselben nicht einen hohen Flug der Phantasie, so zeichnen sie sich doch aus durch eine wahre und treue Darstellung der Charaktere aus der Natur des Menschenlebens und meist aus denen Lebensverhältnissen, in welchen sie selbst gewesen, entlehnt. Sie empfehlen die Tugend und das häusliche Glück in einem edeln, einfachen und lebhaften, dabei ihr ganz eigenthümlichen Style, und in allen herrscht ein reiner, strengmoralischer und frommer weiblicher Sinn; daher ihre sämmtlichen Schriften ganz besonders dem weiblichen Geschlecht empfehlungswürdig sind. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform. —

Christoph Friedrich Nicolai,

geboren 1733 in Berlin, wo sein Vater Buchhändler war. Seine Mutter starb schon früh, sein Vater war meist in der entfernten Buchhandlung, und seine Brüder viel älter als er, so daß er in der ersten Jugend die elterliche Pflege und häusliche Liebe entbehrte. Dies erzeugte in ihm Liebe zur Einsamkeit und steten Beschäftigung; er lernte früh entbehren und sich in die Umstände schicken. Seine Schulkenntnisse erwarb er meist in der damals errichteten berliner Realschule. 16 Jahre alt schickte ihn sein Vater nach Frankfurt an d. Oder, um die Buchhandlung zu lernen. Hier studirte er in seinen Freistunden die lateinische, griechische und englische Sprache, die Mathematik, Philosophie und Literatur. Als er nach 2 Jahren nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurückkehrte, hatte er weniger Mußestunden, und mußte daher die frühen Morgen-

und späten Abendstunden zu Hülfe nehmen. Oft fand ihn noch die Morgenröthe bei seinen lieben Büchern. Die Zerstreuungen der großen Stadt lockten ihn gar nicht. So verlebte er 3 Jahre, täglich an Kenntnissen zunehmend, aber ohne Weltkenntniß. Bei dem Streite zwischen Gottsched und Bodmer schienen ihm beide Theile Unrecht zu haben, und da er sich mit Niemand darüber aussprechen konnte, so schrieb er: Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die Aufsehen erregten, und ihm die Bekanntschaft Lessings verschafften. Durch diesen lernte er auch Moses Mendelssohn kennen. Diese 3 Freunde kamen wöchentlich 2 — 3 mal zusammen, um ihre Ansichten einander mitzutheilen. Alle 3 waren unabhängig, suchten keine Beförderung, liebten die Wahrheit, und strebten nach Erweiterung ihrer Kenntnisse und Einsichten. Nicolai brannte vor Begierde, sich von den Handelsgeschäften loszumachen, und als sein Vater starb, entsagte er der Handlung, und lebte von einem sehr kleinen Einkommen mit großer Genügsamkeit, ganz den Wissenschaften hingegeben. Schon nach einem Jahre starb sein älterer Bruder, der die Buchhandlung des Vaters geführt hatte; nun mußte er sie selbst übernehmen. Ohne Murren brachte er seiner Familie dies Opfer. Er mußte mit Schulden anfangen, und seine häuslichen Sorgen wurden dadurch vermehrt, daß er heirathete und der siebenjährige Krieg in diese Zeit fiel. Aber es kam ihm die frühe Gewohnheit zu Statten, mit jeder Minute zu geizen, und sich durch kein Geräusch bei der Arbeit stören zu lassen. In den Musestunden setzte er seine Studien eifrig fort. Von 1759 — 65 gab er die Briefe, die neuste Literatur betreffend, mit Mendelssohn und Lessing heraus. Von 1765 an erschien in seiner Handlung und durch ihn geleitet die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu sich mit ihm viele ausgezeichnete Gelehrte verbanden, und die 40 Jahre lang den Fortgang der Wissenschaften außerordentlich förderte. Seine Bekanntschaft mit vielen Staats- und Hofmännern setzte ihn in den Stand, nach Friedrich's II Tode einige Hefte voll Anekdoten, den König betreffend, herauszugeben. Seine scharfe Beobachtung von Menschen und seine lebhafte Liebe zur Wahrheit bewog ihn, einige

satyrische Romane herauszugeben, z. B. Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker; die Geschichte eines dicken Mannes; die vertrauten Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S.. Aus seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz ging seine Beschreibung dieser Reise hervor, die freilich durch die vielen Betrachtungen über Religion, Industrie und Sitten etwas weitläuftig ist. Ueberall zeigte er eine große Freimüthigkeit, die ihm freilich viele Feinde und Angriffe zuzog, denen er aber großen Gleichmuth entgegensetzte. Namentlich schrieb er über die kritische Philosophie, deren Schwächen er ohne Scheu darzulegen suchte, so sehr er auch dem großen Kant Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem 71sten Jahre verlor er das rechte Auge. Er starb 1811.

Wieland.

Von seinen Lebensumständen und seinen Leistungen als Dichter haben wir oben gesprochen. Daß auch seine prosaischen Arbeiten ausgezeichnet seyen, braucht kaum erst gesagt zu werden. Durch seinen auch in der Prosa gewandten und geschmackvollen Vortrag hat er für die Verbesserung der deutschen Prosa sehr viel gewirkt, so wie er durch seinen deutschen Merkur, der viele ausgezeichnete Aufsätze enthält, zur Beförderung des guten Geschmacks ungemein viel beigetragen hat. Die Schönheit seines Styls ist vorzüglich in der Geschichte des Agathon zu bewundern.

August Ludwig von Schlözer,

der berühmte Geschichtsforscher, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe, war zugleich einer der ersten deutschen Geschichtsschreiber, welche die Begebenheiten in einem kräftigen und deutlichen Style vorzutragen verstanden. Er wurde geboren 1735 in Jaxstadt im jetzigen Würtembergischen. Seinen Vater, einen Prediger, verlor er schon im 4ten Jahre, worauf ihn sein mütterlicher Großvater, auch ein Prediger, zu sich nahm. Dann lebte er bei seinem Schwager,

einem Rector in Werthheim, wo er auch die Schule besuchte. Schon mit 16 Jahren wurde er für reif gehalten, die Universität Wittenberg zu beziehen, wo er Theologie studirte. Dann studirte er in Göttingen. Schon damals hatte er den Plan, eine Reise nach dem Morgenlande zu machen, und darum trieb er mit dem größten Eifer alles, was ihn dazu geschickt machen konnte. Mehrere Jahre lebte er darauf als Hauslehrer in Stockholm und Upsala. Um sich noch mehr auf jene Reise vorzubereiten, kehrte er noch einmal nach Göttingen zurück, und trieb hier einige Jahre lang Medicin und arabische Sprache, als plötzlich sein ganzer Plan dadurch vereitelt wurde, daß er einen Ruf nach Petersburg erhielt, als Hauslehrer bei dem russischen Geschichtsforscher Müller, dem er zugleich bei seinen Arbeiten helfen sollte. Aber mit dem stolzen Müller vertrug er sich nicht lange, und da auch seine übrigen Aussichten, in Rußland versorgt zu werden, unsicher waren, und es ihm da durchaus nicht gefiel, so verlangte er die Erlaubniß der Rückreise. Allein diese wurde ihm nicht gegeben, dagegen er zum Professor bei der Akademie in Petersburg angestellt. Als solcher blieb er noch 2 Jahre hier; dann ging er nach Göttingen, wo er eine Professur erhielt. Hier begann er nun eigentlich erst als Gelehrter und Schriftsteller zu wirken. Während er das weite Gebiet der Geschichte durch gelehrte Forschungen erweiterte, und sie geistvoller behandelte, als es bisher geschehen war, trat er durch seine politischen Zeitschriften jeder Willkür und Bedrückung, selbst wenn sie von Fürsten ausgeübt wurde, freimüthig entgegen, und machte sich dadurch so gefürchtet, daß manche Mißbräuche um seinetwillen abgestellt wurden. Seine großen Verdienste wurden durch mehrere erhaltene Ehrenbezeugungen anerkannt; sein Landesherr ernannte ihn zum Geheimen-Justizrath, und der russische Kaiser ertheilte ihm den Adel.

Seine Lebensweise war sehr einfach und pünctlich. Bei seinen vielen Tugenden hatte er doch einen übertriebenen Begriff von der Würde eines göttinger Professors, und gegen seine Frau und besonders seine Kinder war er hart und tyrannisch. Sein Wesen war ernst, seine Miene finster, und nur

unter vertrauten Freunden konnte er munter und heiter seyn. Auch an Vorurtheilen fehlte es ihm nicht; so konnte er die Poesie nicht leiden, und verbot seiner Tochter ausdrücklich, Gedichte zu lesen. Sein Styl war zwar weder elegant, noch ohne Sprachfehler; aber klar und bestimmt, kräftig, und selbst oft feurig. Er starb 1809, ganz sanft und unerwartet, an einem Schlagfluß, 74 Jahre alt.

Auch Schlözer's Tochter, die Bürgermeisterin Baronin v. Rodde, ist eine berühmte Frau geworden, und muß hier beiläufig erwähnt werden. Sie wurde 1770 geboren, und gleich anfangs von ihrem Vater zu einer Gelehrtin erzogen, um zu beweisen, daß auch das weibliche Geschlecht sich für die Gelehrsamkeit eigene. (Ob er daran vernünftig gehandelt hat?) Sie mußte nicht nur Französisch, Englisch, Schwedisch und Italienisch lernen (das letztere wurde ihr in Italien selbst, wohin sie mit dem Vater gereist war, eingeübt), sondern auch Lateinisch und Griechisch, Hebräisch und Spanisch, Geschichte, Mathematik, Mineralogie, Botanik, Chemie und Anatomie treiben, aber keine Literatur. Dabei wurde auch das Tanzen, Zeichnen und die Musik nicht vernachlässigt. Als sie in allen jenen Sprachen und Wissenschaften fest war, ließ der Vater sie von der philosophischen Fakultät examiniren, und nachdem sie gut bestanden hatte, erhielt sie die Würde eines Doctors der Philosophie. Diese Gelehrsamkeit hatte sie freilich mit Aufopferung aller kindlichen und jugendlichen Freuden erkaufen müssen; denn bis tief in die Nacht mußte sie neben dem Vater arbeiten, und geriethen ihre Arbeiten nicht nach seinem Wunsche, so war sie den heftigsten Ausbrüchen seines Zorns ausgesetzt.

Auf einer Reise nach Lübeck lernte sie dort den Senator Rodde, der nachher Bürgermeister und baronisirt wurde, kennen, und vermählte sich mit ihm, 22 Jahre alt. Jetzt konnte sie mehr nach ihrer eigenen Neigung studiren, und beschäftigte sich nachmals mehr mit der Erziehung ihrer Kinder, als mit der Gelehrsamkeit. Als eine seltene Ausnahme ist es anzusehen, daß sie als gelehrte Frau liebenswürdig geblieben war; wirklich genoß sie aber allgemeine Liebe und Achtung. In Lübeck trafen sie mancherlei häusliche Unglücksfälle, die sie mit großer See-

lenstärke ertrug. Sie verlor ihre geliebte Mutter, ein Jahr später ihren Vater, durch einen Bankerott kam ihr Mann und sie um ihr Vermögen. Dies bewog sie, 1810 mit ihrem Mann nach Göttingen zu ziehen, wo sie in allgemeiner Achtung lebte. Unseres Wissens lebt sie noch daselbst.

Musäus

war ein Mann von ganz andrer Art, voll Witz und Laune, Einfachheit und Gutmüthigkeit, Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit. Er wurde 1735 in Jena geboren, wo sein Vater Landrichter war. Schon mit 9 Jahren kam er aus dem väterlichen Hause. Sein Vetter, Superintendent in Allstädt in Thüringen, fand Behagen an dem offnen, muntern Knaben, und nahm ihn zu sich, und da er bald darauf als Generalsuperintendent nach Eisenach kam, so zog auch der Knabe mit, und so blieb er bis in sein 19tes Jahr bei seinem Vetter, dem er seine Erziehung verdankte. Er studirte in Jena Theologie, lebte mehrere Jahre als Candidat in Eisenach, predigte oft mit Beifall, und sollte schon Prediger auf einem benachbarten Dorfe werden; da erklärten die Bauern, sie wollten ihn nicht, weil — er einmal getanzt hatte. Er entsagte daher der Aussicht, Geistlicher zu werden, und wurde als Pagenhofmeister in Weimar, und späterhin als Professor am dortigen Gymnasium angestellt. Hier trat er als Schriftsteller auf, indem er in seinen physiognomischen Reisen sich über die damals durch Lavater aufgekommene Idee, daß man den Charakter des Menschen aus seinen Gesichtszügen erkennen könne, lustig machte. Das Buch wurde mit großem Beifalle gelesen. Noch mehr Glück machten seine Volksmärchen der Deutschen. Um dazu den Stoff zu sammeln, und den rechten Ton zu treffen, ließ er oft alte Weiber mit ihren Spinnrocken zu sich kommen, setzte sich unter sie, und ließ sich von ihnen erzählen; auch waren ihm Kinder willkommen, die ihm Mährchen erzählten, und er bezahlte für jedes 3 Pfennige. Als eines Abends seine Frau von einem Besuche nach Hause kam, dampfte ihr eine Wolke schlechten Tabaks entgegen; durch den Dampf entdeckte sie endlich ihren Mann am Ofen neben einem

alten Soldaten sitzend, der aus seinem kurzen Pfeifchen schmauchte, und jenem Mährchen erzählte. Die Volksmährchen machten Musäus zu einem Lieblingsschriftsteller, und werden noch jetzt gern gelesen. Alles, was er schrieb, war voll Witz und Laune. Er starb 1787, 52 Jahre alt.

Musäus war ein höchst achtungswerther Mensch, aber eine Art von Sonderling. Er war immer heiter, eine Folge seiner reinen Seele, seiner Genügsamkeit und seiner Lebensphilosophie, herzlich gutmüthig, gastfrei, gegen Jeden dienstfertig, und sehr bescheiden, so daß er vielleicht zu den wenigen Menschen gehörte, die keinen Feind haben, ob er gleich Satyren schrieb; aber diese waren so gutmüthig, daß er Keinen kränkte, und am liebsten machte er sich über sich selbst lustig. So wenig er auch hatte, so zufrieden war er doch, und jeden kleinen Genuß wußte er sich zu einer großen Freude zu machen. Er lebte meist in seinem Garten vor dem Thore, wo ihm jeder Besuch willkommen war. Jede Ziererei war ihm zuwider. Nicht selten sah man ihn, wie er sich selbst seine Bedürfnisse zusammentrug. Ein Fremder, der seine Bekanntschaft machen wollte, traf ihn einst, wie er über den Markt ging, in der einen Hand einen Wasserkrug, in der andern ein Reisbündel, und unter dem Arme ein Brot. „Wundern Sie sich darüber nicht," sagte er; „die Weimaraner sind so etwas schon an mir gewohnt."

In vieler Hinsicht das Gegentheil vom einfachen, bescheidenen Musäus war

Johann Timotheus Hermes,

auch einer der gelesensten deutschen Prosaisten. Er wurde 1738 in Petznick, einem Dorfe bei Stargard in Pommern, geboren, wo sein Vater Prediger war. Als Kind erregte er durch seine Frühreife Aufmerksamkeit; denn in seinem 5ten Jahre erfand er für sich eine Methode, ohne Buchstabieren zu lesen, las nun alles, was ihm vorkam, und zeichnete so treffend, daß Alle die Gezeichneten sogleich erkannten. Zuerst unterrichtete ihn der Vater selbst, dann ein Hauslehrer, zuletzt besuchte er die Schule in Stargard, bis er nach Königsberg auf die Universität gehen konnte. Nach Vollendung seiner Studien,

lebte er kurze Zeit in Danzig und Berlin, an seiner weiteren Ausbildung arbeitend, bis er Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg wurde. Nachmals war er Feldprediger in Lüben in Schlesien, dann Schloßprediger in Pleß, bis er als Prediger in Breslau angestellt wurde. Hier lebte er 49 Jahre, zuletzt als Pastor bei Elisabeth, und starb 1821, 83 Jahre alt.

Er war ein Mann von Kenntnissen und Talenten, aber zugleich von übertriebener Eitelkeit und Eigenliebe. Alles, was er that, mußte von der Handlungsweise andrer Menschen abweichen; er sprach fast nur von sich, von seinen ungeheuren Leistungen, von der Bewunderung, die man ihm gezollt hätte, drückte sich in jedem Gespräch bald deutsch, bald lateinisch, bald französisch aus, und mischte gern Ausdrücke noch andrer Sprachen ein, um mit seinen Kenntnissen zu prunken, so daß man mit Recht oft erstaunte, wie ein sonst kluger Mann sich so bloß geben könnte. Dieses Haschen nach Sonderbarkeiten, nach Witz und Anspielungen findet man auch in seinen Schriften. Sein berühmtestes Werk ist: Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Es machte ein Glück, das es wegen seiner entsetzlichen Breite jetzt gewiß nicht machen würde. Jedermann wollte es lesen, und Hermes Name wurde dadurch berühmt. Dieser Beifall ermunterte ihn mehrere ähnliche Bücher zu schreiben, die aber nicht so gut aufgenommen wurden, weil sie langweilig waren. Auch als Dichter ist er nicht ohne Glück aufgetreten; er hat theils viele religiöse Lieder gedichtet, theils auch andere lyrische Gedichte in Sophiens Reisen eingestreut.

Engel

ist schon oben als Dichter gewürdigt worden. Hier müssen wir noch einmal an seinen Philosophen für die Welt, und an seinen musterhaften Roman Lorenz Stark erinnern.

v. Hippel

wurde 1741 in Gerdauen, einer kleinen ostpreußischen Stadt, geboren, wo sein Vater Rector war. Er zeigte von Jugend

auf einen außerordentlichen Geist, war gern in der Einsamkeit, und dachte sich da im Umgange mit Gott, der Geisterwelt, und sogar mit den vermeintlichen Geistern seiner Bücher. Sein Vater und der Prediger des Orts unterrichteten ihn, bis er, 15 Jahre alt, die Universität Königsberg beziehen konnte, wo er nach dem Wunsche des Vaters Theologie studirte. Bis dahin hatte er nur in seiner Bücher- und Ideenwelt gelebt; die Menschenwelt war ihm fast noch ganz unbekannt. Da lernte er den Sohn des russischen Admirals von Keyser kennen, der als Lieutenant während des siebenjährigen Kriegs nach Königsberg gekommen war. Diese Bekanntschaft war für sein Leben entscheidend; denn Keyser nahm ihn mit nach Petersburg, und hier that sich Hippels Blicken eine neue Welt auf. Er sah die Kaiserin Katharina II, den Glanz des Hofes, das Treiben der großen Welt. Dies und die freundliche Aufnahme, die er im Hause des Admirals gefunden hatte, regten in ihm Wünsche auf, die ihm bis dahin fremd gewesen waren: er sehnte sich, auch einst in der großen Welt leben zu können, wozu er freilich, wenn er der Theologie treu blieb, zunächst keine Aussicht hatte. Indessen trieb ihn die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder aus Petersburg weg. In Königsberg wurde er Hauslehrer in einem angesehenen Hause. So sehr man ihn auch hier achtete und liebte, so sehnte er sich doch nach einem größeren Wirkungskreise. Dazu kam, daß er die Tochter einer angesehenen und reichen Familie lieb gewonnen hatte, und da er nicht hoffen durfte, ihre Hand anders zu erhalten, als wenn er ihr an Rang gleich stände, so änderte er plötzlich seine Studien, und fing an mit dem ganzen, ihm eigenen Eifer die Rechte zu studiren, um sich dadurch einst eine glänzendere Stellung zu bereiten. Zwar war er drückend arm; aber das schwächte seinen Muth nicht. Mit einer bewunderungswürdigen Entsagung schränkte er seine Bedürfnisse bis aufs Allernöthigste ein, studirte dabei mit unablässigem Fleiße, und nach anderthalb Jahren der größten Entsagung sah er schon seine Mühe dadurch belohnt, daß er, 24 Jahre alt, Advocat wurde. Jetzt stieg er nach und nach von Stufe zu Stufe empor, bis er zuletzt erster Bürgermeister in Königsberg mit dem Titel eines

Kriegsraths und Stadtpräsidenten wurde. Den Adel, den seine Familie schon früher geführt hatte, erneuerte ihm der deutsche Kaiser. Er starb 1796.

Hippel war ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, dem edelsten Herzen, bewundernswürdiger Thätigkeit und großer Berufstreue. Ungeachtet seiner ursprünglichen Armuth hinterließ er ein Vermögen von 140,000 Thlr., das er nur seinem Fleiße und Kopfe verdankte. In seinem Leben zeigten sich nichts als Contraste. Er schrieb ein Buch über die Ehe, deren Glück er pries, und doch war er nie verheirathet; er schrieb ein Lustspiel: „der Mann nach der Uhr," und doch trug er nie eine Uhr bei sich; er liebte das Geld, und doch hatte er nie Geld in der Tasche; er fand das Leben abgeschmackt, und doch wollte er nicht gern sterben; er sprach viel und gern von dem Tode, und hatte in seinem Hause und Garten überall Embleme des Todes um sich, und doch fürchtete er sich vor dem Tode; sein Haus war still wie ein Kloster, und doch wurde es nach seinem Tode ein Posthaus voll lärmenden Treibens. Seine Schriften sind höchst originell, witzig, voll feiner Bemerkungen und sprühender Funken; aber sein Styl weicht von dem anderer Schriftsteller ganz ab. Er kann als ein Vorläufer Jean Paul's betrachtet werden. Seine beiden berühmtesten Werke sind: über die Ehe, und: Lebensläufe nach aufsteigender Linie.

Lichtenberg

war einer der feinsten und witzigsten Köpfe neurer Zeit. Er wurde 1742 in Ober-Ramstädt unweit Darmstadt geboren wo sein Vater, der als Generalsuperintendent in Darmstadt starb, damals Prediger war. Bis ins 8te Jahr war Lichtenberg gesund; da verrenkte ihm die unvorsichtige Wärterin den Rückgrat, und nun fing er an schief zu wachsen. Er war als erwachsener Mann sehr klein und schief. Sein Vater leitete ihn besonders zur Mathematik und Naturlehre an, und seine sanfte und brave Mutter fand ein großes Vergnügen darin, sich mit ihren Kindern über die Größe und Einrichtung des Weltgebäudes zu unterhalten, und ihre Blicke zum gestirnten

Himmel zu erheben. Daher bekam der Knabe schon früh eine vorherrschende Neigung für Mathematik, Naturlehre und Sternkunde, und that sich darin so hervor, daß sogar der Landgraf auf ihn aufmerksam wurde, und ihn schon auf der Schule unterstützte. Mit 19 Jahren ging er nach Göttingen, wo Kästner, der oben als geistreicher Epigrammatiker genannt worden ist, sein vorzüglichster Lehrer war. Schon mit 26 Jahren wurde er Professor in Göttingen, und machte bald darauf eine Reise nach England, um zwei junge, ihm anvertraute Engländer dahin zurückzuführen. Hier wurde er mit großer Achtung aufgenommen, und sogar vom Könige und von der Königin, denen er vorgestellt wurde, sehr huldreich empfangen. Vier Jahre darauf besuchte er England noch einmal, machte dort als aufmerksamer Beobachter die feinsten Bemerkungen, und gab nachher eine Schrift über den berühmten Schauspieler Garrik und das englische Theater heraus. *) Mit vielen Erfahrungen und Kenntnissen bereichert, kehrte er aus England zurück, und blieb seitdem in Göttingen. Denn von nun an lebte er ganz still für sich, nur den Wissenschaften; er war sehr schwer aus seinem Zimmer zu bringen, und verließ es mehrere Jahre lang gar nicht, besonders nachdem er, erst etwas spät, sehr glücklich verheirathet war. Ob er gleich früher selbst über seine kleine Figur gespottet hatte, so war er doch — eine häufige Erscheinung — sehr empfindlich, wenn Andere zu erkennen gaben, daß er ihnen auffiele; dies war ein Hauptgrund, warum er so ungern ausging, gleichsam als wenn er sich schämte, sich sehen zu lassen. Ja man erzählt, er sey immer seitwärts durch den Hörsaal nach dem Katheder gegangen, damit die Studenten seinen Buckel nicht sähen; welche Thorheit und Schwäche bei so großem Verstande! — Er hatte zuletzt den Titel eines Hofraths, und starb 1799, 57 Jahre alt.

*) Garrik war vielleicht der größte Schauspieler, den es gegeben hat. Er verstand nicht nur, die Leidenschaften aufs natürlichste auszudrücken, sondern hatte auch das Mienenspiel ganz in seiner Gewalt. In einer Scene im Hamlet, wo dieser gegen seinen Stiefvater sich traurig stellen muß, sahen ihn die Zuschauer zu ihrer großen Ergötzung, wie er mit der einen Seite des Gesichts weinte, und mit der andern lachte.

Er war nicht nur ein sehr fleißiger und gemeinnütziger Professor, sondern auch ein braver, sehr religiöser Mann, und dabei — wie solche kleine Leute gewöhnlich — ungemein scharfsinnig und witzig. Alles, was er las, machte er sich dadurch zu eigen, daß er darüber nachdachte, und es von einer neuen Seite betrachtete. Er war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein humoristischer und satyrischer Schriftsteller, der die Thorheiten seiner Zeit auf eine gutmüthige Art, aber doch scharf, rügte. Vorzüglichen Scharfsinn und Witz zeigte er bei Erklärung der hogarthischen Kupferstiche. Hogarth nämlich, ein berühmter englischer Maler und Kupferstecher, gab eine Reihe Carricaturen heraus, aber ohne Erklärung, ohne zu sagen, wen und was er damit gemeint habe. Da unternahm es Lichtenberg, sie zu deuten, und dies auf eine so scharfsinnige Weise, daß Jeder das Bezeichnete in den Kupferstichen fand, obgleich der Kupferstecher vielleicht etwas ganz Anderes dabei gedacht hatte.

Garve

war ein Philosoph, und zwar ein eben so klar-denkender Kopf als guter Prosaist. Er wurde in Breslau 1742 geboren. Sein Vater war ein Schönfärber, und da er früh starb, so übernahm die Mutter, eine einfache, aber höchst brave und recht gebildete Frau, die Erziehung des vielversprechenden Knaben. Anfangs war er Willens, Theologie zu studiren; aber bald bemerkte er, daß er schief wüchse, und diese Gebrechlichkeit, die sich immer mehr ausbildete, und wohl Ursache seiner großen Kränklichkeit war; zwang ihn, seinem Plane zu entsagen. Er ging mit 21 Jahren nach Frankfurt an der Oder auf die Universität, dann nach Halle, wo er Magister wurde, und zuletzt nach Leipzig. Hier wohnte er in Gellerts Hause, und wurde dessen inniger Freund und fleißiger Schüler. Auch mit Weiße und Zollikofer ging er traulich um. Er legte sich vorzugsweise auf Mathematik und Philosophie, und wünschte, einst als Professor in Leipzig angestellt zu werden. Für's erste ging er zwar nach Breslau zu seiner geliebten Mutter zurück; als aber Gellert gestorben war, bewirkte Weiße, daß Garve zu

seinem Nachfolger als Professor nach Leipzig berufen wurde. Doch sah Garve bald ein, daß er bei seiner Kränklichkeit zu diesem Berufe nicht tauge, gab daher nach drei Jahren das Amt auf, und ging nach Breslau zurück. Mit seinen Freunden Weiße und Zollikofer blieb er fortwährend in Briefwechsel. Im Winter lebte er in Breslau, im Sommer entweder in einer Gartenwohnung vor dem Nicolaithore, oder in Charlottenbrunn im Gebirge, wo ein schöner, schattiger Platz noch heute Garve's Ruhe heißt. Er beschäftigte sich stets theils mit Schriftstellerei, theils mit Studiren. Friedrich der Große hörte von ihm, und ließ ihn, wenn er in Breslau war, öfters zu sich kommen. Acht Jahre vor seinem Tode kam zu seiner übrigen Kränklichkeit ein Krebsschaden an der Schläfe, den er sich durch Vernachlässigung einer durch seine Brille entstandenen kleinen Beschädigung zugezogen hatte. Alle Versuche zur Heilung waren vergebens, und von Jahr zu Jahr griff der Krebs mehr um sich, und wurden die Schmerzen heftiger. Endlich ging das eine Auge verloren, und das Uebel drohte auch das zweite zu ergreifen. Während dieser Zeit lebte er nur für seine vertrautesten Freunde — seine Mutter war bereits gestorben, — und dictirte seine Betrachtungen den Freunden in die Feder, sobald seine großen Schmerzen es irgend zuließen. Unter seinen philosophischen Aufsätzen war einer über die Geduld, und wer hätte besser über diese Tugend schreiben können als der, welcher sie bis an seinen Tod so musterhaft ausübte! Er starb endlich 1798, im 56sten Jahre.

Die Schriften dieses großen Philosophen zeichnen sich durch Klarheit, Korrectheit und Schönheit der Perioden aus, was man nicht immer in den Schriften der Philosophen findet, so daß auch Nichtgelehrte seine Sachen nicht nur verstehen, sondern auch mit Vergnügen lesen können. Nur fehlt seinem Style Lebendigkeit und Kürze.

Friedrich Heinrich Jacobi,

ein jüngerer Bruder des oben erwähnten Dichters Johann Georg Jacobi's, wurde 1743 in Düsseldorf geboren. Er war die längste Zeit seines Lebens Hofkammerrath, zuletzt Gehei=

merrath in Düsseldorf, und wurde 1807 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München berufen. Hier starb er 1819, allgemein geliebt und geachtet. Er war ein Philosoph und dabei ein höchst geistreicher und geschmackvoller Schriftsteller. In seinen beiden Romanen: Woldemar, und: Allwills Briefsammlung will er mehr belehren als ergötzen; sie sind aber nicht nur schön geschrieben, sondern enthalten auch herrliche Gedanken.

Claudius

ist oben als Dichter gewürdigt worden. Seine prosaischen Arbeiten sind meist humoristischen Inhalts, bald gutmüthig-satyrisirend, bald voll tiefer, inniger Empfindung. Sein Styl ist ganz einfach und schmucklos, wie der eines gemeinen Mannes; daher auch oft absichtlich ohne Sprachrichtigkeit.

Salzmann,

einer der fruchtbarsten Schriftsteller im Fache der Erziehung, wurde 1744 in Sömmerda bei Erfurt geboren, wo sein Vater Prediger war. Auch er wollte Prediger werden, studirte darum in Jena Theologie, und wurde auch wirklich mit 24 Jahren in der Gegend von Erfurt als Landprediger angestellt. Nach vier Jahren erhielt er eine Predigerstelle in Erfurt selbst, und wurde von seiner Gemeine wegen seines anspruchslosen Wesens und seiner herzlichen und faßlichen Predigten geliebt. Aber es fehlte ihm auch nicht an Feinden, die ihn scharf tadelten und ihn für eine Art von Ungläubigen hielten, weil er, von jeher ein Freund der Vernunft, zu den damals seltenen aufgeklärten Theologen gehörte, und es für besser hielt, seine Gemeinde zu guten, christlich-handelnden Menschen zu bilden, als ihnen die mancherlei, zum Theil unbiblischen Glaubensartikel des damaligen kirchlichen Systems einzuprägen. Diese Verketzerungen seiner Feinde machten ihm sein Amt schwer. Dazu kam, daß er bei der Erziehung seiner Kinder die Bemerkung machte, daß er wohl noch mehr Beruf zum Erzieher, als zum Prediger habe. Er erzog sie nach seiner Weise d. i. natürlich und einfach, und da gerade damals der berühmte Erzieher

Basedow mit einer neuen Erziehungsmethode aufgetreten war, und auch auf naturgemäße Erziehung der Kinder drang, so entschloß er sich, sein Amt aufzugeben, und sich den Bemühungen Basedows anzuschließen. Schon früher hatte er durch einige Erziehungsbücher Aufmerksamkeit erregt, z. B. durch sein Krebsbüchlein oder Anweisung, Kinder unvernünftig zu erziehen, in welchem er sich über die bisherige Art der Erziehung lustig machte. Voll Begeisterung für sein Geschäft ging er nach Dessau zu Basedow, und wurde an der durch diesen und den edeln Fürsten von Dessau gegründeten Erziehungsanstalt Philanthropin Religionslehrer. Vorzüglich berühmt wurde er durch seinen Roman Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend. Indessen gefiel ihm das Wesen Basedow's, der ein heftiger und oft unbesonnener Mann war, nicht, und er verließ daher nach drei Jahren Dessau, kaufte das Gut Schnepfenthal bei Waltershausen im Gothaischen, und legte, 40 Jahre alt, in dieser schönen, gesunden Gegend des Thüringerwaldes eine eigene Erziehungsanstalt für Söhne wohlhabender Eltern an. Zwar mußte er ganz neue Schulgebäude aufführen und alles neu einrichten, und er selbst hatte nur wenig Vermögen; aber Gott, dessen Segen nie fehlt, wo der Mensch mit Verstand etwas Nützliches und Edles unternimmt, half auch hier, und bald fanden sich mehrere tüchtige Männer, die ihn als Lehrer unterstützten. Auch wurde sein Name als Erzieher immer berühmter; man gewann immer mehr Vertrauen zu ihm, und es wurden ihm Kinder selbst aus fremden Ländern zugeschickt, die er nicht sowohl zu Gelehrten, als zu braven und verständigen Menschen zu bilden suchte. Seine Schriften fanden allgemeinen Beifall. Wer sollte sein moralisches Elementarbuch und seinen Heinrich Gottschalk nicht kennen, und diesen Büchern nicht manche gute Anregung verdanken? In seiner Anstalt herrschte der Geist einer vernünftigen, ungeheuchelten Frömmigkeit, der Liebe und des Vertrauens, und Salzmann, die Lehrer und Zöglinge machten Eine Familie aus. Auch war er der Erste, der geregelte Leibesübungen einführte, und es war ein erfreulicher Anblick, wenn die Kinder und Jünglinge, alle in Scharlach-Jacken gekleidet, auf

den Spielplätzen im Gefühl jugendlicher Freude umhersprangen. In der letzteren Zeit wurde die Anstalt nicht mehr so stark besucht, woran theils wohl die Verarmung vieler Eltern, theils die Macht der Mode schuld war. Nachdem seine brave Frau ihm ein Jahr vorangegangen war, starb der ehrwürdige Mann 1811, 67 Jahre alt, von Tausenden, denen er Vater, Führer und Freund war, gesegnet. Sein Sohn setzte die Anstalt, die noch besteht, fort. Erst nach seinem Tode fühlte man recht, wie viel man an ihm verloren hatte. Wie groß auch die Zahl der nach ihm erschienenen Jugendschriften sind, so sind doch die seinigen dadurch nicht verdunkelt, und werden noch heute mit Nutzen und Vergnügen gelesen.

Wir lassen ihm noch zwei berühmte Erzieher folgen: Campe und Pestalozzi.

Campe

wurde 1746 in Deensen im Herzogthum Braunschweig geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und studirte in Helmstädt und Halle Theologie. Mit 27 Jahren wurde er Feldprediger in Potsdam; aber das geistliche Amt sprach ihn nicht so an, als das Erziehungswesen. Denn er hatte von Natur ein weiches, fühlendes Herz, und hoffte, als Erzieher manche Quellen des menschlichen Elends verstopfen zu können. Er gab daher nach vier Jahren sein geistliches Amt auf, und nahm mit dem Titel eines dessauischen Educationsrathes eine Lehrerstelle am Philanthropin in Dessau unter Basedow an, und als dieser die Oberleitung aufgab, trat Campe an seine Stelle. Aber bald darauf ging die Anstalt ganz ein, und nun errichtete er in Hamburg eine Privaterziehungsanstalt, die auch stark besucht wurde, da sein Name bereits durch seine Schriften berühmt geworden war. Aber eben sein Fleiß schwächte bald Körper und Geist so, daß er eine dauernde Erholung bedurfte. Er übergab daher die Anstalt einem Andern, dem Professor Trapp, und bezog eine Wohnung im Dorfe Trittow unweit Hamburg. Nachdem er sich hier gestärkt hatte, ging er nach 4 Jahren, 41 Jahre alt, mit dem Titel eines braunschweigischen Schulraths nach Braunschweig, und über-

nahm eine Buchhandlung, die sich unter ihm bald sehr hob, und die er späterhin seinem Schwiegersohne Vieweg übergab, der sie noch besitzt. Seine letzten Jahre brachte er ohne alle Geschäfte im Schooße seiner Familie und in seinem Garten zu. Zuletzt verfiel er, der sonst so rüstige Mann, in große Geistesschwäche, und starb 1818.

Wenige Menschen haben durch ihre Schriften einen so berühmten Namen sich erworben, als Campe. Bei allen hatte er die Absicht, die Jugend zu belehren und zu veredeln, und wenn auch sein Styl manchmal ins Tändelnde verfiel, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß er die jugendlichen Gemüther sehr anzuziehen verstand, und daß seine Bücher großen Nutzen gestiftet haben. Wer sollte als Kind nicht seinen Robinson den jüngeren, seine Entdeckung von Amerika, seine Kinderbibliothek, seine Reisen, seinen väterlichen Rath an seine Tochter u. s. w. gelesen haben? Wenige unter den Neueren wußten den Ton, zu Kindern zu sprechen, so zu treffen wie er und Salzmann. Auch um die deutsche Sprache hat er sich verdient gemacht. Er war einer der Ersten, der darauf drang, die deutsche Sprache von den vielen fremden Wörtern zu reinigen, und hätte dabei gewiß noch mehr Erfolg gehabt, wenn er nicht durch manche sonderbare neue Wörter Lachen erregt hätte, z. B. Stelldichein statt Rendezvous. Er hat auch ein großes deutsches Wörterbuch hinterlassen.

Campe war ein schöner, langgewachsener Mann, voll Würde in Gang und Haltung, nicht ohne das Ansehen von Stolz, der ihm auch nicht ganz fremd war, worin er ganz als das Gegentheil vom bescheidenen Salzmann erschien. Auch fehlte ihm der ruhige, feste Sinn dieses edeln Mannes.

Pestalozzi

war weniger ein ausgezeichneter Prosaiker, als vielmehr ein berühmter und sehr verdienter Volkslehrer und Erzieher. Er wurde 1746 in Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Er entschloß sich anfangs, Geistlicher zu werden, und studirte in seiner Vaterstadt Theologie; dann gab er den Plan auf,

und wählte das Rechtsstudium. Während dessen wurde er gefährlich krank, und so wie schon oft schwere Krankheiten dem Lebensplane eine ganz andre Richtung gegeben haben, so auch hier. Er beschloß, sein Leben nicht mehr dem Studium menschlicher Wissenschaften zu weihen, sondern zur einfachen Lebensart eines Landwirths überzugehen. Er lernte die Landwirthschaft in der Gegend von Bern, und kaufte dann ein kleines Gut. Hier sah er, wie verwahrlost die Kinder der Landleute blieben, wie wenig gethan wurde, ihre Geisteskräfte zu wecken, und wie viele dem Laster und dem Unglück durch Mangel an Unterricht zugeführt würden. Dies bewog den menschenfreundlichen Mann zu dem Entschlusse, seine Zeit, sein kleines Vermögen und seine Kräfte auf die Veredlung der armen Kinder zu wenden. Er nahm Bettelkinder in sein Haus, und sah bald, daß nicht viel dadurch gewonnen wäre, wenn er nach dem damaligen Gebrauch die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete, sondern daß man in ihnen, denen die ersten Begriffe fehlen, den Verstand, das Nachdenken wecken müßte. Er fing also damit an, sie auf ihre Umgebungen aufmerksam zu machen, und ging nicht eher zu einem neuen Gegenstande über, bis sie den ersten ganz begriffen hatten. So bildete er sich eine neue Methode des Unterrichts, nach welcher die Kinder zwar nicht viel Sachen ins Gedächtniß bekamen, aber dafür ihren Verstand gebrauchen lernten, und von dem, was sie einmal begriffen hatten, genaue Rechenschaft geben konnten. Diese seine Unterrichtsmethode entwickelte er in mehreren Schriften, z. B. in dem Volksroman Lienhard und Gertrud, in dem Buche: wie Gertrud ihre Kinder lehrt; im Buche der Mütter u. a. Bald machte seine Methode Aufsehen, und sein Name wurde auch außerhalb der Schweiz bekannt. Indessen war er durch seine edlen Bemühungen in seinen Vermögensumständen zurückgekommen; er mußte sein Gütchen verkaufen; und erlangte endlich, daß ihn die Regierung bei Anlegung eines Erziehungshauses für Bettelkinder in Stanz in Unterwalden unterstützte. Aber die Anstalt hatte kein Gedeihen, und löste sich auf, ehe ein Jahr verging. Darauf ging er wieder ins Bernsche, nach Burgdorf,

und legte hier eine neue Anstalt an, die besseren Fortgang hatte. Er verlegte sie nachmals nach München-Buchsee, und zuletzt nach Yverdün am Neufchateller-See, wo ihm das geräumige Schloß dazu eingeräumt wurde. Er hatte die Ehre, daß aus nahen und fernen Ländern Leute kamen, seine Methode kennen zu lernen, und daß selbst Fürsten junge Männer zu ihm sandten, die sich mit seiner Methode bekannt machen sollten. Der Reiz der Neuheit blendete; überall war von ihm die Rede, und in mehreren Ländern wurde seine Methode in den Schulen eingeführt. Aber bald sah man ein, daß sie nur für Elementarschulen brauchbar, und auch selbst in diesen nur theilweise anwendbar sey, und so kam es denn, daß er den Schmerz erlebte, daß die Begeisterung für ihn nachließ. Dazu kam, daß in seiner eigenen Anstalt zwischen ihm und seinen Lehrern Streitigkeiten entstanden. Endlich starb der alte, ehrwürdige Mann 1826 in Yverdün, 81 Jahre alt.

Er war von einfachen Sitten, höchst anspruchslos, herzlich, dienstfertig und bieder, und überhaupt vom edelsten Herzen; aber es fehlte ihm die nöthige Geistesstärke, um durchzugreifen, wo er Widerstand fand. Hat er auch hier mancherlei Kränkungen, selbst von denen, welchen er Wohlthaten erwiesen hatte, erfahren, so wird doch sein Name immer unter den Wohlthätern des Menschengeschlechts genannt werden, und jenseits wird ihm der verdiente Lohn nicht fehlen.

B. Von Göthe und Schiller bis auf die neuste Zeit.

1. Literatur der Poesie.

Johann Wolfgang von Göthe

wurde 1749 in Frankfurt am Main geboren. Sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, ein Mann von Geschmack und

Vermögen, wünschte diesem seinen einzigen Sohne eine vorzügliche Erziehung zu geben. Die trefflichsten Anlagen des Knaben unterstützten ihn dabei. Vorzüglich hatte dieser schon früh eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit auf Alles, was ihn umgab. Die reiche Gemäldesammlung seines Vaters weckte schon früh seinen Kunstsinn, und die Alterthümlichkeit der Stadt und ihrer öffentlichen Gebäude vermehrten denselben und lenkte ihn auf das Alterthümliche hin. Ueberhaupt zeigte er einen besondern Hang zu Allem, was die Einbildungskraft beschäftigte. Er ersann sich selbst Mährchen, führte mit Puppen kleine Theaterstücke auf, und was er von Sprachen und Wissenschaften lernte, wandte er dazu an, den Spielen seiner Einbildungskraft einen weiteren Kreis zu geben. Mit 16 Jahren ging er auf die Universität Leipzig. Er sollte hier die Rechte studiren, beschäftigte sich aber mehr mit der Literatur und Poesie. Klopstock und Wieland führten ihn in das Reich der Dichtungen, und Winkelmann und Lessing zeigten ihm das Alterthum von einer neuen Seite, und als er Dresden und die dortige Bildergallerie besuchte, ging ihm ein neuer Himmel auf. Schon in Leipzig versuchte er sich in der dramatischen Poesie; er schrieb: die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen. Er kehrte nun ins väterliche Haus zurück; aber nach einem Jahre schickte ihn der Vater nach Straßburg, um dort das Studium der Rechte fortzusetzen. Hier lernte er Herder kennen, der sich seines Augenübels wegen hier einige Zeit verweilen mußte, und dessen Umgang auf Göthe's Ansichten großen Einfluß hatten. Zum Doctor der Rechte promovirt kehrte er nach Frankfurt zurück, und lebte hier abwechselnd in seinem Arbeitszimmer und in einem geistreichen geselligen Kreise. Er schrieb jetzt seinen Götz von Berlichingen, in welchem er das altdeutsche kräftige Ritterthum in seinem Uebergange zu den conventionellen Formen des neueren gesellschaftlichen Lebens darstellt. Dies Schauspiel machte seinen Namen zuerst berühmt, noch mehr aber die Leiden des jungen Werthers. Dieser Werther war kein Andrer als der junge Jerusalem, den Göthe in Wetzlar, wo beide als Referendarien arbeiteten, kennen lernte, ein junger Mann von den schönsten Anlagen und voll

überspannten Gefühls. Er (Jerusalem) hatte die Frau eines gewissen Kestner kennen gelernt, und da er sie, die er mit der ihm eigenen Ueberspannung liebte, nie besitzen konnte, so hatte er durch einen Pistolenschuß sein Leben geendigt. Dieser Vorfall machte auf Göthe einen tiefen Eindruck; er erzählte die Geschichte seines Freundes, dem er den Namen Werther gab, dem Publikum in einer Reihe von Briefen, die bei der Lesewelt einen um so größeren Beifall fanden, da gerade damals die empfindsamen Romane in der Mode waren. Seit dieser Zeit war Göthe der Liebling des Publikums. Das Buch hatte die Aufmerksamkeit des damaligen Erbprinzen von Weimar auf ihn gelenkt, und bald nach dessen Regierungsantritt wurde Göthe als Legationsrath nach Weimar berufen. Von nun an stieg er schnell empor. Er wurde schon drei Jahre darauf weimarischer Geheimerrath, und begleitete als solcher den jungen Herzog auf seiner Reise nach der Schweiz. Dann ward er Kammerpräsident und geadelt, zuletzt wurde er Minister. Von seinen vielen Arbeiten nur einige der vorzüglicheren: seine neue Bearbeitung des Reineke Fuchs, die Trauerspiele Clavigo und Egmont, die Schauspiele Iphigenia auf Tauris und Tasso, sein dramatisches Gedicht Faust, das idyllische Epos Herrmann und Dorothea, die Romane: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wilhelm Meisters Wanderjahre und die Wahlverwandtschaften. Außerdem hat Göthe viele Lieder, Elegien, Romanzen und Balladen, und Epigramme gedichtet. Wenn auch bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht alle Sachen von gleichem, nicht einmal von vorzüglichem Werthe seyn können, so hat er doch nicht nur Vorzügliches geleistet, sondern besonders einen großen Einfluß auf die ganze neuere Literatur ausgeübt. Viele haben ihm nachgeahmt, Viele sind durch seinen Geist aufgeregt worden, und vielleicht ist nach ihm kein Dichter aufgetreten, der ihm nicht einen Theil seiner Bildung zu verdanken hätte. Seine eigene Jugendgeschichte und den Gang seiner Bildung hat Göthe in dem Werke: „Aus meinem Leben; Wahrheit und Dichtung" erzählt. Er starb, im 83sten Jahre, 1832 in Weimar.

Hölty,

geboren 1748 in Mariensee im Hannöverschen, wo sein Vater Prediger war. Schon als Kind zeigte er große Lust zum Lernen, und da er dabei ein sehr sanftes und schönes Kind war, so war er der allgemeine Liebling. Im 9ten Jahre verlor er seine Mutter, und bekam zugleich die Blattern so bösartig, daß er seine Schönheit verlor, und zwei Jahre lang seine Augen kaum gebrauchen konnte. Sobald diese aber wieder gesund waren, lag er so eifrig über den Büchern, daß er sich kaum Zeit zum Essen nahm, und oft bis in die Nacht am Studirtisch saß. Zugleich war er bescheiden, sanft, heiter und gefällig. Früh schon zeigte er Hang zum Schauerlichen und zur Einsamkeit. Am liebsten war er in dunkeln Gehölzen, mit Büchern in der Tasche, und die Schönheiten der Natur betrachtend; auch auf dem Kirchhofe sah man ihn oft des Abends einsam zwischen den Gräbern umhergehen. Mit 21 Jahren bezog er die Universität Göttingen, und studirte mit großem Fleiße Theologie. Hier wurde er mit Bürger und Miller, und durch diese auch mit den Stolbergen, Boie, Voß u. a. bekannt, und trat in den oft erwähnten Dichterverein, den Hainbund. Bald nach seinen Universitätsjahren bekam er einen Brusthusten, und starb in Hannover, 1776, noch nicht 28 Jahre alt.

Hölty war ein sehr edeldenkender Jüngling, einfach in seiner Lebensweise, anspruchslos, übertrieben gefällig, und sehr gutmüthig. Seine große, gebückte Gestalt, seine Unbehülflichkeit, sein träger Gang, seine Todtenblässe und seine Schweigsamkeit gaben ihm das Ansehen der Einfalt, da er doch mehr wußte, als die Meisten seines Alters. Er äußerte seine Empfindungen selten, am meisten, wenn von guten Handlungen und Menschen die Rede war. Hörte er von einer bösen That, so stand er anfangs zweifelnd da, und ward sie bestätigt, so gerieth er in heftige Bewegung. Als Dichter nimmt er einen vorzüglichen Platz ein. Er hat Oden, Lieder, Idyllen, Elegien und Balladen gedichtet. Am vorzüglichsten geriethen ihm Schilderungen des Landlebens.

Johann Martin Miller

wurde 1750 in Ulm geboren, wo sein Vater Prediger und Professor war. Er kam auf die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, als gerade auch Voß, Hölty, die Stolberge, Bürger, Boie und Leisewitz dort waren, und es ist schon gesagt, daß er zu dem Hainbunde gehörte. Nach seiner Universitätszeit lebte er in Ulm, wo er abwechselnd Prediger und Professor war. Er starb 1814 als Kirchenrath in Ulm.

Miller war ein höchst liebenswürdiger, sanfter und frommer Mann. Seine Berühmtheit verdankt er vorzüglich dem zu seiner Zeit vielgelesenen Roman Siegwart, eine Klostergeschichte. Der Eindruck, den dies Buch machte, ging besonders aus dem damaligen Geschmacke für rührende, empfindsame Romane hervor. Man wollte durchaus zu Thränen gerührt werden, und das erfüllte dieses Buch. Er fand darin eine Menge, meist schlechter Nachahmer. Trotz der großen Ueberspanntheit des Gefühls und der oft weinerlichen Sprache enthält das Buch doch viele Schönheiten. Auch Lieder und Elegien hat er gedichtet. Sie zeichnen sich durch Natürlichkeit, Herzlichkeit, edle, fromme Gesinnung und leichte Versification aus.

Christian Graf zu Stolberg,

geboren 1748 in Hamburg. Sein Vater war dänischer Kammerherr und Geheimerrath. Er wurde mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Leopold zu Hause unterrichtet; dann bezogen beide die Universität Göttingen, und traten in den Dichterverein des Hainbundes, wodurch sie mit Bürger, Voß, Boie, Miller, Leisewitz und Hölty freundschaftlich verbunden wurden. Nach seiner Universitätszeit wurde Christian dänischer Kammerjunker und Amtmann in Holstein. Er legte im 52sten Jahre sein Amt nieder, und zog sich als dänischer Kammerherr auf sein Gut Windebye in Holstein zurück. Hier starb er 1821.

Er steht als Dichter seinem Bruder nach, hat auch weniger gedichtet. Seine Einbildungskraft ist schwächer; dagegen fehlt es ihm nicht an zarter Empfindung und seinen Versen

an Wohllaut. Sein Ton ist milder; er zeigt mehr Talent für die Elegie und ländliche Schilderung, als für die Ode.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg

wurde im Flecken Bramstedt in Holstein 1750 geboren. Nachdem er Göttingen verlassen hatte, wurde auch er dänischer Kammerjunker und Gesandter des Fürstbischofs von Lübeck in Kopenhagen. Er verband sich hier mit Agnes von Witzleben, die aber schon nach 6 Jahren starb. Nachdem er als dänischer Gesandter nach Berlin gegangen war, verheirathete er sich zum zweiten Male, und zwar mit der Gräfin Sophie von Redern, mit der er eine Reise nach der Schweiz und Italien unternahm, deren Beschreibung er nachher herausgab. In Berlin war er nur kurze Zeit; dagegen lebte er 9 Jahre in Eutin als fürstbischöflicher Regierungspräsident. Er legte 1800 mit seinem Bruder zugleich seine Geschäfte nieder, zog nach Münster, und trat nun öffentlich mit seiner ganzen Familie zur katholischen Kirche über. Schon in Göttingen hatte er Neigung zur Mystik gezeigt, und dies hatte mit den Jahren so zugenommen, daß er schon auf seiner Reise nach Italien in Rom heimlich katholisch geworden seyn soll. Sein Uebertritt erregte großes Aufsehen und fast allgemeine Mißbilligung. Am heftigsten erklärte sich dagegen erst 19 Jahre später sein ehemaliger Freund Voß. Bald nach diesem Verdrusse starb Stolberg 1819 in Sondermühlen bei Osnabrück.

Er hat Oden, Lieder, Elegien und Romanzen, Schilderungen und Dramen gedichtet. Ueberall stehen ihm Bilderreichthum und eine kräftige Sprache zu Gebote. Im hohen Fluge seiner Begeisterung näherte er sich Klopstock.

Johann Heinrich Voß

wurde 1751 in Sommersdorf in Meklenburg geboren, wo sein Vater damals eine Pachtung hatte. Die Vermögensumstände des Vaters, der nach einander Brauer und endlich Schulmeister wurde, verschlimmerten sich so, daß er für den höheren Unterricht des talentvollen Sohnes wenig thun konnte.

Voß half sich als Knabe und Jüngling spärlich durch, und fühlte sich glücklich, daß er in dem Städtchen Neubrandenburg, wo er die Schule besuchte, einige Freitische bei Bürgerfamilien erhalten konnte. Aber zum Besuch einer Universität war keine Aussicht. Er entschloß sich daher, Hauslehrer zu werden, um sich dazu etwas zu sammeln. So lebte er 2½ Jahre bei einem meklenburgischen Gutsbesitzer als Hauslehrer. Indessen hatte er, vorzüglich durch Klopstocks und Geßners Gedichte begeistert, selbst Versuche im Dichten gemacht. Einiges davon schickte er an Boie, der damals in Göttingen einen Musenalmanach herausgab, und schilderte ihm seine Lage. Boie antwortete ihm sehr freundlich, redete ihm zu, nach Göttingen zu kommen, und versprach ihm Unterstützung durch Freitische. Voß kam, und wurde nun eins der thätigsten Mitglieder des oft erwähnten Hainbundes. Nach seinen Universitätsjahren zog er nach Wandsbeck bei Hamburg, wo er mit Claudius befreundet wurde, und erhielt sich durch seine Gedichte, die schon damals großen Beifall fanden. Er verheirathete sich auch hier mit Ernestine Boie, der Schwester seines Freundes, mit der er, bis ins hohe Alter, wo er ihr voranging, eine sehr glückliche Ehe geführt hat. Vier Jahre lang lebte er als Rector in Otterndorf im Ländchen Hadeln, fast ganz abgeschieden von der übrigen Welt. Hier verfertigte er die meisterhafte Uebersetzung der Odyssee, die seinen Ruhm begründete. Noch mehr wuchs dieser, während er in Eutin 20 Jahre lang die Rektorstelle bekleidete. Hier dichtete er seine lyrischen Gedichte, sein idyllisches Epos Luise, seine Idyllen, und übersetzte die Ilias. Nachdem er seiner Kränklichkeit wegen sein Amt aufgegeben hatte, zog er nach Jena. Doch war er hier nur 3 Jahre, als ihn der Großherzog von Baden mit dem Hofrathstitel und einem ansehnlichen Gehalt nach Heidelberg berief. Hier verfaßte er nebst andern Arbeiten auch eine Uebersetzung des Shakspeare, an der auch seine beiden Söhne Theil nahmen. Zuletzt hatte er noch den Schmerz, daß ihm sein trefflicher ältester Sohn voranging. Auch sein Angriff auf Stolberg, den er lieber hätte unterlassen mögen, zog ihm manchen Verdruß zu. Er starb 1826 in Heidelberg, 75 Jahre alt.

Voß hatte sich durch die Griechen gebildet. Als Dichter hat er große Verdienste. Keiner vor ihm hatte den altgriechischen und römischen Hexameter so glücklich nachgebildet. Durch seine Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter, namentlich des Homer, Virgil und Ovid, hat er zugleich die deutsche Sprache mit neuen Wörtern, Wortformen und Wendungen bereichert. Vorzüglich groß war seine Kunst, ländliche Scenen und Sitten auszumalen.

Leisewitz

wurde 1752 in Hannover geboren. Daß er in Göttingen (die Rechte) studirte, und zu dem Dichtervereine des Hainbundes gehörte, ist schon öfters gesagt worden. Nach der Zeit wandte er sich nach Braunschweig, bekleidete hier mehrere Aemter, und wurde zuletzt Geheimerrath und Präsident. Als solcher starb er 1806, von seinem Herzoge und dem ganzen Lande hochgeehrt. Er war ein sehr einsichtsvoller, thätiger und redlicher Geschäftsmann, dabei höchst bescheiden. Außer einigen kleinen Gedichten haben wir von ihm nur das Trauerspiel Julius von Tarent, das großes Aufsehen erregte und allgemeinen Beifall fand. Eschenburg wandte auf ihn folgende Fabel an: „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur Ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur Eines, aber einen Löwen."

v. Halem

wurde 1752 in Oldenburg geboren, und starb 1819 als oldenburgscher Regierungsdirector in Eutin. Man hat von ihm Lieder und Sinngedichte, auch ein religiöses Epos: Jesus, der Stifter des Gottesreichs, das viele Schönheiten enthält.

v. Klinger

wurde 1753 in Frankfurt am Main geboren. Aus seiner Jugendgeschichte wissen wir nur, daß er mit mancherlei widrigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, und daß sich aus diesem Kampfe sein fester, kräftiger, entschiedener Charakter entwickelte. Er hatte schon früh Shakespeare's Werke kennen gelernt, und

ihn sich zum Muster genommen, ähnliche Werke für die Deutschen zu schreiben. Mit 25 Jahren trat er zuerst mit seinem Trauerspiel: die Zwillinge auf. Ohne bestimmtes Amt war er eine Zeit lang Theaterdichter in Frankfurt; dann privatisirte er in Weimar. Da er noch immer keine Aussichten vor sich sah, ging er nach Rußland, um hier sein Glück zu versuchen. Es gelang ihm. Da er ein großer, schöner, stattlicher Mann war, so wurde er als Offizier angestellt, und rückte nach und nach bis zum General und zum Director der Kadettenanstalt hinauf. In seinem hohen Alter legte er, obgleich noch immer ein hoher, kräftiger Greis, seine Aemter nieder, und starb 1831 in Petersburg, 78 Jahre alt.

Außer mehreren Trauerspielen hat er eine Reihe philosophischer Romane geschrieben, in denen er seine Gedanken über die Nichtigkeit aller menschlichen Verhältnisse und über die eigentliche Bestimmung des Menschen ausspricht. Seine Schriften sind reich an erhabenen Gedanken, in einer schönen, kräftigen Sprache vorgetragen.

August Gottlieb Meißner,

geboren 1753 in Bautzen, der Sohn eines Regimentsquartiermeisters. Nach vollendetem Universitätsstudium wurde er Geheimer-Archivs-Registrator in Dresden, dann Professor in Prag, und zuletzt war er Consistorialrath und Director der Lehranstalten in Fulda, wo er 1807, 54 Jahre alt, starb.

Er galt für einen der besten Erzähler. Er hat mehrere Lustspiele und Operetten geschrieben; aber seinen Ruhm verdankt er vorzüglich seinen Skizzen. So nannte er eine Sammlung verschiedener Erzählungen und Fabeln, die er so angenehm vortrug, daß er lange ein Lieblingsschriftsteller war. Auch schrieb er die Geschichte des Atheners Alcibiades, des Römers Julius Cäsar, und die des Mas Aniello, eines Fischers, der 1646 einen großen Aufruhr in Neapel erregte. Als Prosaiker ist er ausgezeichneter denn als Dichter.

Bürde

wurde 1753 in Breslau, wo sein Vater Kirchenbedienter war, geboren. Trotz der Armuth seines Vaters studirte er in Halle die Rechte, und wurde dabei von einem reichen Kaufmannssohne seiner Vaterstadt, der schon auf der Schule sein Freund gewesen war, und den er nach Halle begleitete, unterstützt. Nach seiner Rückkehr wurde er Lehrer an einer, von den Freimaurerlogen für 12 arme Knaben errichteten Lehranstalt. Indessen hatte ihn der Graf von Haugwitz, nachher preußischer Staatsminister, damals schlesischer Gutsbesitzer, kennen gelernt, und bot ihm die Stelle eines Privatsecretairs in seinem Hause an. Bürde willigte ein, und begleitete auch den Grafen auf dessen Reise nach der Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er als Kammersecretair in Breslau angestellt. Als die preußischen Kammern den Namen Regierungen erhielten, bekam er den Titel eines Regierungssecretairs. In seinem Alter gab ihm der König den Hofrathstitel. Er starb, allgemein geachtet, obgleich als Dichter beinahe vergessen, 1831 in Breslau, 78 Jahre alt.

Bürde war ein hochgewachsener Mann mit einer sehr markirten, aber edeln Physiognomie; erst im Alter ging er gebückt. Er war höchst anspruchslos, menschenfreundlich und von aufrichtiger Frömmigkeit, und lebte still und zurückgezogen. Schon auf der Schule hatte die Lectüre von Haller, Hagedorn, Uz, Zachariä und besonders Wieland ihn bewogen, kleine Gedichte zu machen. Nach seiner Rückkehr von Halle wagte er, einige seiner Verse Wieland zuzuschicken, der sie in dem Merkur aufnahm, und ihn zu mehr Versuchen aufmunterte. Seine meisten Gedichte sind geistliche und weltliche Lieder und Erzählungen. Seine Gedanken sind edel, seine Gefühle neigen sich zu sanfter Melancholie, seine Ausdrücke sind gewählt, und seine Versification ist leicht.

Tiedge

wurde 1752 in Gardelegen in der Altmark geboren, wo sein Vater Rektor war. Ob er gleich die Rechte studirt hatte, so

suchte er doch kein öffentliches Amt, sondern wurde Hofmeister in Elrich, wo er mit Göckingk, und bald auch mit Elise von der Recke in nähere Bekanntschaft kam. Er hat immer ohne Amt gelebt, und sich in mehreren Oertern abwechselnd aufgehalten, namentlich in Halberstadt, wo er sich an Gleim und Klamer Schmidt anschloß, in Magdeburg, wo er mit Köpken und Matthisson umging, in Halle, wo Niemeyer und Lafontaine (gest. 1831 als Canonicus in Halle) seine Freunde waren, und anderwärts. Er begleitete die geistreiche Elise von der Recke nach Italien, und war seitdem fast immer in ihrer Gesellschaft, und als sie sich 1819 in Dresden niederließ, folgte er ihr dahin, und wohnte dort bis zu ihrem 1833 erfolgten Tode mit ihr in Einem Hause. Er hat den Titel eines Hofraths.

Tiedge ist ein höchst liebenswürdiger Mann durch seine geistreiche Unterhaltung und sein menschenfreundliches Herz. Sein berühmtestes Gedicht ist seine Urania, das vorzüglichste Lehrgedicht der deutschen Literatur. Außerdem sind seine Episteln und Elegien ausgezeichnet.

Caroline Rudolphi

wurde 1754 geboren. Wer ihre Eltern und welches ihr Geburtsort war, ist uns unbekannt. Sie brachte ihre Jugendjahre in Berlin zu, und wurde Erzieherin im Hause eines Baron Röpert im Meklenburgschen. Dann war sie viele Jahre lang Vorsteherin einer Erziehungsanstalt in Hamm bei Hamburg. Für ihren hohen Werth spricht nicht allein die allgemeine Achtung, in welcher sie stand, sondern auch die Freundschaft, mit welcher Klopstock sie beehrte. Dieser pflegte sie bei seinen Morgenritten einen Tag um den andern zu besuchen, und fühlte sich nirgends glücklicher, als in dem Kreise der aufblühenden Mädchen, die ihm frische Blumenkränze zu bringen nicht unterließen. Als er gestorben war, verlegte sie ihre Anstalt nach Heidelberg, wo sie dieselbe Achtung genoß. Sie starb 1811. In ihrer Jugend hatte sie unter dem Drucke unangenehmer Verhältnisse gelebt, und dies hatte sie nur noch fester zu Gott, dem Tröster jeden Leids, gezogen, und ihr die Bibel so werth gemacht, daß diese ihr auch nachmals das

liebste Buch war. Sie war in jeder Hinsicht höchst achtungswerth, und wirkte segensreich auf die ihr anvertrauten Mädchen, die sie nicht bloß für den Hausdienst oder für die Gesellschaft bildete, sondern deren Geist sie mit nützlichen Kenntnissen bereicherte, und deren Herz sie durch Religion und tugendhafte Gesinnungen veredelte. Sie war eine innige Freundin der Schönheiten der Natur. „In ihrem eigenen Garten wandelte sie unter ihren Blumen wie unter ihren Mädchen, und unter diesen befand sie sich in ihrem Zimmer wie unter ihren Blumen. Ihre Wohnung war geschmackvoll verziert; auch im Winter blühte und duftete ein Frühling. Ringsumher sah man in den Bildern und in den einfachen Geräthschaften die reinsten Formen; da saßen die Jungfrauen in ihrer stillen Beschäftigung; zuweilen flochten sie Kränze zu einem häuslichen Feste; schöner aber konnte Keines gefeiert werden, als der Weihnachtsabend, wenn sich alle mit ihren niedlichen Gaben, meist Arbeiten ihrer Hände, überraschten. Wer Zutritt in dieses Haus hatte, fand sich geehrt, und gebildete Männer und Frauen genossen dort angenehme Stunden in froher Unterhaltung und Gespräch. Oft las auch die edle Freundin diesem Kreise etwas aus alten und neuen Schriften vor. Bei den kleinen Wanderungen wurde im Freien der schöne Morgen oder Abend auf solche Art, z. B. auch durch eine Klopstockſche Frühlingsode geheiligt. In ihren freien Stunden, in denen sie sich auf ihr liebliches Zimmer zurückzog, das mitten in den Garten Gottes hinausschaute, dichtete sie selbst, schrieb gemüthliche Briefe, und da arbeitete sie auch ihr Gemälde der weiblichen Erziehung aus," durch das sie auf einen größeren Kreis ihres Geschlechts so segensreich gewirkt hat, und das jeder Mutter sehr zu empfehlen ist. „Ihre Gedichte zeichnen sich durch Richtigkeit der Sprache und Gedanken, so wie durch Schönheit und Reichthum der Gedanken, Worte und Bilder, durch eine blühende Phantasie und eine überall hervorleuchtende Gemüthlichkeit aus."

August Herrmann Niemeyer,

geboren in Halle 1754, wo sein Vater Prediger war. Als Jüngling besuchte er das von seinem Vorfahren August Herr-

man Franke gestiftete Pädagogium in Halle. Mehr noch als seinem Vater verdankte er einer alten, würdigen, sehr gebildeten und reichen Frau, der Geheimeräthin Listhenius, die ihn zu sich nahm, ihn erzog, und ihm nachher ihr Vermögen hinterließ. Er studirte in Halle Theologie, und hatte sich hier besonders des belehrenden Umgangs und der väterlichen Freundschaft seines Lehrers Nösselt*) zu erfreuen, mit dem er bis an dessen Tod in genauer Verbindung lebte. Durch seine Talente und seine Gelehrsamkeit erregte er bald Aufsehen; er wurde als Professor bei der Universität angestellt, und stieg schnell zu mehreren Ehrenstufen hinan. Zuletzt war er Kanzler der Universität, Oberconsistorialrath, und Director des Waisenhauses und Pädagogiums, und als er ein Jahr vor seinem Tode sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte, wurden ihm nicht nur Glückwünschungsschreiben aus allen Gegenden Deutschlands zugesendet, sondern Gelehrte und Staatsmänner eilten auch herbei, um es feiern zu helfen; noch nie hatte man bei ähnlicher Gelegenheit ein solches Fest gesehen, das mehrere Tage hindurch höchst feierlich begangen wurde. Er starb 1828, 74 Jahre alt, allgemein geachtet, und mit dem Bewußtseyn, für seine Vaterstadt, die Universität und die ihm anvertrauten Schulanstalten sehr segensreich gewirkt zu haben.

Niemeyer war der ausgezeichnetste Pädagoge neuerer Zeit. Als Dichter hat er sich meist in der Ode und im Liede versucht. Seine Oden sind eine Nachahmung der Klopstockschen; ausgezeichneter sind seine Lieder, die wohlklingend und voll zarter Empfindungen sind. Sein Aeußeres — er war hoch und schlank gewachsen — gab ihm bei Manchen das Ansehen des Stolzes, den er, bei allem Gefühl seiner Würde, doch nicht besaß. Er half, wo er konnte, durch Rath und That, war sein ganzes Leben hindurch für das Wohl seiner Mitmenschen angestrengt thätig, und gehörte zu den vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit.

v. Alxinger

wurde 1755 in Wien geboren. Sein Vater war Doctor der Rechte und Consistorialrath, und starb schon früh. Alxinger

*) Gest. 1807 als Doctor d Theol. und Geheimerrath in Halle, Vater des Verfassers.

studirte die Rechte, und erwarb sich durch Fleiß und Talente viele Kenntnisse, so daß er zum Doctor der Rechte, und bald darauf zum Hofagenten ernannt wurde. Da er ein wohlhabender Mann war, so verwaltete er dies letztere Amt nicht um Geldgewinn, sondern nur um denen zu helfen, welche keine Prozeßkosten bezahlen konnten. Mit 39 Jahren wurde er als Secretair am Hoftheater angestellt, und als solcher starb er 1797 in Wien.

Alxinger war nicht nur ein recht gelehrter, sondern auch sehr braver, edler Mann. Seine Freunde liebte er innig, seinem Kaiser und seinem Vaterlande war er treu ergeben, den Nothleidenden that er im Stillen Gutes, und in Gesellschaft zeigte er die heiterste Laune. Als Dichter bewundert man an ihm eine sehr reine, correcte Sprache, Lebhaftigkeit in Schilderungen, und edle Gedanken. Dagegen fehlt es seinen Heldengedichten an Abwechselung; es ist das ewige Einerlei von Schlachtenbeschreibungen, das den Leser kalt läßt. Außer vielen kleineren Gedichten: Oden, Liedern, Fabeln, Erzählungen, Sinngedichten, Episteln, dichtete er zwei größere Heldengedichte: Doolin von Mainz, und Bliomberis.

Blumauer

wurde 1755 in Steyer in Nieder-Oestreich geboren. In seinem 17ten Jahre wurde er in Wien Jesuit. Da aber dieser Orden noch in demselben Jahre aufgehoben wurde, so erwarb er eine Zeit lang durch Unterricht seinen Lebensunterhalt. Darauf wurde er bei der Büchercensur als Censor angestellt. Zuletzt wurde er Buchhändler in Wien, und starb daselbst 1798. Mastalier und Denis, Alxinger und Blumauer waren die ersten bedeutenden Dichter, die im Oestreichischen auftraten. Der letzte wurde vorzüglich viel gelesen, schon darum, weil er sich in der scherzhaften Poesie auszeichnete. Am meisten machte seine travestirte Aeneis Aufsehen. Er travestirt darin nicht bloß Virgils berühmtes Gedicht, sondern thut dabei unzählige höchst witzige Ausfälle auf die Sitten und Thorheiten unsrer Zeit; die Versification ist, wie in allen seinen Gedichten, un-

gemein fließend, nur freilich mancher Witz zu derb, und mancher Ausdruck zu wenig gewählt (S. den ersten Theil.)

Overbeck

wurde 1755 in Lübeck geboren. Er bekleidete in seiner Vaterstadt mehrere Gerichtsämter, bis er Bürgermeister wurde. Als solcher starb er in Lübeck 1821. Er hat sich als Lehr- und Liederdichter gezeigt.

Elise Freiin v. der Recke,
geborne Gräfin v. Medem,

wurde 1756 auf dem Gute ihrer Großmutter, Schönburg in Curland, geboren. Ihr Vater, Graf v. Medem, war polnischer Kammerherr, aus einer ansehnlichen und reichen Familie. Da ihre Mutter früh starb, so nahm ihre Großmutter, eine Frau v. Korf, eine strenge Frau, sie zu sich. Hier wurde sie mit Strenge, ja nicht selten mit Härte behandelt. So lag es z. B. in der Nervenstimmung des zarten Kindes, durch den Schall der Trompete, die sie gleichwohl gern hörte, so bewegt zu werden, daß sie in Thränen ausbrechen mußte. Dies wurde als eine Unart angesehen, die durch die Ruthe unterdrückt werden sollte. Diese oft wiederkehrende Züchtigung führte die Anlage zu einer krampfhaften Beschaffenheit ihrer Nerven herbei. Einen desto wohlthätigeren Einfluß hatte auf das bis zum 7ten Jahre herangewachsene Kind eine alte Wärterin, eine Leibeigene, die vorher ihrer trefflichen Mutter gedient hatte, und dem Kinde täglich die herrlichen Züge aus dem Leben ihrer verstorbenen Mutter vormalte, oft mit ihr zu ihrem Bilde hintrat, und das kindliche Herz noch mehr durch die oftmalige Wiederholung, die Herrliche sey nun als ein Engel bei Gott, umschwebe aber ihre liebe Elise, und bemerke ihr ganzes Thun und Wesen, entflammte. Dadurch erweckte sie in Elisens Herzen schon sehr früh eine religiöse Gesinnung, die durch die im großmütterlichen Hause täglich gehaltenen Morgen- und Abendandachten noch mehr erwärmt wurde, und durch die Lesung

v. Neanders*) geistlichen Liedern in eine wahre Begeisterung überging. So bildete sich schon sehr früh eine vorherrschende Neigung für ascetische Ueberspannung, in demselben Grade, wie die wissenschaftliche Bildung ihres Geistes vernachlässigt oder doch verkehrt betrieben wurde. Nach damaliger Sitte war ihre Erziehung einer Französin (!) anvertraut. Elise blieb im Französischen und andern Kenntnissen zurück, ohne daß man darauf fiel, in der Methode die Schuld zu suchen; ja man glaubte zuletzt, daß es ihrem Geiste an Fähigkeiten mangele. Desto mehr Sorgfalt wandte man auf die Erhaltung ihrer körperlichen Schönheit; nur in einem wohlverschlossenen Wagen und obendrein in einen Schleier gehüllt, durfte sie von einem Gute der Großmutter zum andern fahren. Mit 11 Jahren kehrte sie zum Vater zurück, wo die neue Stiefmutter, die der Vater eben geheirathet hatte, sie freundlich aufnahm.

*) Neander war 32 Jahre älter als Freiin v. der Recke, in Curland geboren, wo sein Vater ein Landgut besaß. Der frühe Verlust seines Vaters, den er im 8ten Jahre verlor, und der Schmerz seiner Mutter darüber machte einen tiefen Eindruck auf sein zartes Gemüth. Oft sah er tief erschüttert, wie die Mutter, von ihrem Schmerz überwältigt, sich im einsamen Zimmer auf die Knie niederwarf, und in Thränen zu Gott betete. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes wurde dadurch so lebhaft bei ihm, daß er ihn nie wieder verlor, und das Bild seiner betenden Mutter ihm immer vor Augen stand. Er entschloß sich zur Theologie, und nachdem er eine Landpredigerstelle erhalten hatte, war er seiner Gemeinde Lehrer, Freund und Rathgeber. Das Beispiel Klopstocks, Cramers und Gellerts bewog ihn, auch geistliche Gesänge zu dichten, die zu den besten unsrer Gesangbücher gehören. Ungeachtet er zum Probst und Superintendenten von ganz Curland ernannt wurde, so konnte ihn doch nichts bewegen, seine geliebte Gemeinde zu verlassen. Er hatte drei hoffnungsvolle Söhne, die in Jena studirten. Sein liebster Sohn wurde im Duell von einem bekannten Raufer erstochen. „Gottlob!" rief Neander bei der Nachricht aus, „daß nicht mein Sohn der Mörder ist, und daß er keinen Anlaß zum Zweikampf gab! Gott bekehre seinen Mörder, und lasse diesen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen besseren Menschen werden!" Er starb im 78sten Jahre 1802. Noch Jahre nach seinem Tode knieten Landleute, wenn sie aus der Kirche kamen, andächtig auf seinem Grabe nieder, und gelobten, so heilig zu leben, daß er sich droben noch ihrer freuen könnte.

Diese ungewohnte gütige Behandlung brachte sie zu Thränen der Freude, und überhaupt fing nun ein neues Leben für sie an. Die Freundlichkeit der Stiefmutter, die ihr durch Vorlesen und Unterhaltung neue Kenntnisse beizubringen suchte, und der ungestörte Genuß der freien Natur wirkte sehr wohlthätig auf Geist und Herz der Kleinen, und auch später erinnerte sie sich mit freudiger Rührung dieser glücklichen Zeit ihrer sonst harten Jugend. Während ihr Geist sich herrlich entfaltete, bildete sich auch ihr Körper zu blühender Schönheit aus, so daß, als sie als erwachsene Jungfrau in die Welt trat, alles ihrem Geiste und ihrer Schönheit huldigte. Wäre sie ein gewöhnliches Mädchen gewesen, so würde sie dadurch vereitelt worden seyn; aber theils ihr ernster Sinn, theils das ihr vorschwebende schöne Bild ihrer verewigten Mutter bewahrten sie vor thörichter Einbildung. Als sie 16 Jahre alt war, fanden sich mehrere Bewerber ein. Die Stiefmutter gab darunter den Vorzug einem Verwandten, einem Freiherrn v. der Recke, der ein eifriger Landwirth und ein reicher Mann war. Elise fügte sich in die Wünsche der Stiefmutter, ob ihr gleich der Mann zuwider war; denn er war ohne höhere Bildung, rauh, despotisch, und mehr für die Vergnügungen der Jagd, als für den Umgang mit den Wissenschaften empfänglich. Dennoch wurde die erst sechzehnjährige Elise seine Gattin. Zitternd gab sie vor dem Altare ihr Jawort; dann eilte sie zu dem Bilde ihrer verewigten Mutter, kniete nieder, und gelobte dem mütterlichen Geiste, bei allen Prüfungen ihres Lebens sich unbefleckt und würdig zu erhalten. Mit Wehmuth folgte sie ihrem Manne auf sein Gut.

Hier zeigte sich bald, wie wenig beide Menschen zu einander paßten. Er schränkte sie nicht nur mit kleinlichem Geize in allen ihren Ausgaben ein, sondern behandelte sie auch mürrisch und hart. Zwar suchte sie Trost in der Beschäftigung mit den Werken Gellerts, Cronegks, Neanders und Wielands, und besonders in den damals eben erschienenen Nachtgedanken Youngs (s. oben bei Ebert); vorzüglich goß das schöne Lied Paul Flemmings: In allen meinen Thaten u. s. w. tröstenden Balsam in ihr Herz. Aber ihr Gatte sah die Beschäftigung

mit Büchern ungern, und klagte endlich über sie bei ihrer Stiefmutter, die, auch keine Freundin von Büchern, sie heftig schalt. Von allen Seiten verfolgt, erlag ihre Gesundheit; denn selbst die Geburt einer Tochter im dritten Jahre ihrer Ehe machte ihn nicht milder. Fünf Jahre duldete sie still jede Mißhandlung; dann schrieb sie an ihren Gatten, und machte ihm sanfte Vorwürfe. Statt der Antwort erhielt sie den Befehl, sein Gut zu verlassen.

Sie begab sich nach Mitau mit ihrer Tochter, und miethete sich hier eine Wohnung. Der Umgang mit ihrem jüngeren Bruder war ihr bei den bitteren Vorwürfen der Großmutter und Stiefmutter ein süßer Trost. Aber bald wurde sie von harten Seelenleiden betroffen. Ihr einziges Kind starb, 3 Jahre alt, an der Lungenentzündung, ihr Bruder mußte sich, indem er auf die Universität nach Straßburg ging, von ihr trennen, und starb dort. Jetzt glaubte sie sich ganz verlassen; sie besuchte fast täglich, oft in der Nacht, die Gräber des Begräbnißplatzes, und hoffte immer die Erscheinung irgend eines befreundeten seeligen Geistes. Erst nach einem Jahre wurde sie durch die Vermählung ihrer sehr geliebten jüngeren Stiefschwester mit dem Herzoge v. Curland einigermaßen wieder erheitert. Doch blieb lange bei ihr der Glauben an die Erscheinung abgeschiedener Geister, und sie trat deshalb mit Jung-Stilling (s. den ersten Theil) und Lavater in Briefwechsel, bis die Unterhaltungen mit dem würdigen Probst Neander und die Lesung von Lessings Nathan dem Weisen ihrer Vernunft den Sieg über die Schwärmerei verschafften. Besonders machte die Stelle: „Es ist leichter, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln," tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, und zerstörte die überspannte Mystik, die sich ihrer Seele bemächtigt hatte. In ihrem 24sten Jahre fiel sie in eine gefährliche Krankheit, von der sie zwar wieder erstand, aber ohne daß sie ihre frühere Gesundheit wieder erhielt. Sie lebte in einem kleinen Kreise hochgebildeter Menschen, von Allen geachtet und geliebt. Selbst ihr Mann machte, sein Unrecht einsehend, ihr den Antrag, in sein Haus zurückzukehren. Da sie aber denselben aufs bestimmteste ablehnte, so wurde sie jetzt erst von ihm gerichtlich

geschieden. Ihre stille Zurückgezogenheit erlaubte ihr, fortwährend an der Ausbildung ihres Geistes und Herzens zu arbeiten.

Auf den Rath ihres Arztes reiste sie mit ihrer Freundin, Sophie Becker, 1784 nach Carlsbad. Das darüber geführte Tagebuch wurde nachher unter dem Titel: „Briefe einer Curländerin" gedruckt. Auf dieser Reise machte sie viele interessante Bekanntschaften. In Königsberg lernte sie den großen Philosophen Professor Kant (gest. 1804) und den Präsidenten v. Hippel (s. oben) kennen. In Berlin wurde sie vom königlichen Hofe sehr wohlwollend aufgenommen, und machte Bekanntschaft mit Friedrich Nicolai, Mendelssohn und Spalding. In Dresden traf sie mit den beiden Grafen zu Stolberg zusammen. Da sie im nächsten Sommer die Badecur wiederholen sollte, und deshalb in Deutschland bleiben mußte, so nahm sie Göckingks Einladung, in dessen Landhaus in Wülferode bei Ellrich zu wohnen, an. Auf der Reise dahin erweiterte sich wieder der Kreis ihrer Bekannten; in Leipzig sah sie Weißen; in Dessau schloß sie die herzlichste Freundschaft mit der edeln Herzogin Luise, der Freundin Matthissons; in Weimar suchte sie Wieland auf, dem sie die erste Begeisterung ihrer jugendlichen Phantasie verdankte. Besonderen Einfluß hatte aber Bode's Bekanntschaft auf sie,*) indem

---

*) Bode (geb. 1730 in Braunschweig) war der Sohn eines Soldaten und Tagelöhners, wuchs unter Bauerknaben auf, und mußte die Schafe hüten, wobei er sich aber so ungeschickt benahm, daß man ihn den dummen Christoph nannte. Doch zeigte er Neigung zur Musik, und brachte es dahin, daß er mit 15 Jahren zu einem Stadtmusikus in die Lehre kam. So arbeitete er sich durch Fleiß und Talent immer weiter hinauf, und half sich sehr kümmerlich durch. Am Tage musicirte er, und des Nachts brach er sich mehrere Stunden am Schlafe ab, um lesen und studiren zu können, und lernte Französisch, Spanisch und Italienisch durch eigenen Fleiß. Eine Zeitlang war er Hautboist; dann ließ er sich in Hamburg nieder, musicirte und übersetzte Bücher aus dem Spanischen. Durch die Heirath mit einer seiner Schülerin, die schön, liebenswürdig und reich war, aber bald an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde starb, wurde er ein wohlhabender Mann. Er legte mit Lessing zusammen eine Buchdruckerei und Buchhandlung an, die aber, weil beide es

er ihr, die immer noch einigen Hang für Mystik hatte, über die Zwecke der geheimen Gesellschaften Aufschluß gab, wodurch sie die entschiedenste Abneigung gegen alles mystische Wesen und Treiben bekam.

Von Wülferode aus besuchte sie Gleim in Halberstadt, und gebrauchte in den nächstfolgenden Jahren die Heilquellen Carlsbad's, Brückenau's und Pyrmonts. Während dessen starb ihr Vater, als sie eben nach Curland eilen wollte, um den kranken Greis zu pflegen, und nun hatte sie keinen Beruf mehr, in das für sie wenig anziehende Vaterland zurückzukehren.

Während sie einen Winter in Berlin bei ihrer Schwester, der Herzogin v. Curland, zubrachte, wurde sie in eine literärische Streitigkeit verwickelt. Ein geschickter Betrüger, Taschenspieler und Geisterbeschwörer, Cagliostro, war in Paris wegen einer Betrügerei in Anspruch genommen worden. Um sich herauszureden, berief er sich auf seinen früheren Aufenthalt in Mitau, und auf seine Bekanntschaft mit der Herzogin von Curland und Elisen, die damals allerdings seinen Versicherungen, Geister erscheinen lassen zu können, Aufmerksamkeit geschenkt hatte, aber von dieser Schwärmerei längst zurückgekommen war. Sie schrieb daher gegen ihn, gab ihr damals gehaltenes Tagebuch heraus, und fügte die später gemachten Erfahrungen als Noten hinzu. Das Buch führte den Titel: der entlarvte Cagliostro, und wurde von Friedrich Nicolai zum Druck befördert. Zwar fielen nun viele Finsterlinge über sie her; aber sie vertheidigte die Sache der Vernunft mit solchem

---

nicht verstanden, keinen Fortgang hatte. Er gab sie daher wieder auf, als die Wittwe des großen dänischen Staatsministers, Grafen Bernstorf, ihn zu ihrem Geschäftsführer in Weimar ernannte. Hier wohnte er in sehr glücklichen Verhältnissen mit dem Titel eines Legationsrathes. Zuletzt wurde er Geheimerrath. Er starb 1793, und liegt zwischen den Gräbern des Professors Musäus (s. unten) und des Malers Lucas Cranach. Bode ist vorzüglich als trefflicher Uebersetzer berühmt. Er hat unter andern Yoricks (Sterne's) empfindsame Reisen, Tristram Shandy's Leben und Meinungen, den Dorfprediger v. Wakefield, den Tom Jones v. Fielding aus dem Englischen meisterhaft übersetzt.

Muthe, daß selbst die Kaiserin Katharina in einem eigenhändigen Schreiben ihren Beifall ihr bezeugte. Desto unzufriedner über diese Streitigkeiten war Elisens alte Großmutter, die es höchlich mißbilligte, daß ihre Enkelin eine Schriftstellerin wäre, und als sie gar hörte, daß sie Mendelssohns Buch über die Unsterblichkeit der Seele gelesen hätte, konnte sie sich gar nicht zufrieden geben, daß Elise das Buch eines Juden läse, und daß ein Jude über einen solchen Gegenstand mitsprechen wollte!

Indessen traf Elisen ein neuer Schmerz. Sie hatte sich von ihrer Freundin, Sophie Becker, trennen müssen, weil diese sich in Halberstadt verheirathet hatte, und noch in demselben Jahre erhielt sie die Nachricht von ihrem Tode. Einige Zerstreuung fand sie in Dessau bei der edlen Herzogin Luise, welche sie für den Winter von 1789 — 90 zu sich eingeladen hatte. Seitdem lebte sie, bald allein, bald mit ihrer Schwester, an verschiedenen Oertern, oft auf Reisen, im Sommer in der Regel in Carlsbad oder in einem andern Badeorte; unter andern hielt sie sich einmal bei Caroline Rudolphi in Hamm bei Hamburg auf, auch 3 Monate am Hofe Katharinens in Petersburg, die sie zu sich eingeladen hatte, und ihr ein Gut schenkte. Auf der Rückkehr von Petersburg hatte sie einen erschütternden Auftritt. Ihr geschiedener Mann, der ohne Hoffnung danieder lag, ließ sie bitten, zu ihm zu kommen. Sie kam, und fand ihn in der tiefsten Verzweiflung; er flehte ihre Vergebung an, und bat sie um ihr Gebet. Sie besuchte ihn mehrmals, und sprach ihm tröstend zu; nach wenigen Tagen war er todt.

Im Jahre 1804 reiste sie auf den Rath der Aerzte nach Italien. Tiedge war ihr Begleiter. Nach ihrer Rückkehr lebte sie meist auf dem Schlosse zu Altenburg oder in Löbichau, einem Gute ihrer Schwester, unweit Altenburg. 1819 ließ sie sich in Dresden nieder, wo Tiedge ihr Hausgenosse wurde, und starb hier 1833, d. 13. April, fast 77 J. alt.

Ihre Gedichte sind bis jetzt noch nicht gesammelt. Man findet sie in mehreren Zeitschriften zerstreut.

Iffland,

einst ein viel gelesener dramatischer Dichter, wurde 1759 in Hannover geboren. Er erhielt, da seine Eltern angesehene und wohlhabende Leute waren, eine gute Erziehung. Aber schon als Knabe zeigte sich bei ihm eine heftige Liebe für die Schauspielkunst. Er hatte nämlich als vierjähriges Kind einen schön erleuchteten Triumphbogen gesehen, der nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs in Hannover bei Begehung des Friedensfestes aufgebaut worden war, und dieser Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn hinterlassen. Als er nun ein Jahr später zum ersten Mal ins Theater mitgenommen wurde, so erneuerte sich in ihm jenes entzückende Bild. Seitdem konnte ihm das Schauspiel nicht mehr aus dem Sinn kommen, und alles, was er trieb und lernte, geschah immer in Bezug aufs Theaterwesen. Damals machte in Hannover Johann Adolph Schlegel durch seine Kanzelberedtsamkeit Aufsehen. Der junge Iffland hörte ihn oft, fühlte sich von Achtung für ihn tief durchdrungen, und wollte nun auch Prediger werden, hielt auch wirklich von der Stuhllehne herab vor seinen Hausgenossen Predigten, die er vorher sorgfältig aufgeschrieben hatte. Endlich starb sein Lehrer, der ihm häuslichen Unterricht ertheilt hatte, und nun wurde er in die öffentliche Schule geschickt. Hier lernte er wenig, weil er in vielen Dingen sehr zurück war, und die Lehrer ihn als einen unfähigen Kopf betrachteten. So wuchs er zum Jüngling heran, ohne große Hoffnungen zu erwecken. Endlich kam, als er im 18ten Jahre war, nach langer Abwesenheit wieder ein Theater nach Hannover. Mit der größten Spannung wohnte er der ersten Vorstellung bei, und als er, den Vorhang betrachtend, darauf unter andern die lateinischen Worte fand: süßes Erleichterungsmittel der Sorgen, so war sein Entschluß gefaßt, alle seine Kräfte der Schauspielkunst zu weihen. Um diese Zeit besuchte er einst den Begräbnißplatz, und fand auf einem Grabsteine die Worte: „Gehe hin in das Land, das ich dir zeigen werde." Diese Worte brachten ihn zu dem Entschlusse, sogleich seine Vaterstadt zu verlassen, und sich bei einer Theatergesellschaft zu melden. Er

wurde in Gotha angenommen, und es scheint nicht, als wenn seine Eltern kräftige Schritte gethan hätten, ihn zurückzubringen. Hier bildete er sich theils durch die vorzüglichen Schauspieler, theils durch den Geheimen-Archivar Gotter, der sich ganz besonders seiner annahm, und ihn recht väterlich leitete. Schon im folgenden Jahre wurde das Theater aufgelöst, und Iffland erhielt in Mannheim eine Anstellung. Hier versuchte er sich auch zuerst als Schriftsteller, und zu seiner großen Freude fand das Stück Beifall. Nun schrieb er mehrere Schau- und Lustspiele hinter einander. Alle stellen bürgerliche und Familien-Verhältnisse dar. Der in ihnen herrschende herzliche Ton, die treue Schilderung der Sitten, die tiefe Menschenkenntniß und die moralische Richtung, die sie alle haben, machten sie bald allgemein beliebt. Erst in neuerer Zeit sind sie auf den Theatern außer Mode gekommen, und man hat ihnen nicht mit Unrecht eine zu große Breite und das viele Moralisiren vorgeworfen. Im Jahre 1796 wurde Iffland als Director des Nationaltheaters nach Berlin berufen. In seinen letzten Jahren wurde er sehr stark, und zuletzt bekam er die Brustwassersucht, an welcher er 1814 starb.

Bronner

wurde 1758 in Höchstädt in Baiern geboren, wo sein Vater auf einer Ziegelbrennerei als Knecht diente, und nebenbei mit der Geige als Spielmann sich etwas zu verdienen suchte. Er hielt den Sohn streng zum Lernen an, und schickte ihn pünktlich in die Schule, wo dieser auch so schnelle Fortschritte machte, daß der Lehrer den Vater bat, den Knaben studiren zu lassen, wozu jener auch gleich bereit war. Da aber der Vater nicht viel auf ihn wenden konnte, so wurde er nach dem benachbarten Städtchen Dillingen gethan, wo er in der Jesuiterschule frei unterhalten wurde. Hier fielen ihm die ersten Gedichte in die Hände. Sie erweckten plötzlich eine Dichter-Anlage, und er versuchte, selbst Poesien zu entwerfen. Vorzüglich sprachen ihn Geßners Idyllen an; auch lernte er Ramlers, Gellerts, Lichtwers, Kleists, Klopstocks Werke kennen. Er las sie mit

dem innigsten Wunsche, auch einmal so schöne Sachen verfertigen zu können.

Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er, 18 Jahre alt, in den Orden der Benedictiner in Donauwerth, und da er hier die Aussicht auf ein nahes Fischerdorf hatte, so fing er an, Fischeridyllen zu dichten. Je länger er im Kloster war, desto lästiger fiel ihm dieser Stand, den er nur auf Zureden seiner Mutter gewählt hatte, und da er keine Aussicht sah, entlassen zu werden, so entschloß er sich zur Flucht. Er entkam auch glücklich in die Schweiz, und fand in Zürich freundliche Aufnahme. Man stellte ihn anfangs als Notensetzer an. Indessen gab sich der Orden alle ersinnliche Mühe, ihn wieder zurückzubringen, und da gewaltsame Mittel nicht anzuwenden waren, nahm man zur Güte seine Zuflucht, und versprach ihm eine Versorgung, wenn er nach Augsburg kommen wollte. Gegen den Rath seiner zürcher Freunde reiste er dahin, erhielt auch einige Unterstützung in Augsburg, aber keine Versorgung. Daher flüchtete er zum zweiten Male, und gelangte glücklich nach Zürich. Hier gab er seine Fischeridyllen heraus. Er bekleidete nach einander einige kleine Aemter in Zürich, bis er Professor an der Schule in Aarau und Bibliothekar wurde, wo er noch in hohem Alter lebt.

Er gehört zu den wenigen guten deutschen Idyllendichtern, obgleich er Geßnern nachsteht; denn theils ist er manchmal zu weitläufig, theils paßt das, was er von den Fischern erzählt, auf jede andere Beschäftigung.

Kosegarten,

geboren 1758 in Grevismühlen in Meklenburg, wo sein Vater Prediger war, der den Unterricht des Knaben selbst leitete. Mit großem Fleiße lag dieser über den Büchern, und schon mit 14 Jahren fing er an, Verse zu machen. Im 17ten Jahre bezog er die Universität Greifswald, um Theologie zu studiren; in den Nebenstunden beschäftigten ihn Poesie und der Genuß der freien Natur. Mehrmals kam er nach der Insel Rügen, wo die einfache, aber erhabene Natur ihn mächtig ergriff. Nach seiner Universitätszeit war er 8 Jahre lang Haus=

lehrer, bald auf Rügen, bald auf dem festen Lande; dann übernahm er das Rectorat in Wolgast, und verheirathete sich hier mit der Tochter eines ihm befreundeten Predigers auf Rügen. Sieben Jahre lang trug er die schwere Arbeit seines Amtes; da erhielt er die sehr einträgliche Pfarre in Altenkirchen auf Rügen. Hier lebte er in glücklicher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, im Genuß seiner Familie und der schönen Natur 15 sehr glückliche Jahre. Aus dieser Zeit sind auch seine meisten und schönsten Dichtungen. Aber 1807 wurde die ruhige Insel von den Franzosen besetzt, und nun übernahm er die Stelle eines Professors in Greifswald, mit der Erlaubniß, seine Pfarre beizubehalten, und sie durch seinen Schwiegersohn versehen zu lassen. Nach zehn Jahren gab er die Pfarre ganz auf, und nahm neben seiner Professur noch die Oberpredigerstelle in Greifswald an. Aber schon im folgenden Jahre, 1818, starb er.

Seine Oden sind voll schöner Bilder und erhabener Gedanken, nur wohl an Bildern und gesuchten Ausdrücken zu überladen. Vorzüglicher sind seine Lieder, noch mehr aber sein idyllisches Epos Jucunde. Ueberall trifft man bei ihm tiefes religiöses Gefühl, lebhafte Darstellung der Naturschönheiten und die zarteste Empfindung.

Friedrich von Schiller

wurde den 10. November 1759 im würtembergschen Städtchen Marbach geboren. Sein Vater war ein braver, schlichter, frommer Mann, voll Talente, aber ohne höhere Ausbildung. Er war früher Wundarzt gewesen, nachher hatte er als Offizier gedient, war bis zum Hauptmann hinaufgestiegen, und hatte vom Herzoge v. Würtemberg die Aufsicht über eine große Baumschule bei dessen Lustschlosse Solitüde erhalten. Schillers Mutter, eine anspruchlose, aber verständige Frau, die ihre Kinder zärtlich liebte, besuchte gerade in Marbach ihre Aeltern, wohlhabende Landleute, als er geboren wurde. Er wurde fromm erzogen, und zeigte so große Empfänglichkeit für religiöse Gefühle, daß er Geistlicher zu werden beschloß. Von

seinem 6ten bis 9ten Jahre lebten seine Aeltern im Dorfe und Kloster Lorch, an der badenschen Gränze, wo er vom Pfarrer Moser den ersten Unterricht erhielt, und große Fortschritte machte. Als er 9 Jahre alt war, zogen die Aeltern mit ihm nach Ludwigsburg, und schickten ihn in die Schule. Um diese Zeit besuchte er das Theater zum ersten Male. Es machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Indessen stiftete der Herzog in Solitüde eine neue Schule, eine Pflanzschule für künftige Militairs, und wählte dazu unter den Offizierssöhnen die Schüler selbst aus. Auch der 13jährige Schiller wurde dazu gewählt, so ungern es der Vater auch sah. Auch Schiller entsagte mit Widerstreben dem Gedanken, einst Geistlicher zu werden. Nach 4 Jahren wurde die Schule nach Stuttgart verlegt, und Schiller bestimmte sich nun für die Medicin, vergaß dabei aber auch nicht, sich fleißig mit Poesie zu beschäftigen. Klopstocks Oden und Messias ergriffen ihn tief; Uz, Haller, Lessing, Göthe und v. Gerstenberg wurden mit Begierde gelesen; auch lernte er damals die wielandsche Uebersetzung des Shakspeare kennen. Von philosophischen Schriften las er Mendelssohn, Sulzer, Lessing, Herder und Garve. Kaum 21 Jahre alt fing er an, die Räuber auszuarbeiten. Bald darauf trat er aus der Anstalt, und wurde als würtembergischer Regimentsarzt angestellt. Die Räuber waren indessen gedruckt, und erregten Aufsehen, aber dem Herzog gefielen sie nicht, und mehrere Gedichte Schillers machten auf ihn einen unangenehmen Eindruck; er glaubte darin Verstöße gegen die dem Herrscher schuldige Ehrerbietung zu finden — kurz, er befahl Schillern, nichts außer medicinischen Sachen drucken zu lassen. Zu derselben Zeit wurden die Räuber in Mannheim aufgeführt, und Schiller dazu eingeladen. An Urlaub war nicht zu denken; also reiste er heimlich hin, und hörte selbst das Zujauchzen der Menge bei Aufführung seines Stückes. Eine zweite heimliche Reise nach Mannheim wurde entdeckt und mit Arrest bestraft, und das Verhältniß zwischen ihm und dem Herzog wurde immer bitterer. Er gedachte des Schicksals Schubarts auf Hohenasperg, und da er auf den Abschied aus des Herzogs Dienst nicht rechnen konnte, so entfloh er aus Stuttgart.

Zunächst ging er nach Mannheim, wo seine Freunde ihn liebevoll aufnahmen, und abwechselnd lebte er in Oggersheim bei Mannheim, wo er seinen Fiesco ausarbeitete, und in Frankfurt, wo Kabale und Liebe niedergeschrieben wurde. Aber sein Herz fühlte sich, von seiner Familie getrennt, verlassen und allein. Da wurde er durch seinen Schulfreund v. Wolzogen mit dessen braver Mutter bekannt, die in beschränkten Glücksumständen ein kleines Haus auf dem Gute ihrer Familie, Bauerbach im Rhöngebirge, besaß, und ihm einen Zufluchtsort daselbst anbot. Sie selbst lebte meist in Stuttgart. Schiller kam im Winter zu Ende des Jahres 1782 dort an, und konnte hier wenigstens ungestört arbeiten. Er machte hier seinen Entwurf zum Don Karlos. Nur ein halbes Jahr lebte er in Bauerbach; dann riefen ihn seine Freunde nach Mannheim, wo man ihm Aussichten zur Versorgung eröffnete. Wirklich wurde er auch auf 1 Jahr als Theaterdichter angestellt. Er arbeitete hier einige Scenen seines Don Karlos aus, die zuerst in der von ihm unternommenen Zeitschrift Thalia erschienen, und großen Beifall erhielten. Der Herzog von Weimar, der sie am Hofe von Darmstadt vorlesen hörte, verlieh ihm den Rathstitel. Aber Schiller sehnte sich weg von Mannheim, wo ihm Verdrießlichkeiten mit dem Theaterpersonal den Aufenthalt verleideten.

Zwei junge Gelehrte in Leipzig, Huber und Körner, hatten ihm geschrieben, und seine Bekanntschaft gesucht. Dadurch knüpfte sich ein Freundschaftsband, das nur der Tod löste. *)

---

*) Huber war in Paris geboren, und 5 Jahre jünger als Schiller. Er wurde Legationssecretair in Mainz, und bald darauf sächsischer Resident daselbst. Hier schloß er eine innige Freundschaft mit dem geistreichen Professor und Bibliothekar Georg Forster und dessen Gattin Therese. Die französische Revolution löste Hubers amtliche Verhältnisse auf, und als Forster, der sich übereilt der Revolution angeschlossen hatte, 1794 in Paris aus Gram gestorben war, so heirathete Huber die Wittwe, und lebte einige Zeit in der Gegend v. Neufchatel in der Schweiz von Schriftstellerei. Zuletzt wurde er würtembergischer Landesdirectionsrath in Ulm, wo er schon 1804, 40 Jahre alt, starb. Seine

Die Einladung Körners bewog Schillern, im Frühjahr 1785 nach Leipzig zu gehen, wo er einige sehr glückliche Monate verlebte. In Golis, nahe bei Leipzig, dichtete er sein herrliches Lied: An die Freude. Als Körner und Huber nach Dresden gingen, folgte ihnen Schiller nach. Auf einem benachbarten, Körner gehörigen Weinberge im Dorfe Loschwitz arbeitete er den Don Karlos vollends aus. In Dresden wurde der Geisterseher angefangen.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Dresden ging er nach Weimar, wo damals Wieland, Göthe und Herder glänzten, die ihn wohlwollend aufnahmen. Hier arbeitete er fleißig mit an Wielands deutschem Merkur; unter anderem erschienen hier zuerst seine Götter Griechenlands und die Künstler.

Auf einer Reise nach Meiningen, wo Schillers verheirathete Schwester lebte, lernte er in Rudolstadt die Familie v. Lengefeld kennen, und schloß sich bald so an dieselbe an, daß er im Sommer 1788 eine Wohnung in Volkstädt, ½ Stunde von Rudolstadt, bezog, um ihr immer nahe zu seyn. Hier arbeitete er an seiner Geschichte der niederländischen Revolution, und setzte den Geisterseher fort. Gegen den Winter kehrte er nach Weimar zurück, und erhielt eine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena, die er Ostern 1789 antrat. Ehe noch ein Jahr danach verflossen war, wurden Schiller und Charlotte von Lengefeld getraut. Sie wird von Allen, die sie gekannt haben, als liebenswürdig dem Aeußern und Innern nach geschildert. Ihr Körper war höchst anmuthig, ihr Geist talentvoll und vielseitig ausgebildet, und ihr Herz voll der edelsten Gesinnungen. „Die schönste Gabe des Himmels: vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen, beglückte diese Ehe."

Im ersten Jahr seiner Ehe fiel Schiller in eine gefährliche Brustkrankheit, von der er zwar wieder genas, die aber

---

Wittwe, Therese Huber, auch als Schriftstellerin bekannt, ist 1829 gestorben. — Körner wurde Appellationsrath in Dresden, späterhin Geheimerrath in Berlin. Er ist der Vater des talentvollen Dichters Theodor Körner, der 1813 im Freiheitskriege zu früh starb. Er selbst starb 1831 in Berlin.

Folgen für sein ganzes übriges Leben zurückließ. In dieser Zeit arbeitete er nichts Großes aus; er schrieb die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und studirte fleißig die Philosophie Kants;*) denn Vorlesungen konnte er nicht halten. Auch suchte er sich durch Reisen nach Carlsbad, Erfurt und Dresden zu zerstreuen. Sehr erfreuend war für ihn die Zartheit, mit welcher der Prinz von Holstein-Augustenburg und der dänische Graf Schimmelmann ihm für drei Jahre einen Jahrgehalt von 1000 Thlr. aussetzten; beide kannten ihn nicht persönlich, und fühlten sich nur durch die Achtung vor seinen Verdiensten und durch den Wunsch, seine Lage sorgenfreier zu machen, dazu bewogen. Eine Einladung, nach Kopenhagen zu kommen, konnte er wegen seiner Kränklichkeit nicht annehmen; dagegen reiste er im Sommer 1793 mit seiner Frau nach seinem Vaterlande Würtemberg zu seinen Eltern. Der Herzog von Würtemberg, den er als Jüngling durch seine Flucht aus Stuttgart beleidigt hatte, lebte zwar noch, dachte aber edelmüthig genug, Schillern keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, ging er mit größerer Lust an seine schriftstellerischen Arbeiten. Er schrieb an seinem Wallenstein, und vereinigte sich mit Göthe, Herder und andern großen Geistern zur Herausgabe der Horen, einer Zeitschrift, die zu den besten damaliger Zeit gehörte. In diese Zeit fällt auch der Anfang des schönen Freundschaftsbundes zwischen ihm und Göthe. Früher hatten sie sich wohl gekannt, aber Keiner hatte sich dem Andern genähert. Von nun an waren sie durch gegenseitige Achtung und innige Freundschaft eng verbunden, und Schiller brachte öfters Wochen lang in Göthe's Hause zu. Auch seine Gesundheit wurde jetzt fester. Ein großer Theil seiner Gedichte fällt in diese fruchtbare Zeit, und wenn er dann und wann muthlos wurde, so regte ihn Göthe immer aufs neue an.

---

*) Immanuel Kant starb 1804 als Professor in Königsberg. Er war der größte Philosoph neuerer Zeit.

Das Jahr 1796 war für Schillers Herz ein sehr trauriges. Seine jüngste Schwester, ein hoffnungsvolles, eben aufblühendes Mädchen, starb, und nach wenigen Monaten folgte ihr der alte Vater nach. Schiller that alles, um durch Geldunterstützungen seiner Mutter zu Hülfe zu kommen, und sein Herz fühlte sich schmerzhaft ergriffen. Im Frühjahr 1797 bezog er vor den Thoren Jena's seinen angekauften Garten. Hier hatte er sich am Ende desselben ein kleines Haus erbaut, in welchem er im Sommer oft bis spät in die Nacht arbeitete.

Indessen waren nach 6jähriger Arbeit Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod vollendet, und wurden zum ersten Mal in Weimar unter großem Beifall aufgeführt. Gleich darauf machte er sich an die Bearbeitung der Maria Stuart. Die Glocke erschien 1800.

So angenehm auch Schiller in Jena lebte, so vertauschte er doch diesen Ort 1800 mit Weimar, wo er nun sehr heiter und im Kreise seiner Familie und seiner Freunde sehr glücklich lebte, besonders nachdem er ein kleines, aber bequemes Haus angekauft hatte. Der Tod seiner Mutter, der an demselben Tage erfolgte, an dem er das Haus bezog, rührte ihn sehr. Ein schönes Zeugniß für sein Herz ist der Brief, den er bei der Gelegenheit an seine in Meiningen verheirathete Schwester schrieb:

„Ob ich gleich von der Luise (der andern Schwester) keine weitere Nachricht von unsrer lieben Mutter erhalten habe, so kann ich doch nach dem letzten Briefe keine andere erwarten, als die ich längst gefürchtet. Ja gewiß ist sie längst nicht mehr, die theure Mutter! sie hat ausgekämpft, und wir müssen es ihr sogar wünschen. O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe, und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir Drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher an einander schließen! Vergiß nie, daß du einen liebenden

Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unsrer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unsre Schicksale getrennt; aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben."

Der Herzog von Weimar ertheilte ihm 1802 den Adelsbrief, wodurch nur der Adel, nicht Schiller geehrt werden konnte. Die letzten Lebensjahre Schillers waren die fruchtbarsten. Maria Stuart erschien 1800, die Jungfrau von Orleans 1801, die Braut von Messina 1803, Wilhelm Tell 1804. Daneben bearbeitete er Shakspeare's Macbeth, Gozzi's Turandot und Racine's Phädra fürs Theater.

Eine Reise im Frühjahr 1804 nach Berlin verschaffte ihm die Bekanntschaft vieler edeln und berühmten Männer aus allen Ständen. Man kam ihm mit der größten Liebe entgegen, und der König ließ ihm den Antrag machen, unter sehr vortheilhaften Bedingungen dort zu bleiben. Aber Schiller fühlte sich körperlich zu schwach, um eine neue Lage sich anzueignen, und blieb lieber bei mäßigeren Einkünften in Weimar.

Seine Kränklichkeit nahm jetzt zu, und erregte den Seinigen Besorgnisse. Doch schien ein Katarrhalfieber, das ihn am 1sten May 1805 ergriff, nicht von Bedeutung. Seine Kräfte nahmen indessen zusehens ab, und am 9ten May entschlummerte er sanft, ohne sein nahes Ende geahnt zu haben. Die Trauer in Weimar war allgemein, und ganz Deutschland fühlte den großen Verlust.

Zum Schlusse stehe ein Sonett, welches Schillers Wittwe, die ihm 1826 nachgefolgt ist, am 19ten Jahrestage ihrer Trauung, 4 Jahre nach Schillers Tode, dichtete.

Die wechselnden Gefährten.

Am 20. Febr. 1809, zum Gedächtniß des 20. Febr. 1790.

Als das Geschick dereinst zu süßem Lohne
Mir zu Begleitern Lieb' und Treu' gegeben,
Da dünkt' ich mir zum Himmel aufzuschweben;
Das Leben reichte seine Blüthenkrone.

Nun faßt nur Sehnsucht jene hellen Sterne
Im Himmelsraum; die Zeit gebührt nur Schmerzen,
Und Glaub' und Wahrheit fliehen in die Ferne.
Nichts stillt die Wehmuth der zerriss'nen Herzen.

Die Sorge naht in grauem Nebelschleier,
Und will für die Geliebten, die mir blieben,
Kein freundlich Bild der Zukunft mehr enthüllen.

Nicht eilen wir zu Tagen froher Feier.
Das Schicksal will des Herzens Kräfte üben,
Und nicht auf Erden wird der Schmerz sich stillen.

Manso,

geboren 1759 in Zella, einem Städtchen im Gothaischen, am Fuß des Thüringer Waldes, der Sohn eines Justizbeamten. Er wurde früh vom Vater wie von seinen Hauslehrern zu fortwährender Thätigkeit und zum Fleiße angehalten. Schon frühzeitig fing er, durch die romantische Natur aufgemuntert, an zu dichten. Anfangs entschloß er sich, Theologie zu studiren; aber bald sah er ein, daß er zum Kanzelredner kein Talent habe, und beschäftigte sich nun vorzugsweise mit alten Sprachen. Eine Zeit lang war er Hauslehrer; dann wurde er Lehrer, und endlich Professor am Gymnasium zu Gotha. Im 31sten Jahre wurde er nach Breslau als Prorector des Magdalenen-Gymnasiums berufen, und drei Jahre darauf wurde er Rector derselben Anstalt. An ihr hat er durch seinen sehr lehrreichen Unterricht viel Nutzen gestiftet. Erst im letzten Jahre seines Lebens erkrankte er, und starb nach vielen Leiden durch Gesichtsschmerz 1826.

Manso hatte in seinem Aeußern etwas Auffallendes; er liebte Eleganz, und ging bis in sein Alter stets in Schuhen und weißen Strümpfen. In seinem Wesen hatte er eine leicht zurückstoßende Steifheit und Kälte, und erst bei näherer Bekanntschaft schloß er sein Gemüth auf. Er war ein sehr edler Mann, der, obwohl von manchen Vorurtheilen befangen, viel Gutes that, und sich mit besonderer Liebe armer, aber fleißiger und talentvoller Schüler annahm. Dabei war er geistreich, und vereinigte in sich eine Menge gründlicher Kenntnisse. We-

nige Menschen haben die Gabe, so schön zu sprechen wie er; seine Perioden waren so abgerundet, seine Worte so wohl gestellt, daß sie gleich hätten abgedruckt werden können. Er hatte einen höchst correcten, gefeilten und eleganten Styl, so daß man sagen möchte, er sey auch als Schriftsteller in Schuhen und Strümpfen gegangen.

Babo

wurde 1756 in Ehrenbreitstein geboren. Von seiner Jugendbildung wissen wir nichts. Er wurde Professor in München, und späterhin Intendant des dortigen Theaters, für das er mehrere Stücke schrieb. Am berühmtesten darunter sind sein Trauerspiel Otto von Wittelsbach und sein Schauspiel die Strelitzen. Jener war nach Göthe's Götz von Berlichingen das erste Ritterschauspiel, das aufzuführen war. Er starb 1822 als Geheimerrath und Studiendirector in München.

Langbein

wurde geboren 1757 in Radeberg in Sachsen. Er bekleidete das Amt eines geheimen-Archiv-Kanzellisten in Dresden, legte aber mit 43 Jahren dasselbe nieder, und lebte seitdem als Privatmann und Censor schönwissenschaftlicher Bücher in Berlin, wo er 1835 starb. Er war ein angenehmer, launiger Erzähler.

Hebel,

geboren 1760 in Hausen, einem Dörfchen im Badenschen am Abhange des Schwarzwaldes, von ganz armen Eltern. Da der Vater obendrein früh starb, so nahmen sich mehrere gutdenkende Männer des hoffnungsvollen Knaben an, schickten ihn auf die Gelehrtenschule nach Karlsruhe, und unterstützten ihn auch auf der Universität Erlangen. Hier studirte er Theologie mit großem Fleiße, wurde dann in seinem Vaterlande erst Hauslehrer, dann öffentlicher Lehrer, und zuletzt Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe. Er starb 1826 auf einer Reise in Schwetzingen. Er ist unstreitig einer der vorzüglichsten, wo nicht der vorzüglichste deutsche Volks- und Idyllendichter. Er dichtete im schwäbischen Volksdialekte, den er den alemanni-

schen nannte. Auch als Mensch war er ein höchst liebenswürdiger, freundlicher Mann.

Friedrich von Matthisson

wurde geboren 1761 in Hohendodeleben, einem Dorfe bei Magdeburg. Sein Vater war hier Landprediger, und starb einen Monat vor des Knaben Geburt. Die Mutter erzog ihn in stiller Häuslichkeit, bis er, neun Jahre alt, zu seinem Oheim nach Salza, unweit Magdeburg, kam, der an ihm Vaterstelle vertreten wollte. Die Schwester des Oheims, eine schöne, 19jährige Jungfrau, vertrat Mutterstelle. Hier lernte er die Schriften von Klopstock, Wieland, Lessing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä und Geßner kennen, und seine Tante gab sich Mühe, seinen Geist durch die Erklärung dessen, was für sein Alter war, zu bilden. Auch kamen zuweilen geistreiche Freunde des Oheims, deren Unterhaltung für den Knaben sehr ermunternd war, namentlich von Köpken, Pazke, Funk und Sturm.*) Schon ein Jahr darauf starb der Oheim. Jetzt nahm der Großvater, auch ein Landprediger, den Knaben und dessen Tante zu sich; und die letztere machte sich besonders um seine geistige Ausbildung verdient. Er liebte sie wie seine Mutter. Siehe! da wurde sie plötzlich krank, und nach wenigen Tagen war sie todt. Dieser Todesfall machte auf den Knaben einen tiefen Eindruck, besonders da auch der Großvater wenige Wochen darauf ihr nachfolgte. Zwölf Jahre alt wurde er nun

---

*) v. Köpken, nachheriger Schwiegervater Niemeyers, starb 1811 als Hofrath in Magdeburg, und ist als Verfasser von Gesellschaftsliedern bekannt.

Pazke ist als Verfasser geistlicher Lieder und als trefflicher Kanzelredner bekannt, und starb 1786 als erster Prediger in Magdeburg.

Funk war Consistorialrath und Rector der Domschule in Magdeburg. Er ist Verfasser mehrerer frommer Lieder unsrer Gesangbücher, und starb 1814.

Sturm war gleichfalls Prediger in Magdeburg. Auch von ihm haben wir mehrere gute geistliche Lieder; besonders ist er bekannt als Verfasser der vielgelesenen Morgen- und Abendandachten. Sein Todesjahr ist uns nicht bekannt.

in die Schule Kloster Bergen, dicht bei Magdeburg, aufgenommen. Indem er sich von dem rohen Haufen seiner Mitschüler zurückzog, flößte ihm das Beispiel einer seiner Lehrer, der Dichter war, lebhafte Neigung für Poesie ein. Er dichtete hier: die Betende. Auf der Universität Halle nahm vorzüglich Niemeyer, an den der Jüngling durch Köpken empfohlen war, sich seiner an. Nach Vollendung der Universitätsjahre erhielt er eine Lehrerstelle im Philanthropin, einer Lehranstalt, welche der wackere Herzog Franz von Dessau durch den berühmten Pädagogen Basedow gegründet hatte (s. den 1sten Theil). Hier traf ihn der Schmerz, daß ihm sein bester Freund, mit dem er schon auf der Schule und Universität vereint gewesen war, Rosenfeld, an den Folgen eines schweren Falles auf der Schlittschuhbahn starb. Derselbe stand im Begriff, seiner Braut einen Weihnachtsbesuch zu machen, als ihn der Tod überraschte. Die Braut wurde durch die Nachricht so erschüttert, daß sie nach wenigen Wochen durch den Gram getödtet wurde. Matthisson fühlte sich nun in Dessau verlassen, und nahm daher gern den Antrag einer Gräfin Sievers aus Liefland an, die ihn nach Hamburg, wo sie sich ihrer Kränklichkeit wegen aufhielt, berief, um ihre Söhne zu erziehen. Hier lernte er den liebenswürdigen Klopstock und in Wandsbeck den einfachen Claudius kennen. Schon im folgenden Jahre starb die Gräfin. Um sich zu zerstreuen, reiste Matthisson mit den Knaben nach Eutin, wo er die Bekanntschaft von Voß und Gerstenberg machte; in Kiel fand er Cramer und in Lübeck Overbeck (gest. 1821 als Bürgermeister in Lübeck, als Liederdichter bekannt). Der Oheim der Knaben, der sie bei sich behalten wollte, ließ sich nun mit ihnen und Matthisson in Heidelberg nieder. Hier machte Matthisson Bekanntschaft mit Jung-Stilling (s. den 1sten Theil), Sophie von la Roche und Pfeffel, als diese beiden jenen besuchten. Dann wohnte Matthisson mit seinen Zöglingen in Mannheim. Hier wurde er gefährlich krank, und von Jung-Stilling geheilt, aber es blieb doch Kränklichkeit zurück. Auf die Nachricht davon lud ihn Victor von Bonstetten, ein höchst geist- und kenntnißreicher Schweizer, der ihn in Heidelberg kennen gelernt

hatte, ein, einige Zeit auf seinem Schlosse Nyon am Genfersee zuzubringen. *) Matthisson willigte gern ein, und trennte sich von seinen Zöglingen. In Stuttgart machte er Bekanntschaft mit Haug (gest. als Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart 1829), Huber (gest. als Landesdirectionsrath in Ulm 1804), Schubart (der eben aus seinem Gefängnisse vom Hohenasperg entlassen war), Weißer (Obersteuerrath in Stuttgart) und Conz (gest. als Professor in Tübingen 1827).

In Nyon brachte Matthisson zwei sehr glückliche Jahre zu. Hier dichtete er seinen: Genfersee. Dann nahm er die Stelle eines Erziehers im Hause eines reichen Banquiers in Lyon an, wo er das Freundschaftsbündniß mit dem Dichter von Salis schloß, der damals dort als Hauptmann stand. Die damals eben ausgebrochene französische Revolution zwang ihn, nach einigen Jahren das Land der Unordnung wieder zu verlassen. Als er nach Deutschland zurückkam, ernannte ihn die Herzogin von Dessau zu ihrem Vorleser und Reisebegleiter. In ihrem Gefolge reiste er nach der Schweiz und Italien. Fast jedes Jahr begleitete er sie auf ihren Reisen nach den südlicheren Gegenden, und brachte die Zwischenzeit in dem schönen Wörlitz bei Dessau zu.

Auf diesen Reisen hatte ihn der Herzog, nachherige König, von Würtemberg kennen und schätzen gelernt, und ertheilte ihm, in der Meinung, ihn dadurch zu ehren, das Adelsdiplom; und als die Herzogin von Dessau 1811 starb, erhielt Matthisson den Ruf nach Stuttgart als Geheimerlegationsrath und Oberbibliothekar. Hier lebte er bis in sein Alter. Er sehnte sich aus der großen Welt hinaus, und bat um seinen Abschied. Dieser wurde ihm bewilligt, und nun brachte er die letzten Jahre seines Lebens in stiller Ruhe in Wörlitz zu, im Hause der Mutter seiner ihm vorangegangenen, zärtlich geliebten Frau. Hier starb er 1831.

Matthisson gehört zu den Lieblingsdichtern der Deutschen. Vorzüglich besaß er das Talent, ländliche Scenen und Schönheiten der Natur zu malen. Seine Sprache ist durchaus edel und wohl-

*) Bonstetten starb 1832 in Genf.

klingend. Eine eben so lehrreiche als angenehme Lectüre gewähren seine Erinnerungen, in denen er von seinen Reisen und den auf denselben angestellten Beobachtungen spricht.

Haug

wurde 1761 im Städtchen Stolzingen im Königreich Würtemberg geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Anfangs wollte er Theologie studiren; da aber der Herzog von Würtemberg den 15zehnjährigen Jüngling in die kurz vorher gegründete Karls=Akademie in Stuttgart aufnahm, entschied er sich für das Studium der Rechte. Er war erst 22 Jahre alt, als ihn der Herzog schon als seinen Geheimen=Cabinets=Secretär anstellte. Als solcher genoß er die Liebe und das Vertrauen mehrerer auf einander folgender Herzöge, bis ihn der König von Würtemberg zum königlichen Bibliothekar mit dem Hofrathstitel ernannte. Schiller war sein Jugendfreund, und Schubart zeichnete ihn schon als Jüngling aus. Er starb 1829. Er war ein stets heiterer, fröhlicher Gesellschafter, ohne Falsch, gefällig bis zur Aufopferung, und voll wahrer Frömmigkeit. Da er einen ausgezeichneten Witz besaß, so gelangen ihm, außer Fabeln, Liedern und Balladen, vorzüglich das Epigramm und das Sinngedicht. Er ist als Epigrammatiker wohl eben so fruchtbar, als einst Logau gewesen.

Weißer

wurde auch 1761 geboren, in Stuttgart. Er ist daselbst jetzt Oberfinanzrath. Er gehört zu den witzigsten Satyrikern der neueren Zeit. Außerdem haben wir Fabeln, Epigramme und Sinngedichte und poetische und prosaische Erzählungen von ihm. Mit seinem Freunde Haug gab er gemeinschaftlich eine Sammlung der besten Epigrammen des 17ten und 18ten Jahrhunderts heraus.

August von Kotzebue

wurde 1761 in Weimar geboren, wo sein Vater Legationsrath war, den er aber schon im zweiten Lebensjahre verlor. Seine erste Erziehung verdankte er seiner durch geistige und

Herzensvorzüge ausgezeichneten Mutter. Seine Wißbegier zeigte sich schon früh; der sechsjährige Knabe las schon den Robinson, und bald auch Gellerts, Gleims, Uz's und Hagedorns Lieder. Der Eindruck, den das erste Schauspiel, das er aufführen sah, auf ihn machte, war so stark, daß dadurch sein Beruf zum dramatischen Dichter entschieden wurde. Seitdem war der Besuch des Theaters seine höchste Lust. Auf der Schule war ihm kein Lehrer lieber, als Professor Musäus (s. oben), und keine Stunde angenehmer, als die poetische, die jener gab; auch fing er bald an, sich selbst im Dichten zu üben. Mit 16 Jahren bezog er die Universität Jena, und würde hier bei seiner großen Lebhaftigkeit gewiß ein Wüstling geworden seyn, hätte ihn nicht die Liebe zur Mutter davon zurückgehalten. Neben dem Studiren beschäftigte er sich viel mit dem Theater und mit dramatischen Versuchen. Nach der Universitätszeit wurde er Advocat in Weimar, hatte aber mehr Sinn für Ausarbeitung von Erzählungen und Theaterstücken, als für jene Geschäfte, und wirklich wurde ihm die Freude, einige seiner Arbeiten gedruckt zu sehen. Aber der übermüthige zwanzigjährige Jüngling ließ sich beikommen, einige Satyren auf die Damen der Stadt zu schreiben, und dies machte ihn so verhaßt, daß er Weimar verlassen mußte. Er wandte sich nach Petersburg, wo der preußische Gesandte ein Freund seines Vaters war, und hatte das Glück, Secretär des General-Ingenieurs von Bawr zu werden. Dieser entdeckte zufällig, daß sein Secretär ein Dichter und Schriftsteller sey, und da der General die Direction des deutschen Theaters erhielt, so war Kotzebue wieder in seinem Elemente, und dichtete ein Trauerspiel, das großen Beifall einerndtete. Als der General bald darauf starb, nahm sich die Kaiserin seiner an, und ernannte ihn zum Appellationsassessor in Reval mit dem Titel eines Rathes. Im folgenden Jahre, erst 23 Jahre alt, verheirathete er sich mit der durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Tochter des reichen Generals von Essen, und wurde bald darauf Präsident, und zugleich geadelt. Er errichtete in Reval ein Liebhabertheater, und dies veranlaßte ihn, mehrere Theaterstücke zu schreiben, die, obgleich von unterge-

ordnetem Werthe, doch durch glücklich erfundene Situationen Beifall fanden. Am meisten Aufsehen machte das Schauspiel Menschenhaß und Reue und das Lustspiel die Indianer in England, und ihnen verdankte er seine erste Berühmtheit; denn es fehlte ihm weder an lauten Bewunderern, noch an scharfen Tadlern, und die letzten hatten oft große Ursache dazu; denn Kotzebue schrieb Manches in die Welt hinein, was nicht genug überlegt war, und wohl Andern Kränkungen verursachte. War dies zwar wohl nur Muthwillen, so wurde es ihm doch wohl als Bosheit ausgelegt. Seine Kränklichkeit nöthigte ihn zu einer Reise ins Vaterland; hier, in Weimar, verlor er seine Gattin, mit der er nur 6 Jahre verheirathet gewesen war. Halb in Verzweiflung reiste er, um sich zu zerstreuen, nach Paris, und kehrte erst nach mehreren Jahren nach Esthland zurück, wo er seine Präsidentenstelle niederlegte, sich mit einem Fräulein von Krusenstern, einer Verwandtin des berühmten Weltumseglers, verheirathete, und sich auf eins seiner dortigen Landgüter zurückzog. Hier fuhr er fort, fleißig für's Theater zu schreiben. Zwei Jahre später erhielt er einen Ruf nach Wien als Director des Hoftheaters, um Alxingers Stelle zu ersetzen, der eben gestorben war. Er reiste dahin ab; aber die Ränke der Schauspieler machten ihm so vielen Verdruß, daß er schon vor Ende des ersten Jahres seinen Abschied nahm. Er ging nun nach Weimar, wo seine Mutter noch lebte.

Hier gerieth er bald mit Göthe, mehr noch mit August Wilhelm und Friedrich Schlegel in Streit. Göthe und Schiller hatten um diese Zeit eine neue Zeitschrift: die Horen, herausgegeben, und darin neue Grundsätze des Geschmacks aufgestellt. Die damals noch jungen Dichter, die Gebrüder Schlegel, schlossen sich diesen neuen Kunstansichten mit Eifer an, und wollten nun, obgleich selbst noch unerfahren, eine Art von Despotie einführen, indem sie alles verwarfen, was ihren Ansichten entgegen war, und das, was denselben entsprach, erhoben. Keiner fühlte sich mehr dadurch empört, als Kotzebue, der sich mit seinem gewöhnlichen Muthwillen über die neuen Kunstdespoten lustig machte. Aber durch diese Strei-

tigkeiten wurde ihm Weimar verleidet, und er beschloß nach Rußland zurückzugehen. Hier regierte damals Kaiser Paul, ein Mann, der bloß nach Launen handelte, und mit dem daher schwer auszukommen war. Man warnte Kotzebue; dennoch reiste er 1800 mit seiner Frau und drei Kindern ab. Kaum war er aber über die russische Gränze gekommen, so wurde er angehalten, von Frau und Kindern getrennt, und, ohne zu erfahren warum, nach dem sibirischen Städtchen Kurgan in der Nähe von Tobolsk geführt. Aber noch war er nicht lange hier, so erhielt er von Paul nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr, sondern noch obendrein ein Landgut in Liefland zum Geschenk. Paul nämlich hatte geglaubt, Kotzebue sey als Spion nach Rußland gekommen, und darum ihn nach Sibirien geschickt. Bald darauf las er ein kleines Drama Kotzebue's, der alte Leibkutscher Peters des Dritten; es gefiel ihm; er befahl nun erst eine Untersuchung der Papiere Kotzebue's, und da man darin nichts Böses fand, so erhielt er die Freiheit. Dafür mußte er aber mit dem Titel eines Hofraths die Direction der deutschen Hoftruppe übernehmen. Diese Stelle war bei des Kaisers Launen allerdings sehr gefährlich; aber Kotzebue erwarb seine Gnade, und erhielt endlich den Auftrag, eine Beschreibung des neuen kaiserlichen Pallastes, des michailowschen, zu entwerfen, wobei er täglich Gelegenheit hatte, den Kaiser zu sehen. Während dessen wurde Paul 1801 ermordet. Bald darauf bat Kotzebue den neuen Kaiser um seinen Abschied, und reiste nun, mit dem Titel eines Collegienraths, nach Weimar. Hier wurden aber die früheren Streitigkeiten mit der sogenannten neuen Schule, an deren Spitze die beiden Schlegel und Tieck standen, fortgesetzt. Sie verleideten ihm den Ort so, daß er Weimar verließ, und nach Berlin ging. Hier fing er das noch heute fortdauernde Blatt, den Freimüthigen, zu schreiben an, und erneuerte darin den Streit gegen Göthe und die neue Schule. Zugleich schrieb er hier mehrere seiner beliebtesten dramatischen Stücke, z. B. Bayard, Gustav Wasa, die Hussiten vor Naumburg, die deutschen Kleinstädter, den Wirrwar u. a. Seine literärische Thätigkeit in Berlin wurde indeß 1803 durch den Tod seiner

Gattin unterbrochen. Er suchte sich durch eine Reise nach Paris zu zerstreuen, und wurde hier dem damaligen Consul Bonaparte vorgestellt. Nachdem er bis ins folgende Jahr da geblieben war, besuchte er wieder seine Besitzungen in Liefland und Esthland, und verheirathete sich hier zum dritten Male wieder, mit einem Fräulein von Krusenstern, einer Verwandtin seiner zweiten Frau. Mit ihr machte er eine Reise durch Deutschland bis nach Neapel. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, und setzte hier seine literärische Thätigkeit fort, indem er theils den Freimüthigen besorgte, theils jährlich einen Almanach dramatischer Spiele herausgab, theils größere Theaterstücke schrieb, unter denen die Oper Fanchon das bekannteste ist. Auch gab er eine Sammlung von Romanen und Erzählungen heraus. In allen diesen Schriften bewunderte man seine glückliche und gewandte Darstellungsgabe; nur mußte er nichts unternehmen, wozu Geduld und Gründlichkeit gehörte. Das that er aber, indem er sich entschloß, die ältere Geschichte Preußens zu schreiben, und deshalb nach Königsberg reiste, um die dortigen Archive zu benutzen. Er that dies zwar mit großem Eifer, und förderte auch vieles Neue zu Tage; aber er verfuhr auch dabei mit solcher Eile, daß vieles Falsche mit unterlief. Bald darauf brach der Krieg mit Frankreich aus. Kotzebue zog sich nach Rußland zurück, und suchte von hier durch witzige und satyrische Schriften den damals so mächtigen Napoleon zu bekämpfen. Hier blieb er auch wohnen, während die Franzosen 1812 in Rußland eindrangen. Als aber dies Reich und auch Berlin von ihnen befreit war, folgte er, indessen zum Staatsrath ernannt, dem russischen Kaiser, und schrieb in Berlin sein russisch-deutsches Volksblatt, wodurch er Haß gegen die Franzosen zu verbreiten suchte. Dann wurde er russischer Consul in Königsberg. Nach einigen Jahren wurde er nach Petersburg gerufen, und hier erhielt er den Auftrag, sich in Weimar niederzulassen, und von hier aus monatlich dem Kaiser zu berichten, was in Deutschland und in Frankreich im Reiche der Wissenschaften Neues erschienen sey, ein Auftrag, der ebenso dem Kaiser als Kotzebue Ehre machte. Aber Kotzebue hatte nun einmal das Unglück, daß ihm Alles

übel gedeutet wurde, und so hieß es denn auch hier bald, er sey als Spion nach Deutschland geschickt worden; er sey als Verräther seiner Landsleute zu betrachten. Diesen Haß gegen ihn vermehrte noch der Umstand, daß er sich mit Ernst und Spott gegen den damals unter den deutschen Jünglingen sich regenden Deutschthümlergeist erklärte, und das ewige Gerede dieser unreifen Menschen von deutscher Freiheit lächerlich machte.

Kotzebue hatte 1817 seinen zweiten nach Petersburg bestimmten Bericht aufgesetzt. Während er ihn abschreiben ließ, wurde derselbe von Andern gelesen, und da man darin fand, daß er dem Kaiser berichtete, der unter manchen deutschen Schriftstellern sich regende Zeitgeist könne einst den Fürsten gefährlich werden, so wurde Lärm geschlagen. Einzelne Stellen wurden abgedruckt, und von allen Seiten auf den Verräther Kotzebue geschimpft, der sich auf seine gute Sache berief. Dabei hatte er wenigstens wohl darin Recht, daß er keine böse Absicht gehabt hatte, wenn auch seine Ansichten nicht immer die richtigen waren. Er reiste den Sommer 1818 nach Pyrmont, um seine wankende Gesundheit zu stärken, und hatte hier die große Freude, die Nachricht zu bekommen, daß sein Sohn Otto, russischer Seeoffizier, der eine Reise um die Erde gemacht hatte, glücklich zurückgekehrt sey. Um der Nähe seiner Feinde willen kehrte er nicht wieder nach Weimar zurück, sondern ging nach Mannheim. Hier bereitete er sich auf seine Reise nach Rußland vor, wo er den Abend seines vielbewegten Lebens in Ruhe hinbringen wollte. Er hatte seine Frau und seine Familie, die aus 13 Kindern bestand, bei sich, als sein Todestag, der 23ste März 1819, ungeahnt herankam.

Carl Sand aus Wunsiedel, ein aufgeregter Jüngling, noch Student, hatte überspannte Ideen von deutscher Freiheit, und dürstete nach einer That, die seinen Namen unsterblich machen könnte. Ohne Kotzebue persönlich zu kennen, redete er sich endlich ein, es müsse ein verdienstliches Werk seyn, diesen Mann zu tödten, von dem er glaubte, daß er ein Verräther seines Vaterlandes sey. „Mit diesem Vorhaben verließ er Jena den 9. März 1819, und wanderte nach Mannheim, wo

er den 23sten früh um 10 Uhr eintraf. In dem Gasthofe, in dem er eingekehrt war, hatte er sich nach Kotzebue's Wohnung erkundigt, und sich noch Vormittags zweimal unter dem Namen Heinrichs aus Mitau dort gemeldet. Beide Male abgewiesen, weil Kotzebue sich des Morgens in seinen Arbeiten nicht unterbrechen ließ, und gegen 12 Uhr ausgegangen war, kehrte Sand wieder zur Wirthstafel zurück. Zuversichtlichen Nachrichten zufolge soll er an der Unterhaltung der Tischgesellschaft unbefangen und lebhaft Theil genommen, aber, als sich das Gespräch auf Kotzebue lenkte, geschwiegen haben. Unterdeß war die Zeit herangerückt, auf welche er von dem Bedienten, um Kotzebue zu sprechen, beschieden war. Dieser hatte den Tag auf gewöhnliche Weise verlebt. Nachmittags um 5 Uhr, als seine Familie so eben Besuch von einer Dame erhielt, ward er abgerufen, weil der ihm bereits Gemeldete ihn zu sprechen wünschte. Er ging in das Zimmer, wo ihn Sand erwartete. Nach wenigen Augenblicken durchdrang ein Geschrei das Haus; die herbeigeeilten Bedienten fanden ihren Herrn auf dem Boden im Blute liegen. Noch rang er mit dem Fremdlinge, welcher mit dem in fester Hand gehaltenen blutigen Dolche ihm Herz und Lunge durchbohrt hatte. Umgeben von seiner jammernden Familie schloß Kotzebue für immer die Augen. Indeß der Ruf nach einem Wundarzte schon die Vorübergehenden von der schrecklichen That benachrichtigte, war Sand die Treppe hinabgesprungen, und hatte, auf der Straße niederknieend, die Worte gerufen: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland! Der Verräther ist gefallen! Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" Der zweimalige Versuch, sich selbst mit dem Dolche zu durchbohren, mißglückte. Er ward von der herbeiströmenden Menge ergriffen, in das Hospital, und den 5. April in das Zuchthaus gebracht. Das vom mannheimer Hofgericht gesprochene, und vom Herzoge bestätigte Urtheil wurde den 20. März 1820 mit dem Schwerte vollzogen."

In einer Schreibtafel, die Kotzebue vor seiner Frau als das einzige Geheimniß immer verborgen gehalten hatte, fand man nichts als folgende Zeilen:

O hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden seyn.
Auch wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müßtet ihr durch keine Zähre
Des Freigelaßnen Grab entweihn.
Doch, gleich dem holden Morgensterne,
Winkt uns aus heilger dunkler Ferne
Der neuen Freistatt Widerschein.
Nach ihr erhebet eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. — Ein sanfter Druck
Der Hand, die oft ans Herz euch preßte,
Liebkose meine kalten Reste,
Und wollt ihr meinen Tod begehn,
So weiht den Tag zum Freudenfeste,
Und widmet es dem Wiedersehn.
Nur sucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtnißtempel sey
Die Halle, wo ich sorgenfrei
Mich oft mit euch gefreuet habe.
Hier feiert, den Agapen*) gleich,
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und les't des Vaters letzten Willen:
Seyd tugendhaft, und liebet euch!

Wenige Menschen sind mit solchem Ingrimm und solcher Partheilichkeit, selbst von berühmten Männern, beurtheilt worden, als Kotzebue, und hat er auch durch seine öfteren Unbesonnenheiten dazu Veranlassung gegeben, so hat er jene herben Verurtheilungen doch nicht in dem Maaße verdient. Er war der zärtlichste Sohn, Gatte und Vater; man konnte kein schöneres Bild häuslicher Eintracht, inniger Liebe und herzlicher Anhänglichkeit als in seinem Familienzirkel sehen. Gegen seine Freunde war er treu, gefällig, aufopfernd. Sein Herz war der Bitte der Nothleidenden stets offen; denn Wohlthätigkeit

*) Agapen oder Liebesmahle hießen die Mahlzeiten, welche die ersten christlichen Gemeinden mit einander hielten, um sich in gegenseitiger Liebe zu stärken, und die sich mit dem Erinnerungsmahle Jesu schlossen.

war ein Grundzug seines Charakters. Allerdings war er gegen die Angriffe seiner Feinde höchst reizbar; aber er war es nur in leidenschaftlicher Wallung, und unterdrückte gern, was er geschrieben hatte, wenn man ihn aufmerksam machte, daß er Andern dadurch wehe thun würde. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß er bei mehr Ueberlegung Manches, wodurch er Andere beleidigt und sich selbst im Grunde am meisten schadete, ungeschrieben gelassen haben würde. Es war überhaupt eine zu große Beweglichkeit sein Hauptfehler. Sie verhinderte ihn, das, was er geschrieben hatte, nochmals durchzusehen und zu verbessern, und so wurde Vieles gedruckt, was selbst gegen seine Grundsätze und Ueberzeugungen war.

Als dramatischer Dichter ist ihm große Gewandtheit des Ausdrucks, tiefe Kenntniß der menschlichen Verhältnisse, und die Kunst, die verschiedenen Situationen aneinander zu reihen, nicht abzusprechen. Daher wurden seine Stücke, so flüchtig er sie auch niederschrieb, mit so großem Beifalle aufgenommen, und gewiß würde er Außerordentliches geleistet haben, wäre er nicht durch zu frühen Beifall verwöhnt und dadurch bewogen worden, ohne Sorgfalt zu arbeiten. Daher haben auch seine Stücke zum Theil wenig Werth, und selbst in den besseren ist vieles zu tadeln. Dennoch bleibt dieser höchst talentvolle Mann eine merkwürdige Erscheinung.

Conz

wurde 1762 in Lorch im Würtembergischen geboren. Schon mit 20 Jahren dichtete er das Trauerspiel Conrad von Schwaben, das seinen Namen berühmt machte. Nachdem er lange Zeit Prediger gewesen war, wurde er Professor in Tübingen. Hier starb er 1828. Als Dichter hat er sich durch lyrische und didaktische Gedichte ausgezeichnet.

Johann Gaudenz Freiherr v. Salis-Seewis

wurde 1762 in Malans in Graubündten geboren. Er erhielt als Jüngling seine Bildung in der Kriegsschule des Dichters Pfeffel in Colmar. Er diente bis zur ersten französischen Revolution unter der französischen Schweizergarde als Hauptmann. Nach-

her lebte er in Chur als Privatmann, in der letzteren Zeit auf seinem Schlosse Malans in Graubündten, wo er 1834 starb. Er hat meist lyrische Gedichte geliefert. Man findet in ihnen die Manier Matthissons, doch weniger Feuer. Die meisten seiner Lieder sind höchst zart, und athmen sanfte Melancholie.

Johann Rudolph Wyß,

geboren 1763 in Bern, war zuerst Pfarrer in Buchsee bei Bern, zuletzt Professor in Bern selbst, und starb hier 1830. Er hat sich als Epistel-, Idyllen- und Legendendichter bekannt gemacht.

Seume,

ein höchst origineller, geistreicher und edeldenkender Mann, wurde 1763 in Poserna bei Weißenfels geboren, wo sein Vater ein sehr wohldenkender und ziemlich wohlhabender Landmann war, der den Knaben von mehreren Lehrern unterrichten ließ. Als der Vater dem zwölfjährigen Sohne starb, nahm sich seiner ein Graf v. Hohenthal in Knauthain bei Leipzig, der den Vater geschätzt hatte, an, ließ ihn weiter unterrichten, und schickte ihn auf eine Gelehrtenschule nach Leipzig, wo er sich bald vor seinen Mitschülern auszeichnete, und endlich bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Aber bald fühlte er, daß er keinen inneren Beruf zu einem Geistlichen habe, und da er wohl wußte, daß sein Gönner dies mißbilligen würde, so beschloß er, sich auf seine eigenen Kräfte zu verlassen. Mit wenigen Thalern ging er heimlich von Leipzig fort, um zu versuchen, ob er in Frankreich in die Artillerieschule aufgenommen werden könnte. Aber schon auf der Hessencasselschen Gränze wurde er festgenommen, und unter die Soldaten gesteckt; denn der Landgraf von Hessen rüstete damals einen Heereshaufen aus, mit dem er für gute Bezahlung die Engländer gegen die um ihre Freiheit kämpfenden Nordamerikaner unterstützen wollte. Seume wurde demnach nach Nordamerika eingeschifft, und hier zum Sergeanten ernannt,

da die Offiziere bald seine hohe Bildung bemerkten. Nach geschlossenem Frieden kehrte er mit den Hessen nach Europa zurück. In Bremen gelang es ihm, zu entfliehen; er entkam zwar, fiel aber gleich darauf preußischen Werbern in die Hände, die ihn in Emden einkleideten. Zweimal versuchte er hier zu entspringen; beide Male wurde er wieder ergriffen, und nur der Gunst des Generals verdankte er es, daß ihm die Spießruthenstrafe erlassen wurde. Endlich erhielt er die Erlaubniß, seine Mutter in Poserna zu besuchen. Er reiste, kehrte aber nicht wieder; denn er verschaffte sich das nöthige Geld, um sich vom Militärdienst loszukaufen. Ein Bürger in Emden hatte nämlich sich mit 80 Thlr. für ihn verbürgt. Seume erhielt durch Weiße Gelegenheit, ein englisches Buch zu übersetzen, und schickte nun das damit verdiente Geld sogleich nach Emden. Von nun an widmete er sich in Leipzig ganz den Wissenschaften, und wurde Erzieher des jungen Grafen von Igelström, der mit seiner Mutter in Leipzig lebte, und als dieser seiner Aufsicht entwachsen war, nahm dessen Vater Seumen mit nach Warschau, und empfahl ihn seinem Bruder, dem russischen General Igelström, der damals bevollmächtigter Minister der Kaiserin Katharina in Polen war. Seume wurde hier russischer Offizier und Secretair des Generals, der ihn bald sehr lieb gewann. Aber er war noch nicht lange hier, als die polnische Revolution in Warschau am Gründonnerstage 1794 ausbrach. Mehrere Tage hindurch wehrten sich die hier stehenden 2,000 Russen gegen das wüthende Volk*); endlich wurden sie übermannt, Igelström schlug sich mit einigen Hunderten durch, Seume dagegen konnte nicht mehr entfliehen, und versteckte sich vor der Wuth des Volks auf dem Boden des Schlosses hinter alten Fässern, wo er in fürchterlicher Angst lebte; denn er hörte, wie dicht neben ihm, an einem nur durch eine dünne Bretterwand von ihm getrennten Boden gefochten, und endlich eine Menge Männer, Weiber und Kinder grausam von den Polen ermordet wurden. Der Hunger trieb ihn zuletzt

---

*) S mein Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, 4te Ausgabe, 3ter Band, S. 338.

aus seinem Versteck. Er warf den Degen fort, machte seine militärischen Abzeichen los, und begab sich auf gut Glück auf die Straße. Er suchte einige Freunde auf; aber sie baten ihn, sie schleunig zu verlassen, weil sie sonst Gefahr liefen, für Russenfreunde gehalten zu werden. Zuletzt entschloß er sich, sich einigen polnischen Offizieren zu entdecken, die ihn zu den übrigen gefangenen Offizieren in Arrest bringen ließen. Mehrere Tage lang fuhr der Pöbel fort, alle Russen, die ihm in die Hände fielen, zu ermorden. Es wurden Gefängnisse erstürmt, und die Gefangenen niedergehauen, ohne daß die Wache sie retten konnte, und so verdankte es Seume nur seinem Glücke, daß er nicht unter der Zahl derer war, die dem wüthenden Volke in die Hände fielen. Man rechnete, daß an 18,000 Russen abgeschlachtet wurden. Nach einer mehrwöchentlichen Gefangenschaft rückte ein neues russisches Heer unter Suwarow herbei, schlug die Polen, erstürmte Praga, und Warschau mußte um Gnade flehen. Dadurch erhielt auch Seume seine Freiheit wieder, und ließ sich nun in Leipzig nieder, wo er sich durch Unterricht seinen Unterhalt verschaffte. Darauf brachte er einige Jahre in Grimma zu, wo ihn der Buchhändler Göschen bei der Herausgabe von Wielands und Klopstocks Werken als Corrector beschäftigte. Schon lange hatte er den Plan, eine große Fußreise zu unternehmen; endlich führte er ihn aus, nachdem er sich durch Herausgabe seiner Gedichte das nöthige Geld verschafft hatte, wozu der großmüthige Gleim noch ein Geschenk von 40 Louisd'or fügte. Er reiste im December 1801 durch Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Frankreich, und gab die Beschreibung seiner Reise nach seiner Zurückkunft unter dem Titel: Spaziergang nach Syrakus heraus. Später hatte er Gelegenheit, auch nach Rußland, Finnland und Schweden zu reisen. Nach dieser Zeit wurde seine Gesundheit wankender; er verfiel sichtlich, und als seine Freundin und Wohlthäterin Elise v. der Recke und Tiedge im May 1810 nach Töplitz reisten, schloß er sich der Gesellschaft an. Aber er wurde hier immer schwächer, und starb im Jun. 1810. Er war ein Mann von der strengsten Sittlichkeit, und obgleich sehr ernst und selbst finster, doch ein

großer Freund der Kinder. In seinen Sitten war er ein Sonderling, und legte wenig Werth auf sein Aeußeres, aber sein für alles Edle warm schlagendes Herz machte ihn sehr liebenswürdig. Als Dichter hat er sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, weil es ihm an gewandter Behandlung der Sprache fehlte.

Müchler

wurde 1763 in Stargard in Pommern geboren. Er lebt in Berlin als Kriegsrath, und ist als gewandter und gefühlvoller lyrischer Dichter bekannt. Er ist derselbe, welcher seit einer langen Reihe von Jahren einen Anekdoten-Almanach herausgiebt.

Jean Paul Friedrich Richter

wurde den 21. März 1763 in Wunsiedel gebohren, wo sein Vater Schullehrer und Organist war. Dieser wurde zwei Jahre darauf als Pfarrer nach dem benachbarten Dorfe Joditz versetzt. Den ersten Unterricht erhielt er mit den Bauerknaben in der Dorfschule; doch bald nahm ihn der Vater allein in die Lehre. So blieb er 10 Jahre lang auf dem Dorfe. Da erhielt der Vater eine bessere Pfarrstelle in dem Flecken Schwarzenbach an der Saale. Hier wurde der 13jährige Knabe dem Rector übergeben, in dessen Schule er wenig lernte. Der Vater that ihn daher mit 16 Jahren auf die Schule der benachbarten Stadt Hof. Auch hier lernte er mehr durch eifriges Selbstarbeiten, als in der Schule, so wie er denn überhaupt immer einen lebhaften Trieb in sich fühlte, sich durch sich selbst zu bilden, und diese Freude an den Wissenschaften hielt ihn aufrecht, auch wenn es ihm äußerlich noch so schlecht erging. Bald darauf starb der Vater, ohne seine in Joditz gemachten Schulden bezahlt zu haben, und hinterließ daher die Familie in großer Noth. Die Mutter zog, von Elend und Armuth verfolgt, mit ihren andern 4 Söhnen nach Hof. Schon mit 18 Jahren ging Jean Paul — so pflegte er sich nachher als Schriftsteller zu nennen — auf die Universität nach Leipzig, um Theologie zu studiren. So wie er schon vorher ein ungewöhnliches Nachdenken gezeigt hatte, so fuhr er hier fort, Alles

mit Verstand zu betreiben, und über seine Studien ein eigenes Tagebuch zu führen. Was seinen Fleiß noch mehr anspornte, war der innige Wunsch, recht bald ein Amt zu erhalten, um seiner armen Mutter ein sorgenfreies Auskommen zu verschaffen, und für die Erziehung seiner vier Brüder zu sorgen. Dieser Wunsch machte ihn auch, als er erst 19 Jahre alt war, zum Schriftsteller. Er schrieb ein witzig-satyrisches Buch: die grönländischen Prozesse. Aber es machte so wenig Aufsehen, daß er mehrere Jahre lang vergebens einen Verleger für andere Satyren suchte. Dabei litt er oft die größte Noth, konnte nicht einmal immer Mittags warm speisen, und mußte Schulden machen; denn seine arme Mutter, die selbst nicht wußte, wo aus und wo ein, konnte ihm selten einige Thaler schicken.*) Zuletzt mußte er Leipzig heimlich verlassen, um wegen seiner kleinen Schulden nicht festgenommen zu werden. Er wohnte nun in Hof, studirte emsig, und schrieb, konnte aber für seine Schriften, nach denen sich später die Buchhändler drängten, noch immer keinen Verleger bekommen, um sich und seiner Mutter aus der Noth zu helfen, und er hätte untergehen müssen, hätte er nicht Unterstützung bei einigen Jugendfreunden gefunden. Am meisten erheiterte ihn der Umgang mit einem geistreichen Landprediger Vogel, zwei Stunden von Hof, der ihn schon als Jüngling geliebt, und mit Büchern versehen hatte. In Hof wohnte Jean Paul in einem kleinen Stübchen, das ihm die Mutter abgetreten hatte, mehrere Jahre mit Nahrungssorgen, bis ihn ein benachbarter Gutsbesitzer zum Hauslehrer annahm. Aber hier war seine Lage höchst unangenehm, und nach 3 Jahren nahm er den Antrag dreier in Schwarzenbach wohnender Freunde an, als Lehrer ihrer Kinder dahin zu ziehen. Mit großer Mühe erlangte er um diese Zeit auch, daß ein Buchhändler sich entschloß, sein Buch: Auswahl aus des Teufels Papieren zu drucken. Aber auch dies lenkte noch nicht die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn, und verge-

---

*) Ihre Noth war so groß, daß einer ihrer Söhne, ein durch Geist und Herz ausgezeichneter Mensch, in der Saale den Tod suchte und fand, um ihr dadurch das Leben zu erleichtern. Eine grausame Liebe!

bens bot er seine Schriften bald hier, bald dort an die Buchhändler aus; überall wurde er kalt zurückgewiesen. Er wandte sich, wie schon früher an Weiße, jetzt an Meißner in Prag, an Herder, an Wieland, und bat, ihm einen Verleger zu verschaffen; alles vergebens. Endlich entschloß er sich einen Roman zu schreiben: die unsichtbare Loge, die zum Theil seine eigene Lebensgeschichte enthält. Er schickte das Manuscript an Moritz in Berlin*), und hatte die große Freude, eine sehr freundliche Antwort zu erhalten, mit dem Versprechen, daß Moritz's Schwager, ein berliner Buchhändler, es drucke, und ihm 100 Ducaten zahlen werde. Dies Buch gab er zuerst unter dem Namen Jean Paul heraus, und nun war sein Ruf als einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller gegründet. Noch am späten Abend eilte er bei Sternenschein von Schwarzenbach nach Hof zur Mutter, die er noch beim ärmlichen Spinnrad sitzen fand, um ihr den goldnen Reichthum in die Schürze zu schütten, und ihre Nahrungssorgen zu mildern.

Nachdem Jean Paul vier Jahre in Schwarzenbach unterrichtet hatte, ließ er sich in Hof nieder, und führte seine Mutter aus dem elenden Häuschen, in dem sie bisher unter Kummer gewohnt hatte, in eine bequemere Wohnung. Auch in Hof unterrichtete er anfangs noch 3 kleine Mädchen und einen Knaben in den Anfangsgründen, und arbeitete seinen Hesperus und seinen Quintus Fixlein aus. Sein Ruhm wuchs besonders durch den Hesperus, und auch äußerlich verbesserte sich seine Lage. Er reiste oft nach Baireuth, wo er viele Freunde und Bewunderer fand, während die Einwohner von Hof seinen hohen Werth nicht zu schätzen wußten. Vorzüglich zog ihn nach Baireuth ein jüdischer Geschäftsmann, Emanuel, ein so edler Mann, daß Richter bis an seinen Todestag mit innigster Liebe an ihm gehangen hat.

Um diese Zeit erhielt er einen Brief von einer vornehmen Dame aus Weimar, welche ihm den großen Beifall meldet,

---

*) Moritz war Professor und Hofrath in Berlin, und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein äußerst geistreicher Mann. Er starb 1793, im 36sten Lebensjahre.

welchen seine Schriften in Weimar fanden, und ihn dahin einlud. Er reiste hin im Sommer 1796, und hielt sich drei Wochen daselbst auf. Er wurde hier mit dem größten Enthusiasmus empfangen. Die Herzogin Amalie hatte an allen Thoren den Auftrag gegeben, ihr seine Ankunft sogleich zu melden, und alle die berühmten Männer, die damals dort lebten, wetteiferten, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen, ohne ihn dadurch stolz zu machen; denn er selbst dachte am geringsten von sich. „Sein Aeußeres diente zwar wenig zu seiner Empfehlung. Gegen die damalige Gewohnheit trug er den Hals entblößt; frei flatterte in leichten dünnen Locken das Haar um seinen Nacken; zwar stark und markig von Körperbau, war er doch damals mager und von gelblicher bleicher Gesichtsfarbe. Nur das Auge trug allen Zauber einer höheren, sich offenbarenden Welt. Er sprach, wie er schrieb, blühend und bestimmt; sein Organ war wohlklingend und volltönend, aber weich. Zu diesem Allen nun die ganze Unschuld seines Wesens, die Wahrhaftigkeit und Wärme seiner Empfindungen, der in heiliger Religiosität tief begründete Glauben an die Menschheit." Herder war entzückt über die neue Bekanntschaft. „Ich kann von ihm nichts sagen," — schrieb er an Jacobi — „als: er ist ganz Herz und Geist; ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viel zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt, wie — ich zum Beispiel." Jean Paul lebte in Weimar ungemein glücklich; dann kehrte er nach Hof zurück.

Während er im folgenden Sommer (1797) in Eger im Bade war, starb ihm seine geliebte Mutter. Er hatte mit ihr Eine kleine Stube bewohnt, und ihr das Alter möglichst erleichtert. Ihr Tod ergriff ihn tief. Jetzt hatte er nichts, was ihn in Hof fesselte. Er wählte Leipzig zu seinem Aufenthalte. Auch hier kam ihm Alles mit Liebe und Verehrung entgegen, und überhaupt war nun sein Ruhm so hoch gestiegen, daß er von allen Seiten Briefe von Unbekannten erhielt, die ihm für die aus seinen Werken geschöpfte Erhebung des Gemüths dankten, und seine Bekanntschaft wünschten. Er blieb in Leipzig nur ein Jahr, weil er sich verlassen vorkam,

und große Sehnsucht hatte, in Weimar mit Herder zusammen zu leben. Daher ließ er nun in Weimar sich nieder, und fand dieselbe herzliche Aufnahme, wie zwei Jahre früher. Auch machte er im folgenden Jahre (1799) Besuche in Gotha und Hildburghausen; an beiden Orten wurde er am Hofe wie ein alter lieber Bekannter begrüßt, und täglich eingeladen, und der Herzog von Hildburghausen gab ihm den Titel eines Legationsrathes. Im Frühjahre 1800 besuchte er auch Berlin zum ersten Male, wurde auch hier hochgefeiert, und hatte die Ehre, daß sich unzählige junge Damen einige seiner Haare zum Andenken ausbaten. Berlin zog ihn so an, daß er im Herbst 1800 Weimar, trotz seiner Liebe zu Herder, verließ, und nach Berlin zog. Hier fand er endlich, was er so lange vergebens gesucht hatte: ein weibliches Wesen, welches dieselbe menschenfreundliche Liebe, die er gegen das ganze Menschengeschlecht hegte, in ihrem Herzen trug, und zugleich die hohe Geistesbildung hatte, welche zu seinem Geiste paßte. Schon bei seinem ersten Besuche in Berlin hatte er bei einem Gastmahle die Familie des Geheimen Ober-Tribunalsrath Maier kennen gelernt; allein der Vater, ein hochgebildeter und geistreicher, aber strenger und fester Mann, hatte seine entschiedene Abneigung gegen eine mögliche Verbindung seiner Tochter Caroline mit Richter zu erkennen gegeben, weil er ihn früher für einen Schriftsteller gehalten hatte, der nur zur Belustigung des Publicums schriebe. Als Richter zum zweiten Mal nach Berlin kam, und nun deutlich seine Absicht aussprach, befürchtete die Tochter den Widerspruch des Vaters. Sie bat eines Morgens, vor seinem Bette kniend, ihn um seine Einwilligung, und wurde durch folgende Antwort freudig überrascht: „Mein Kind, wenn die Zufriedenheit des Vaters in der Wagschale deiner Empfindung auch etwas gilt, so sage ich dir, daß keine Verbindung mir so viel Freude machen kann, und ich in ihr den Lohn meiner Sorgen für eure Erziehung erblicke." *) Im May 1801 wurde die Vermählung vollzogen. Zunächst ließ

*) Die andere Tochter vermählte sich später mit dem Hofrath Mahlmann in Leipzig, von dem unten.

sich Richter in Meiningen nieder. Daß die Ehe eine der glücklichsten war, braucht kaum erst gesagt zu werden; sie wurde noch glücklicher durch die Geburt einer Tochter. Jean Paul genoß zugleich der traulichsten Freundschaft des Herzogs; kurz, er hatte Alles, was er wünschen konnte.

Dennoch verließ er Meiningen 1803, und zog nach Coburg, weil ihm Stadt und Gegend besser gefielen, und — weil er lange an keinem Orte aushielt. Der erste große Schmerz, der ihn hier traf, war Herders Tod. Auch in Coburg hielt er nicht lange aus, und wählte das ihm immer sehr werthe Baireuth zu seinem nun bleibenden Wohnsitze. Seine äußere Lage besserte sich bedeutend, als der damalige Fürst Primas, Karl v. Dalberg, ihm eine ansehnliche Pension aussetzte, die nachmals, nach dessen Entsetzung und Tode, der König von Baiern übernahm. Richter starb 1825.

Von seinen vielen Schriften zeichnen wir noch vorzüglich aus: den Titan, wohl sein ausgezeichnetstes Werk, auf welches er selbst auch vorzüglichen Werth legte, das Campanerthal, und die Levana, in der er über die Erziehung des weiblichen Geschlechts seine Ansichten ausspricht, ein allen Müttern sehr zu empfehlendes Buch. Zwar hat Richter nie Verse gedichtet; dennoch gehört er eben so gut unter die Dichter als unter die Prosaiker, da seine meisten Werke die kühnsten Phantasiebilder enthalten.

Baggesen

geboren in Korsöer in Dänemark 1764. Er war mehrere Jahre Professor in Kiel, erhielt den Titel eines Justizraths, lebte eine Zeit lang auf Reisen, namentlich in Paris, und starb 1826 in Hamburg, als er aus dem Marienbad in Böhmen nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte. Seine Oden sind voll Kraft und tiefen Gefühls. Sein berühmtestes Gedicht ist das idyllische Epos: Parthenais, in welchem er seine mit 3 Damen nach den Alpen unternommene Reise beschreibt.

Heydenreich

geboren in Stolpen unweit Dresden 1764, wo sein Vater Oberprediger war. Der Knabe erhielt bis in sein 14tes Jahr

von einem geschickten Hauslehrer Unterricht, bei dem er ungemeine Fortschritte machte und seine schönen Anlagen schnell entwickelte. Dann kam er nach Leipzig auf die Thomasschule, und zeichnete sich auch hier aus. Auf der Universität Leipzig studirte er vorzugsweise Philosophie; aber sein lebhafter Geist drängte ihn auch zur Poesie; besonders bewog ihn das Lesen der Räuber von Schiller und der Trauerspiele Klingers, eigene Versuche zu machen. Aber so viel Trauerspiele er auch zu schreiben anfing, so hat er doch keins derselben vollendet. Mit 21 Jahren wurde er schon Magister, und fing nun an, Vorlesungen zu halten. Sein Unglück war aber, daß er nicht verstand, mit Gelde umzugehen, und daß er daher Schulden machte, in der Hoffnung, sie durch den Ertrag seiner Schriften, die ihm sehr leicht wurden, abtragen zu können. Aber bei seinem Leichtsinn gerieth er immer tiefer hinein. Er wurde zwar Professor, aber nur mit einem sehr geringen Gehalte, und die Schwierigkeit, sich zu retten, wurde immer größer. Da beschloß er, sein Lehramt aufzugeben, und sich auf dem Lande durch Schriftstellerei zu ernähren. Er ließ sich in Burgwerben, einem Dorfe unweit Weißenfels, nieder. Aber auch hier fehlte es ihm oft an Lust und an Kraft zum Denken und Schreiben; denn durch übermäßigen Gebrauch des Opiums, und späterhin des Branntweins hatte er sein Nervensystem zerrüttet. Seine Gläubiger drängten ihn, und seine Lage wurde immer mißlicher. Da erlöste ihn ein plötzlicher Tod 1801, erst 37 Jahre alt.

Er war ein sehr guter Kopf, und ein gewandter, lebhafter, blühender Dichter. Seine Oden und Lieder sind weniger kräftig, als zart, mild und anmuthig.

Friederike Brun, geborne Münter,

wurde 1765 in Gräfen-Tonna bei Gotha geboren, wo damals ihr Vater Balthasar Münter, als Dichter geistlicher Lieder bekannt, Superintendent war. Ihre Jugend verlebte usie in Kopehagen, wohin ihr Vater gleich nach ihrer Geburt als Prediger ging. Hier sah sie Klopstock, Cramer und Gerstenberg oft im elterlichen Hause, späterhin auch die beiden

Stolberge. Dieser Umgang entwickelte ihre Talente, und erweckte die Neigung, ihre Gefühle in Liedern auszusprechen. Da sie sich aber ihrer Versuche schämte, so hatte sie sich in dem Storchneste eines dichtbewachsenen Baums Tinte, Feder und Papier versteckt, bis einst der Wind die poetischen Versuche durch den ganzen Garten wehte, und ihre heimlichen Beschäftigungen verrieth. Regelmäßigen Unterricht erhielt sie nicht, sondern sie lernte durch Gespräche mit ihrem Vater und durch fleißige ernste Lectüre. Auf einer Reise nach Gotha mit ihren Eltern lernte sie viele merkwürdige Männer kennen, namentlich Abt Jerusalem in Braunschweig und Herder in Weimar. Achtzehn Jahre alt wurde sie mit dem Director der dänisch-ostindischen Compagnie, nachherigem Conferenzrathe, Brun vermählt. Gleich darauf machte sie mit ihrem Gatten eine Reise nach Petersburg, und blieb dann einen Winter in Hamburg, wo Klopstock ihr täglicher Umgang war. Während des harten Winters 1788 — 89 wurde sie durch eine Erkältung taub, und ist es auch seitdem geblieben. Je weniger sie nun durch äußere Gegenstände abgezogen wurde, desto mehr richtete sich ihr Sinn nach innen, und ihre geistige Kraft erhielt eine beim weiblichen Geschlecht seltene Höhe. Sie beschäftigte sich mit Geschichte, Alterthumskunde und Künsten und dem Allen, was dem Geiste eines Weibes eine höhere Bildung zu geben vermag. Im Jahre 1791 und 92 begleitete sie ihren Gatten auf einer Reise durch Frankreich und die Schweiz, und schloß in Lyon mit Matthisson, in Genf mit Bonstetten eine innige Freundschaft. Nach ihrer Rückkehr litt sie lange und heftig an Nervenschwäche und Krankheiten, so daß sie oft dem nahen Tode entgegensah. Aber sie wurde erhalten, und mußte auf den Rath des Arztes 1795 nach der Schweiz und Italien reisen. Unterwegs lernte sie die ausgezeichnete Fürstin Luise von Dessau (s. oben bei Matthisson) kennen, die sie bald darauf mit Matthisson in Lugano, wohin auch Bonstetten kam, überraschte, so daß die vier durch Freundschaft verbundenen Seelen hier herrliche Tage verlebten. Im Winter war sie mit der Fürstin und Matthisson in Rom. Die vulkanischen Bäder von Ischia heilten ihre Schwäche, und sie kehrte im folgenden Jahre gesund

nach Kopenhagen zurück. Doch als ihre Leiden nach einigen Jahren wiederkehrten, erklärte der Arzt, sie müßte zur Erhaltung ihres Lebens in südlicheren Gegenden wohnen. Sie reiste daher 1801 mit ihrer jüngsten Tochter nach der Schweiz, und lebte abwechselnd in Genf, wo sie mit dem französischen Minister Necker und seiner geistreichen Tochter, der Frau v. Staël, umging, und auf einem Gute ihres Freundes Bonstetten. Dann reiste sie nach Rom, und erst im folgenden Jahre nach Kopenhagen zurück. Aber gleich nach ihrer Ankunft warf eine siebenmonatliche Krankheit sie aufs Siechbette, und die Aerzte drangen in sie, aufs Neue nach dem Süden zu reisen. Sie begab sich für den Winter 1805 — 6 mit ihren zwei jüngsten Töchtern nach Genf, wo sie wieder mit Frau v. Staël und Bonstetten zusammentraf, und sich über ein Jahr aufhielt. Dann ging es, weil die jüngste Tochter erkrankt war und ein wärmeres Klima nöthig hatte, nach Rom, wo die Kranke erst nach zwei Jahren hergestellt wurde. Hierauf gebrauchte sie die Bäder von Castell' a Mare bei Neapel, worauf Mutter und Tochter nach fünfjähriger Abwesenheit nach Kopenhagen zurückkehrten. Seitdem lebt sie dort, oder auf ihrem schönen Landgute Sophienholm in einer reizenden, bewaldeten Gegend Seelands.

Sie gehört zu den edelsten und gebildetsten Frauen, und auch als lyrische Dichterin ist sie zu den gefühlvollsten zu zählen.

Neubeck

wurde 1765 in Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen geboren, wo sein Vater Hofapotheker war. Er besuchte die Ritterakademie in Liegnitz, und wurde, nachdem er in Göttingen und Jena studirt hatte, Doctor der Medicin. Er ließ sich zuerst in Liegnitz als Arzt nieder, dann in Steinau an der Oder, wo er noch, allgemein geachtet, lebt. Am berühmtesten hat ihn sein größeres Gedicht: die Gesundbrunnen gemacht, in welchem er die Heilkräfte einzelner Heilquellen und das in ihnen herrschende gesellige Leben schildert.

Aloys Schreiber

geboren 1765 in Kappel im Großherzogthum Baden, lebt in Karlsruhe als Hofrath. Er hat Erzählungen, beschreibende Gedichte und Lieder geliefert.

Bouterweck

wurde 1766 in Ocker, einem Hüttenwerke bei Goslar, geboren, wo sein Vater ein angesehener Bergbeamter war. Großen Einfluß auf seine Bildung hatte seine treffliche Mutter, eine zart und tief fühlende Frau, welche den Knaben mit ihren Lieblingsdichtern Gellert und Klopstock bekannt machte. Als er auf das Carolinum nach Braunschweig geschickt worden war, genoß er hier den Unterricht Eberts, Gärtners und Eschenburgs. In Göttingen studirte er die Rechte; dabei beschäftigte er sich viel mit Poesie. Daher wollten ihm auch die Acten gar nicht behagen, nachdem er Advocat in Hannover geworden war. Er legte sein Amt bald nieder, und ging nach Berlin, um sein Glück zu versuchen, und da er es nicht fand, zu seiner Mutter nach Goslar. Hier lebte er als Schriftsteller einige Jahre, und gab unter andern seinen bekannten Roman: Graf Donamar heraus. Lange bemühte er sich vergebens, in Göttingen eine Professur zu erhalten. Endlich gelang es ihm, und er beschäftigte sich nun vorzugsweise mit Philosophie. Er starb 1828, 62 Jahre alt, in Göttingen.

August Wilhelm von Schlegel

war der Sohn des obenerwähnten Dichters Johann Adolph Schlegel in Hannover, und wurde 1767 daselbst geboren. Sein Sinn für das Schöne und Gute erhielt seine erste Nahrung durch seine brave Mutter, welche ihren Kindern den ersten Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte selbst ertheilte. Daher rührte auch die innige Liebe, die er für sie bis an ihren Tod hatte. Nachdem er in Göttingen erst Theologie, dann Alterthumswissenschaft studirt hatte, wurde er Führer eines jungen reichen Engländers in Göttingen, und hatte das Glück,

daß Bürger ihn seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte. Dann brachte er drei Jahre in Amsterdam als Erzieher in einem angesehenen Hause zu. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde er Professor in Jena. Hier schlossen sich an ihn an sein Bruder Friedrich Schlegel, der damals in Jena Privatgelehrter war, Novalis (Freiherr v. Hardenberg) und Tieck, die da studirten. Diese vier jungen, feurigen, und ihren Kräften zu viel trauenden Männer wollten neue Gesetze für die Poesie einführen, und werden daher als die Stifter der sogenannten neuen (romantischen) Schule betrachtet. Durch ihre Anmaßung geriethen sie mit andern Dichtern, namentlich mit Kotzebue, in Streitigkeiten. Unangenehme häusliche Verhältnisse bewogen ihn nach Berlin zu gehen. Hier blieb er nicht lange; denn Frau v. Staël, Neckers berühmte Tochter, die damals eine Reise durch Deutschland machte, wählte ihn zu ihrem Begleiter und zum Erzieher ihrer Kinder. Mit ihr wohnte er meist auf ihrem väterlichen Schlosse Coppet am Genfersee, machte aber auch mit ihr mehrere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien. Nachdem aus diesen Ländern Napoleon's Herrschsucht die Staël vertrieben hatte, ging er mit ihr nach Schweden. Hier lernte ihn der damalige Kronprinz (Bernadotte) kennen und schätzen, nahm ihn als seinen Secretair mit dem Titel eines Regierungsraths in seine Dienste und ertheilte ihm den Adel. Schlegel begleitete den Kronprinzen 1813 nach Deutschland. Seit 1818 ist er Professor in Bonn. Vorzüglich hat er sich als geschmackvoller Uebersetzer Shakspeare's berühmt gemacht, auch den spanischen Dramatiker Calderon theilweise übersetzt.

Kind

wurde 1768 in Leipzig geboren, und lebt in Dresden als Hofrath. Er ist als anmuthiger Erzähler bekannt, in Prosa und in Poesie. In letztrer zeigt er besonders eine große Leichtigkeit des Versbaues und des Reimes.

Krummacher

wurde 1768 in Teklenburg in Westphalen geboren, war eine Zeitlang Prediger in Bernburg, und ist jetzt Prediger und

Superintendent in Bremen. Seine Berühmtheit verdankt er vorzüglich seinen Parabeln, die sich durch Zartheit der Empfindungen und durch Schönheit des Ausdrucks auszeichnen.

Sophie Brentano,

geschiedene Mereau, geb. Schubart,

wurde 1768 in Altenburg geboren. Ueber ihre jugendlichen Verhältnisse ist uns nichts bekannt. Sie verheirathete sich mit dem Professor Mereau in Jena, lebte aber so unglücklich mit ihm, daß die Ehe getrennt werden mußte. Darauf heirathete sie den als Novellendichter bekannten Brentano, der ihren Werth besser zu schätzen verstand. Sie lebte mit ihm anfangs in Frankfurt am Mayn, dann in Heidelberg. Hier starb sie plötzlich 1806 im Wochenbette, nachdem sie noch Abends vorher in einer frohen Gesellschaft auf dem romantisch gelegenen Heidelberger Schloß gewesen war. Sie war höchst liebenswürdig; denn sie besaß bei hoher Geistesbildung und großem Dichtertalent eine seltene Bescheidenheit und Heiterkeit; daher wurde ihr Umgang sehr gesucht, und ihr Tod allgemein betrauert.

Gittermann,

geboren 1768 in Dunum in Ostfriesland, ist jetzt Prediger in Eggelingen daselbst. Er hat sich als gefühlvoller Liederdichter bekannt gemacht.

August Gottlob Eberhard

wurde geboren in Belzig zwischen Halle und Berlin 1769. Er legte sich anfangs auf Malerei, und nährte sich davon in Halle, versuchte sich auch als Schriftsteller, und gab einige wohlgelungene Romane heraus. Späterhin wurde er Buchhändler in Halle. Jetzt lebt er auf seiner Besitzung zwischen Halle und Giebichenstein. Unter seinen Gedichten ist das vorzüglichste seine schöne Idylle: Hannchen und die Küchlein, in 10 Gesängen.

Witschel

wurde 1769 in Henfenfeld, einem Dorfe in Baiern, geboren, und ist Decan in Kattenhochstadt im baierschen Rezatkreise. Er gab eine Sammlung von poetischen Gebeten unter dem Titel Morgen- und Abendopfer heraus, die den großen Beifall, den sie gefunden haben, ganz verdienen.

Arndt

wurde 1769 auf der Insel Rügen geboren. Er bildete sich durch Reisen in Schweden, Italien, Frankreich, Deutschland und Ungarn, und wurde dann außerordentlicher Professor in Greifswalde. Hier zeigte er sich als einen eifrigen Feind der französischen Despotie, und schrieb als solcher den Geist der Zeit, in welchem er dem französischen Einfluß zu wehren und die Deutschen dagegen aufzuregen suchte. Er mußte daher, als die Franzosen 1806 vordrangen, sich vor ihnen flüchten, und hielt sich unter fremdem Namen bald hier, bald da auf. Erst 1813 trat er wieder hervor, schrieb kräftig gegen die französische Herrschaft, und wurde endlich als Professor in Bonn angestellt, wo er noch lebt. Sowohl in seinen prosaischen als poetischen Schriften tritt überall seine kräftige Gesinnung hervor.

Karoline Pichler,
geb. v. Greiner.

wurde 1769 in Wien geboren. Ihr Vater war Hofrath und Geheimer-Referendarius, und ihre Mutter vor ihrer Verheirathung Kammerfrau und Vorleserin der Kaiserin Maria Theresia, welche sie als Waise unter ihren Augen hatte erziehen lassen. Das Haus ihres hochgebildeten Vaters war der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Männer, und manche berühmte Fremde besuchten es. Denis, Mastalier, Alxinger, Blumauer waren Hausfreunde, Nicolay besuchte die Familie von Petersburg, und Klopstock stand mit der Mutter in Briefwechsel. Die Gesellschaft solcher Männer hatte auf die Bildung des fähigen Mädchens großen Einfluß, und Geßners Idyllen, Bodmers

Noachide und Klopstocks Messias machten vorzüglich starken Eindruck auf sie. Auch wurden Voß's Luise, Hermes's Reise Sophiens von Memel nach Sachsen, Gellerts Fabeln, Bürgers und Stolbergs Gedichte mit großem Vergnügen und vielem Nutzen gelesen. Schon als Mädchen dichtete sie Idyllen nach der Manier Geßner's und Voß's, und schrieb: die Gleichnisse, aber ohne sie drucken zu lassen. Mit 27 Jahren verheirathete sie sich mit dem Regierungsrathe Pichler, einem höchst gebildeten und braven Manne, mit dem sie in einer ununterbrochen glücklichen Ehe lebt. Auf sein Zureden ließ sie die Gleichnisse drucken, die gut aufgenommen wurden. Dies gab ihr Muth, auch ferner für den Druck zu arbeiten, und so folgten nach einander folgende sehr anmuthige Romane: Olivier, Leonore, Agathokles, und die Grafen von Hohenberg. Dazwischen gab sie auch Idyllen und Romanzen und die Geschichte der Ruth heraus. Zuletzt versuchte sie sich auch in dem Trauerspiel. Ihr Germanicus, noch mehr aber ihr Heinrich von Hohenstaufen wurde mit großem Beifalle aufgeführt. Ihre letzten größeren Arbeiten waren: Frauenwürde, und Friedrich der Streitbare. Sie lebt noch jetzt in Wien in allgemeiner Achtung.

Falk

wurde 1770 in Danzig geboren. Schon während er in Halle studirte, beschäftigte er sich mit Poesie, trat als Satyriker auf, und machte als solcher großes Aufsehen. Aber sein Feuer erkaltete bald; seine späteren Satyren fanden nicht mehr den früheren Beifall, und als er das Unglück hatte, binnen einer Woche vier seiner Kinder an einem epidemischen Faulfieber zu verlieren, entsagte er der Poesie ganz, und wandte seine ganze Thätigkeit wohlthätigen Zwecken zu. Er stiftete in Weimar, wo er mit dem Titel eines Legationsrathes lebte, eine Anstalt für verwahrlosete Bettelkinder, die er zum Fleiße und zur Gottesfurcht anhielt, wodurch er viel Gutes stiftete, und viele Seelen vom Verderben rettete. Er starb 1826 in Weimar.

Rochlitz

wurde 1770 in Leipzig geboren. Hier lebt er noch mit dem Hofrathstitel als Privatmann. Er ist als ein sehr angenehmer Erzähler bekannt.

Mahlmann

wurde 1771 in Leipzig geboren. Er privatisirte dort als Hofrath, und gab die Zeitung für die elegante Welt heraus. Er ist schon bei Kotzebue als Verfasser der Travestie Herodes von Bethlehem genannt worden. Seine Lieder zeugen von schönem, tiefem Gefühl, und gehören zu den besten, die wir haben. Er war mit der jüngeren Tochter des Obertribunalsrath Maier in Berlin verheirathet, und also ein Schwager Jean Pauls. Er starb 1826.

Freiherr von Hardenberg (Novalis)

hatte als Dichter den Namen Novalis angenommen, und wurde 1772 auf dem Landgute seines Vaters, welcher Director der sächsischen Salzwerke war, in der Gegend von Eisleben geboren. Als Kind zeigte er wenig Fähigkeiten, bis er im 9ten Jahre von einer gefährlichen Krankheit genesen war. Jetzt entwickelten sich seine großen Anlagen schnell, und während er mit großem Fleiße Wissenschaften trieb, entwarf er schon als Knabe Gedichte, besonders Mährchen. Während er in Jena studirte, machte er mit August Wilhelm von Schlegel und Tieck Bekanntschaft, und schloß sich innig an sie an. Daß er mit ihnen an der neuen Wendung, welche die beiden Schlegel damals der Poesie gaben, besonderen Antheil nahm, ist schon gesagt worden. Sein Vater lebte in Weißenfels, und hierhin kehrte auch der Sohn von Jena zurück. Während er sich in Arnstadt im Schwarzburgischen aufhielt, um sich hier zum praktischen Geschäftsleben vorzubereiten, lernte er auf einem benachbarten Landgute das liebenswürdige Fräulein Sophie von Kühn kennen. Die Liebe zu ihr war für sein Leben entscheidend, und stimmte ihn zu hoher Begeisterung. Eine ge-

fährliche Krankheit, in welche sie bald darauf verfiel, wurde zwar geheilt, ließ aber eine Kränklichkeit zurück, die sich 2 Jahre darauf mit ihrem Tode endigte. Hardenberg lebte damals im elterlichen Hause. Sein Schmerz war gränzenlos. Seitdem lebte er nur in seiner Trauer um die Entschlafene, und wandte seinen ganzen Sinn nur der höheren Welt zu, wo seine Sophie weilte. Diese Sehnsucht nach oben drücken alle seine Gedichte seit dieser Zeit aus. Mit Gewalt riß er sich zwar los, und legte sich in Freiberg in Sachsen auf Naturwissenschaft und Bergwesen. Auch wurde er bald als Assessor und Amtshauptmann angestellt; aber er fand nirgends Ruhe. Er lebte nun nach einander in Jena bei und mit den Schlegels und Tieck, dann in einem einsamen Dorfe am Fuße des Kyfhäuser-Berges in der goldenen Aue, wo er seinen Roman Heinrich von Ofterdingen ausarbeitete, zuletzt in Weißenfels, wo er Pläne für sein künftiges Leben entwarf. Aber hier zeigten sich bald Spuren von Lungensucht, und 1801 endigte er sanft in Weißenfels. Vorzüglich ausgezeichnet sind seine geistlichen Lieder, welche eine innige Religiosität aussprechen, aber nicht ohne einen Anflug von Mysticismus sind. Er war groß, schlank und gut gewachsen. Sein lichtbraunes Haar trug er in herabfallenden Locken. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Seine Freundlichkeit, seine offene Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war. Ohne Eitelkeit, ohne gelehrten Hochmuth, ohne Ziererei und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Mensch.

Friedrich von Schlegel

wurde 1772 in Hannover geboren, und war der jüngste Sohn des Oberconsistorialraths Johann Adolph Schlegel. Er wurde von einem kinderlosen Oheime, einem Landprediger, erzogen, und vom Vater zum Kaufmannsstande bestimmt. Bedeutende Fähigkeiten zeigte er als Knabe und Jüngling nicht. Nachdem er in einer Handlung in Leipzig untergebracht war, erkannte er erst, daß er zur Handlung keine Neigung habe, und bat den Vater, ihn zurückkommen zu lassen. Nachdem dies erlaubt worden war, legte er sich mit großem Eifer auf Spra-

chen und Wissenschaften, und brachte es besonders in den alten Sprachen sehr weit. Er lebte in Jena und nachher in Berlin mit seinem Bruder August Wilhelm zusammen, und schloß sich seinen Bemühungen an, auf die Literatur verbessernd einzuwirken. An Uebertreibungen fehlte es dabei nicht, die ihm den Spott Kotzebue's und Andrer zuzogen. Dann ging er auf mehrere Jahre nach Paris, wo er sich mit der indischen Literatur und der Sanscrit-Sprache bekannt machte. Er hatte sich mit einer Tochter des berühmten Moses Mendelssohn verheirathet, die sich erst in Paris taufen ließ. Als er von hier nach Cöln ging, bekannte er sich daselbst, zur großen Betrübniß seines Bruders und seiner Freunde, mit seiner Frau zur katholischen Kirche. Von da ging er nach Wien. Hier wurde er zum kaiserlichen Hofsecretair ernannt, und begleitete den Erzherzog Karl in den 1809 ausgebrochenen Krieg, in welchem er die gegen Frankreich erlassenen Manifeste aufsetzte. Nach Wien zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen über Geschichte und Literatur vor einer Versammlung ausgezeichneter Männer und Frauen. Späterhin ernannte ihn der Kaiser zum Legationsrath, und ertheilte ihm den Adel. Er starb 1829 in Dresden, wohin er zum Besuch seiner Freunde gereist war. Als Dichter steht er seinem Bruder wohl nach, den er dagegen vielleicht an Gelehrsamkeit übertraf.

Heinrich Joseph Edler von Collin

wurde 1772 in Wien geboren, wo sein Vater Arzt war. Nach einer sehr fleißig hingebrachten Jugend wurde er als Geschäftsmann in Wien angestellt, und stieg nach und nach bis zum Hofrath hinan. Am Tage lag er mit großer Thätigkeit seinem Amt ob, und die nächtlichen Stunden verwandte er zum Theil auf Beschäftigungen mit der ihm theuren Poesie. Das erste Aufsehen erregte sein Trauerspiel Regulus, dem der Coriolan und andere Trauerspiele folgten. Er starb schon 1811, allgemein bedauert, da er wegen seines edlen Herzens, seiner Bescheidenheit und seiner innigen Anhänglichkeit an sein Vaterland allgemeine Achtung und Liebe genoß.

In seinen Trauerspielen trägt er in einer edlen Sprache schöne, erhabene Gedanken vor; nur fehlt die rechte Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit und oft auch richtige Zeichnung der Charaktere. Daher haben seine Stücke außer Wien keinen großen Beifall geerndtet, den sie doch verdienten. Auch seine Lieder und vaterländischen poetischen Erzählungen haben viele Schönheiten. Weit unbedeutender ist sein Bruder **Matthias von Collin.**

Tieck

wurde 1773 in Berlin geboren. Nachdem er in Halle studirt hatte, lebte er eine Zeitlang in Berlin, wo er sich mit altdeutscher und neuer Literatur und mit dem Studium der bildenden Künste beschäftigte. Auch schrieb er hier schon einige Romane, namentlich seine Volksmährchen, wodurch er seinen Namen bekannt machte. Dann lebte er in Jena, und schloß sich hier an die Gebrüder Schlegel und an Novalis an. Er war es vornehmlich, der die neuen Ansichten über das Wesen der Poesie verbreitete, und der romantischen Poesie, nach der sich die neue Schule die romantische nannte, mehr Eingang verschaffte. Am längsten lebte er in Ziebingen, einem Dorfe zwischen Frankfurt an der Oder und Crossen, beim Grafen von Finkenstein, auch abwechselnd in Berlin, ohne Amt, nur mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Auch unternahm er eine Reise nach Italien, wo er seine Kunstansichten berichtigte und erweiterte. Auf der Rückkehr zwang ihn die Gicht, an welcher er sehr leidet, eine Zeitlang in München zu verweilen. Dann kehrte er nach Ziebingen zurück. Seit mehreren Jahren lebt er mit dem Hofrathstitel in Dresden, und hat in neuerer Zeit vorzüglich Novellen geliefert. Ueber seinen Werth als Dichter sind die Stimmen zu getheilt, als daß wir ein Urtheil auszusprechen wagten. Von ihm ist auch des Cervantes Don Quixotte trefflich übersetzt.

Freiherr von Steigentesch

wurde 1774 in Hildesheim geboren. Er trat in östreichische Kriegsdienste, und stieg nach und nach zu den höheren Militair-

Graben hinauf. Er starb 1826 in Wien als General-Feld-Wachtmeister und Geheimerrath. Er hat sich durch Lustspiele und lyrische Gedichte als ein geschmackvoller Dichter bekannt gemacht.

Müllner

wurde in Langendorf bei Weißenfels 1774 geboren, wo sein Vater Amtsprocurator (Oberamtmann) war. Seine Mutter war eine Schwester des Dichters Bürger. Wielands Oberon machte auf den 12jährigen Knaben, der die Stadtschule in Weißenfels besuchte, einen entscheidenden Eindruck; bald darauf auch Schillers Don Karlos und Bürgers Gedichte. Mit 15 Jahren kam er nach Schulpforte bei Naumburg, wo er durch Talente und Privatfleiß seinen Mitschülern bald voraus eilte. Mit 19 Jahren bezog er die Universität Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Nebenbei trieb er eifrig das Studium der Poesie und Literatur, und verdankte darin besonders viel einer mütterlichen noch lebenden Freundin, der Doctorin Kaulfuß, deren Kenntnisse und Geschmack vielen Einfluß auf ihn hatte. Nach vollendeten Universitätsjahren übte er sich einige Zeit lang in dem sächsischen Städtchen Delitzsch in juristischen Geschäften, und ließ sich dann in Weißenfels als Advocat nieder. Erst als er 38 Jahre alt war, trat er als dramatischer Schriftsteller auf. Es wurde nämlich in Weißenfels ein Privattheater eingerichtet, dessen Seele Müllner war, und auf dem er selbst Rollen übernahm. Dies bewog ihn, selbst dramatische Werke auszuarbeiten, und da sie großen Beifall fanden, so fühlte er sich ermuntert, fortzufahren. Am meisten Aufsehen machten seine Trauerspiele: der 29ste Februar, die Schuld, König Yngurd, und die Albaneserin. Seine Stücke wurden auf den ersten Theatern mit großem Beifalle gegeben, und der König von Preußen ernannte ihn zum Hofrath. In den letzten Jahren seines Lebens sah er sich bei seiner großen Zanksucht und Rechthaberei in viele Streitigkeiten verwickelt. Auch in seiner Ehe lebte er höchst unglücklich. Er starb 1829.

Bei Otto's Begräbniß.*)

„Wem ertönt das weinende Geläute,
Das um Mitternacht vom Thurme hallt?
Gilt's dem hundertjähr'gen Greis, der heute
Thatensatt zum Lethe wallt?
Der, gesenkt die kriegerische Lanze,
Auf zerbrochnen Kronen steht,
Und im blutbespritzten Lorbeerkranze,
Gleich der Sonn im Nebel untergeht?"

Nein! es tönt dem Mann im Silberhaaren,
Der mit dem Jahrhundert unterging,
Dessen Lorbeer'n Menschenfreuden waren,
Der im Menschen auch den Freund umfing!
Otto's Geist, der Wahrheit reiner Spiegel,
Otto's Herz, dem graden Sinn geweiht,
Gab dem Scherze neue Flügel,
Hemmt' in ihrem Lauf die Zeit!

---

*) Die Veranlassung zu folgendem Gedichte war diese: Ein sehr beliebter und braver Arzt in Weißenfels, Dr. Otto, wollte auf seinem Weinberge neben der Stadt den Wechsel des Jahrhunderts durch Abbrennen mehrerer Kanonen feiern. Die Mitternachtsstunde schlug; die Kanonen ertönten einmal. Aber bei dem zweiten Abfeuern zersprang die eine und verwundete den Greis so gefährlich, daß er nach dem Hause seines Sohnes, der auch Arzt war, getragen werden mußte. Er lag ausgestreckt auf dem Sopha. Der graue Sokrates blutete. Sein Sohn schnitt ihm das Haar ab, um die Wunde zu untersuchen, und verkündigte froh, daß die Hirnschale unverletzt sey. „Ich sage es ja," sagte der Alte mit ungewöhnlich langsamer, klangloser Stimme, „es ist nichts!" Der Sohn wollte nun die Brust entblößen, wo die Kleider zerrissen waren. Der Verwundete ließ es nicht geschehen; er versicherte, er wäre hier nur gestreift, und machte eine ärztliche Vorschrift, die den Sohn nöthigte, aus dem Zimmer zu gehen. Er folgte ihm mit den Augen; dann sagte er zu den Umstehenden: „steht ihm bei — er ist nicht fest — er muß sich fassen lernen — ich will keinen Jammer." Und als sie Bestürzung zeigten, fuhr er fort: „Keine Rettung! Der Brustknochen ist entzwei! Ich darf keine Bewegung machen, so ist es aus." — „Warum unterbricht man das Fest?" sprach er weiter; „um eines Menschen willen mug die allgemeine Freude nicht gestört werden. Man soll fortfeuern!" Er bestand darauf; es mußte geschehen. Nach einigen Stunden war er todt.

Weise, sich in Andern zu vergessen,
Lieber stets, der giebt, als der erhält,
Schenkt' er, hätt' er eine Welt besessen,
Seinem Gaste freundlich eine Welt.
Für das Schattenbild der Ehre starben
Helden, allbewundert, unbeweint.
Gottes Hauch zerbläst der Thaten Farben;
Menschlicher starb unser Freund!

Auf denn! was der Menschheit Stempel führet,
Folgt der Bahre! Laßt das eitle Fest der Zeit!
Den um unsre Lust die Welt verlieret,
Weiht durch Thränen zur Unsterblichkeit!
Wenn beim Feiern künft'ger Jubeltage
Unser Enkel in Archiven späht,
Find' er seinen Namen noch und trage
Leid um ihn, bis dieser Schein vergeht!

Winkler

als Dichter unter dem Namen Theodor Hell bekannt, wurde 1775 in Waldenburg im Schönburgschen geboren. Sein Vater, ein achtungswerther Geistlicher, wurde nach Dresden versetzt, und der Knabe erhielt hier eine sehr sorgfältige häusliche Erziehung, bis er die Universität Wittenberg beziehen konnte, wo er die Rechte studirte. Aber eigene Neigung, so wie das Zusammenleben mit einigen gleichgesinnten Jünglingen zog ihn zugleich zur Poesie hin, die fleißig geübt wurde. Nach Dresden zurückgekehrt, wurde er anfangs beim Stadtgerichte angestellt, trat bald an Langbeins (s. S. 238) Stelle als Geheimer-Archiv-Kanzellist ein, und wurde vier Jahre später wirkl. Geheimer-Archiv-Registrator. Bei diesen Aemtern fand er hinreichende Zeit zu großer literarischer Thätigkeit. Auch unternahm er eine Reise durch Italien und Frankreich, und kehrte von da zurück, als gerade Dresden 1813 Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes war. Bald darauf wurde er zum Hofrath und zum Intendanten des dresdener Theaters ernannt. Diese Anstellung entsprach ganz seinen Wünschen und Talenten. Nach der Rückkehr des Königs von

Sachsen wurde er Theatersecretair in Dresden und Secretair der Akademie der Künste. Ebenso thätig, wie in seinem Geschäftsleben war Winkler auch als Schriftsteller. Außer vielen höchst gelungenen, meist lyrischen und dramatischen Gedichten verdanken wir ihm vorzüglich mehrere meisterhafte Uebersetzungen der Meisterwerke fremder Dichter, namentlich der Lusiade von Camoens, und des Mazeppa von Lord Byron.

Gries

wurde 1775 geboren. Seine Lebensumstände sind uns nicht bekannt. Früher lebte er in Jena, jetzt in Heidelberg. Wir haben von ihm eine schöne Uebersetzung von Torquato Tasso's befreitem Jerusalem, und Ariost's rasendem Roland. Auch seine eigenen Gedichte zeichnen sich durch edle Gedanken und Wohlklang aus.

Amalie von Helwig,

geb. v. Imhof,

wurde 1776 in Weimar geboren, wo ihre Mutter bei ihren Eltern zum Besuch war. Ihr Vater war früher Major in englischen Diensten, hatte als solcher in Ostindien gestanden; nachmals lebte er auf seinem Gute bei Nürnberg, wo er seine Tochter selbst unterrichtete. Ihre schönen Anlagen entwickelten sich schnell theils durch den Unterricht des geistreichen Vaters, theils durch Reisen, welche sie als Kind mit ihren Eltern nach Frankreich, England und Holland machte; schon im 8ten Jahre konnte sie englisch und französisch sprechen, und mit sieben Jahren dichtete sie schon. Nachdem der Vater sein Gut verkauft hatte, um nach Weimar zu ziehen, kam sie nach Erlangen in Pension, wo sie eine sehr verständige Erziehung erhielt. Ihre Erzieherin unterdrückte ihr sich stark hervordrängendes Talent für Poesie nicht, hinderte aber, daß die Phantasie nicht die Obergewalt erhielt. Indessen war der Vater gestorben, und die häuslichen Verhältnisse der Mutter machten es nöthig, daß sie mit 15 Jahren nach Weimar versetzt wurde. Hier half sie der Mutter treu in der Wirthschaft, bildete aber

dabei ihren Geist und ihre Fertigkeit aus. Sie lernte hier die Werke Bürger's, Hölty's, Stolberg's u. a. Dichter kennen, lernte sogar Griechisch, um den Homer lesen zu können (!), und übte sich fleißig im Zeichnen. Schiller lernte sie persönlich kennen, und da ihre Mutter eine Freundin von Schillers Frau war, so brachte sie oft Wochenlang in Schillers Hause in Jena zu, in einem Kreise, wo jede Unterhaltung ihren Geist bereicherte. Oft war sie Zuhörerin, wenn Schiller und Göthe ihre Gedanken austauschten. Jener bat sich ihre Gedichte aus, und ließ sie in seinem Musenalmanach abdrucken. Das erste größere Gedicht, das sie drucken ließ, waren die Schwestern von Lesbos. Bald darauf wurde sie, 24 Jahre alt, zur Hofdame am weimarschen Hofe ernannt. Zwei Jahre später vermählte sie sich mit dem schwedischen Oberst von Helwig, als er auf seiner Reise aus der Türkei durch Weimar ging. Indessen begleitete sie ihn nicht gleich nach Schweden, weil sie ihre kranke Mutter nicht verlassen konnte. Erst als diese im folgenden Jahre gestorben war, reiste sie nach Schweden nach. Aber die Luft sagte ihr hier nicht zu. Sie kehrte daher nach 7 Jahren nach Deutschland zurück, und ließ sich in Heidelberg nieder, wo sie sich mit Malerei und Schriftstellerei beschäftigte. Ihr Gatte trat nachher in preußische Dienste, und seitdem lebten beide in Berlin. Sie starb 1831 daselbst.

Heinrich von Kleist

wurde 1776 geboren, lebte in Berlin, und nahm sich in einem Anfalle von poetischer Ueberspannung zugleich mit einer ihm gleich denkenden und ebenso überspannten Freundin in der Nähe von Berlin 1811 das Leben. Er hat sich als Novellen- und dramatischer Dichter ausgezeichnet. Am berühmtesten ist sein Schauspiel: das Kätchen von Heilbronn.

Luise Brachmann

wurde 1777 im sächsischen Städtchen Rochlitz geboren. Ihr Vater, ein geistreicher, gebildeter und braver Mann, war

Kreissecretair daselbst. Auch die Mutter war eine wackere Frau, und so gebildet, daß sie die erste Lehrerin ihrer Töchter ward. Luise wuchs mit einem älteren Bruder und einer jüngeren Schwester in glücklicher Kindheit auf, und zeichnete sich eben so durch ihr sanftes, freundliches Wesen, als durch frühe Anlage zur Poesie aus. Mit ihren Puppen, die sie als Schäfer und Schäferinnen herausputzte, führte sie kleine Idyllen auf. Doch konnte für ihre höhere Ausbildung nichts gethan werden, so lange der Vater in einer kleinen Stadt lebte. Als sie aber zehn Jahre alt war, wurde er nach Weißenfels als Geleitscommissair versetzt, wo ihr Geist eine neue Richtung bekam. Die schöne Natur, an der sie mit ganzer Seele hing, gab ihrer Schwärmerei Nahrung, und durch fleißige Benutzung von Büchern bildete sie ihren Verstand aus. Vorzüglich aber wirkte auf sie die nähere Bekanntschaft mit dem Hause des Salinendirectors Freiherrn von Hardenberg, der damals auch in Weißenfels wohnte, besonders mit dessen Tochter Sidonie und dessen älterem Sohne, dem unter dem Namen Novalis bekannten Dichter. Klopstock, Schiller und Matthisson waren ihre liebsten Dichter, und Novalis führte sie in die romantische Poesie ein. Aus der Ritterzeit Spaniens, Frankreichs und Deutschlands nahm sie den Stoff fast aller ihrer Dichtungen, in denen sie schwärmerische Liebe und Freundschaft, Religion, Heldenmuth und todtverachtende Hingebung besang. Mit 21 Jahren wurden ihre ersten Gedichte gedruckt; Novalis hatte einige Schillern mitgetheilt, und dieser nahm zwei derselben in seinen Musenalmanach auf. Aber die Freude darüber konnte doch die Schwermuth nicht verscheuchen, die sich ihrer damals bemächtigt hatte. Die Ursache war eine jugendliche Unbesonnenheit, die sie während eines Besuchs in Dresden bei ihrem Bruder aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß begangen hatte. Der Kummer darüber warf sie in eine sechswöchentliche Krankheit, und als sie zum ersten Mal das Zimmer verließ, stürzte sie sich vor den Augen ihres Vaters von dem Corridor zwei Stock tief in den Hof herab. Zum Glück wurde die Heftigkeit des Sturzes durch ein vorspringendes Dach aufgehalten, und ihr Leben dadurch gerettet. Blutig trug man

sie herauf; sie wurde endlich hergestellt, und war seitdem heiterer. Doch stürzte sie der bald darauf erfolgte Verlust geliebter Personen wieder in tiefe Betrübniß. Novalis, seine Schwester Sidonie, ihre eigene Schwester und endlich ihre Mutter starben bald nach einander. Auch ihr Vater folgte bald nach, und nun stand sie, da der Bruder sie nicht zu sich nehmen konnte, ganz allein da. Sie mußte von einer kleinen Pension, die er ihr auswirkte, und dem Ertrage ihrer Schriftstellerei leben. Zu dieser Beschäftigung fühlte sie sich ermuthigt durch den Beifall, den ihre Gedichte durch Schiller und Sophie Mereau, welche sie auf einer Reise kennen gelernt, erhalten hatten. Aber der Ertrag war nur sehr gering, obgleich das Publikum ihren Arbeiten vielen Beifall schenkte. Dabei kehrten Anfälle von Trübsinn wieder. Das Gefühl, allein zu stehn, und dabei das innige Bedürfniß, sich an ein gleichgestimmtes Gemüth anzuschließen, machte sie höchst unglücklich. Zwar hatte sie mehrere Heirathsanträge; aber sie sagten ihr nicht zu. Dann und wann fühlte sie sich wieder recht heiter, und fand besonders Trost im Umgange mit dem geistreichen Hofrath Müllner. Nach der Schlacht bei Leipzig zogen die Heere durch Weißenfels. Luise nahm sich der Kranken, die das dort errichtete Militair-Lazareth füllten, hülfreich an, wurde aber vom Typhus ergriffen, und lag wochenlang in großer Todesgefahr. Endlich genas sie zwar; aber sie wünschte sich den Tod; alle Lebensfreuden schienen für sie verloren zu seyn; denn sie fand nirgends die Ideale, die in ihrer Phantasie lebten. Aufheiternd für sie war der Umgang mit der Schriftstellerin Benedicte Naubert in Naumburg, bei der sie zuweilen sich aufhielt.*)

*) Benedicte Naubert, geboren 1756 in Leipzig, gestorben ebendaselbst 1819. Sie war die Tochter des Arztes Professor Hebenstreit in Leipzig, den sie früh verlor. Ihre Bildung erhielt sie durch ihre Mutter und durch eigenen Fleiß, so daß sie zu den gelehrten Frauen zu rechnen ist, doch ohne daß dies, wie sonst wohl, ihrer Wirthschaftlichkeit und Bescheidenheit Eintrag that. Ihr Mann war Kaufmann in Naumburg. Er hatte sie, wie sie oft sagte, nicht auf Bällen und in Gesellschaften, sondern

Zu ihrem unglücklichen Ende gab Veranlassung die Bekanntschaft mit einem jungen preußischen Offizier, der seiner Kränklichkeit wegen den Abschied nehmen mußte, den Entschluß faßte, sein Brot als Schauspieler zu suchen, und jetzt nach Weißenfels kam, um Müllners Rath zu vernehmen. Seine Vorliebe für Poesie zog ihn zu Luisen hin, und diese war schwach und thöricht genug, sich mit diesem jungen Manne, der kein Auskommen hatte, und 19 Jahr jünger als sie war, zu verloben. Dies geschah 1820. Vergebens suchte er bei dem Theater in Weimar, dann in Wien angestellt zu werden. Auf der letzteren Reise begleitete ihn Luise, so sehr auch ihr Bruder davon abrieth. In Wien lernte sie Friedrich von Schlegel, Grillparzer und Caroline Pichler kennen, und schloß mit der letzteren eine innige Freundschaft. In Wien trennte sie sich von ihrem Verlobten; er ging nach Berlin, sie nach Weißenfels zurück. Von hier aus schrieb sie ihm, um seine Anhänglichkeit zu prüfen, ihre Bedenklichkeiten in Betreff ihrer Verbindung; er ging darauf ein, und bat nur um die Erhaltung ihrer Freundschaft. Die Leichtigkeit, mit welcher er sich von ihr losmachte, kränkte ihre Eitelkeit, und verwundete ihr Gemüth tief, das endlich ein theilnehmendes Herz gefunden

---

am Krankenbette ihrer Mutter kennen und lieben gelernt. Sie war eine sehr fleißige Schriftstellerin, aber ohne ihren Namen zu nennen. Man rieth hin und her, wer der Verfasser ihrer viel gelesenen historischen Romane seyn möge; aber auf sie fiel niemand; nicht einmal ihr Verleger kannte die Verfasserin. Erst kurz vor ihrem Tode wurde das Geheimniß verrathen. Vom vielen Lesen waren ihre Augen im Alter fast erblindet. „Ueber ihre Herzensgüte, ihr freundliches Entgegenkommen, ihre Tugenden herrschte unter allen, die sie kannten, nur Eine Stimme. Man mußte sie, die ehrwürdige Matrone, im schneeweißen Gewande, mit fast verhüllten Augen, mit ihrer alle Herzen gewinnenden Milde, fast schon den höheren Gefilden beigesellt, von den früheren Zeiten erzählen hören, um in ihr die geistvolle Frau zu verehren, die rathende Freundin zu achten, die liebevolle Mutter zu lieben. Oft hob sich im lebhaften Gespräch ihr Auge zu dem hinauf, den sie in Wort und That immer gepriesen hatte.“ Sie starb in Leipzig, wohin sie sich zur Operation ihrer Augen begeben hatte; doch erlebte sie dieselbe nicht. Ihre Schriften tragen das Gepräge der Religiosität und Sittenreinheit an sich.

zu haben geglaubt hatte. Seitdem gab sie alle Hoffnungen auf Lebensglück auf, und war mit sich selbst zerfallen. Denn sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie ihren Verlobten zurückgestoßen und unglücklich gemacht habe. Im September 1822 reiste sie nach Halle zu einer befreundeten Familie, und suchte in der Saale ihren Tod. Der erste Versuch wurde zwar durch hinzugekommene Menschen vereitelt. Man brachte sie zu ihren Freunden zurück, aber einige Tage darauf entfloh sie abermals am späten Abend, und fand im Flusse den gesuchten Tod.

Ihr Aeußeres war nicht vortheilhaft; sie war klein, hatte männliche Züge und ein verhältnißmäßig zu langes Gesicht. Als Dichterin ist ihr Werth allgemein anerkannt worden. Ihr Charakter war höchst achtungswerth. „Sie war die Güte, Milde und Liebe selbst; reinste Religiosität und Sittlichkeit, treuste Freundschaft, strenge Rechtlichkeit, inniger Sinn des Wohlthuns und unaussprechliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, ein bis zur eigenen Aufopferung sie hinreißendes Mitleid bei fremden Leiden waren die Grundzüge ihres Charakters, mit einer seltenen Bescheidenheit und schüchternen Anspruchslosigkeit.“ Um so mehr ist die Ueberspannung ihres Gefühls, ihr vergebliches Suchen nach Idealen, welche unsre Erde nun einmal nicht beut, und ihre daraus entstandene Gemüthsverstimmung zu beklagen. Der Grund davon mochte wohl in der frühen Beschäftigung mit dem Romantischen liegen, wodurch ihre Phantasie wohl, nicht aber der ruhige Verstand Nahrung erhielt.

Baron de la Motte Fouqué

ist ein Enkel des im siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Generals Fouqué. Er wurde geboren 1777, machte 1813 den Freiheitskrieg als preußischer Major mit, nahm den Abschied, und lebte auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenau. Nach dem Tode seiner Frau ließ er sich in Halle nieder. Er gehört zu der romantischen Schule. Alle seine romantischen Heldengedichte, seine Romane, Novellen und Mährchen

bewegen sich im deutschen Mittelalter, das er besonders lieb gewonnen hat. Tapferkeit, religiöse Schwärmerei, Deutschheit, sind die Gefühle, welche er versinnlicht. Man bewundert in seinen Dichtungen allerdings hohes, poetisches Feuer, lebhafte Phantasie und Kraft des Ausdrucks, doch hat man auch einen großen Hang zur Schwärmerei und zur Gefühlsüberspannung in ihnen bemerken wollen. Auch seine 1831 verstorbene Frau hat sich als Romanen-Schriftstellerin ausgezeichnet (s. unten).

Maria Mnioch,

geborene Schmidt,

wurde 1777 in Neu-Schottland bei Danzig geboren, wo ihr Vater eine Unterstelle beim Zollwesen bekleidete. Da er bald darauf nach Neufahrwasser an dem Ausflusse der Weichsel versetzt wurde, so verlebte Maria ihre Kinderjahre an diesem Oertchen. Ihre höhere Bildung wurde dadurch vorbereitet, daß sie wegen ihres sanften und lieblichen Wesens von den dortigen Honoratioren zur Gesellschafterin ihrer Kinder gewählt wurde. Sie lernte fleißig alles, was ihr geboten wurde, und gönnte sich, als sie größer geworden war, kaum zwei Stunden des Tags zur Erholung. Ihre erste Lectüre waren Gellerts Schriften, dann las sie Schillers dreißigjährigen Krieg, auch Herders und Göthe's Werke. Ihr Vater starb früh, ohne Vermögen zu hinterlassen, und die Mutter lebte nun mit ihren vier Kindern in den drückendsten Verhältnissen, bis ein braver Buchbinder in Neufahrwasser sich mit ihr verband, und mit großer Treue der Erziehung seiner Stiefkinder sich annahm. Mariens Gemüth erfuhr den ersten bittern Schmerz durch den Tod einer kleinen Stiefschwester, die sie bisher treu gewartet hatte, und ihre Phantasie wurde dadurch schwermüthig angeregt. Wenn sie Abends allein im Zimmer war, fühlte sie sich unwillkürlich nach der Stelle hingezogen, wo die Wiege der Verstorbenen gestanden hatte; es war ihr, als läge das geliebte Kind, das sie in den Schlaf bringen sollte, noch vor ihr in der Wiege. Dann erschrak sie über ihre Einsamkeit, lief hinaus, und schaute in die weite, dunkle Ostsee, die wenige Schritte von

ihrer Wohnung brauste, und ihr die verlorene Ruhe wiedergab. Wachte sie früher auf als die Andern, so betrachtete sie die leere Stelle, wo die Wiege gestanden hatte, mit Wehmuth, und weinte bitterlich. Ihr Schulunterricht war unvollkommen; aber sie ersetzte, was ihm abging, durch Privatfleiß, und schrieb sorgfältig alles auf, was sie beim Unterrichte oder beim Lesen Neues gelernt hatte. Am liebsten waren ihr die Stunden, in denen deutsche Klassiker gelesen und erklärt wurden. In Allem, was sie that, zeigte sie schon damals einen ernsten, ruhigen Sinn.

Im 16ten Jahre heirathete sie ihren bisherigen Lehrer, den Rector Mnioch. Aber gleich darauf wurde die Schule eingezogen. Das junge Ehepaar zog nach Danzig, und mußte hier sehr kümmerlich leben; denn Mnioch erhielt ein nur sehr geringes Wartegeld. Erst nach drei Jahren wurde er als Assessor bei der preußischen Lotterie in Warschau angestellt. Während sie sich ihrer kleinen Wirthschaft aufs thätigste annahm, und ihre zwei kleinen Kinder recht zärtlich pflegte, unterließ sie nicht, an der fortwährenden Bildung ihres Geistes zu arbeiten. Wenn ihr Gatte bei ihr war, so las sie ihm vor, oder ließ sich von ihm vorlesen, und in einsamen Stunden schrieb sie, aber nur das, was ihr gelegentlich bei der Arbeit einfiel, Gedanken oder Empfindungen, und nie in der Absicht, etwas davon drucken zu lassen, nieder; auch ist dies erst nach ihrem Tode geschehen. „Ich fürchte," äußerte sie oft gegen ihren Mann, „daß, wenn ein Fremder diese Versuche sähe, man mich vielleicht für ein literarisches Frauenzimmer halten möchte. Ich würde es dann in Gesellschaften schwer haben. Man würde mich nach Dingen fragen, die ich nicht verstehe. Auch merke ich, daß man sich gegen literarisch geglaubte Frauen öffentlich mehr erlaubt, als gegen ein stilles, alltägliches Weib. Man setzt jene öfter in Verlegenheit, um zu sehen, wie ihr Witz ihnen heraushelfen wird. Wie es mir dabei gehen würde, weißt Du am besten. Mir fehlt es überhaupt an Witz, und in solchen Fällen verliere ich noch dazu die Gegenwart des Geistes."

Als sie im 19ten Jahre nach Warschau gezogen war, befand

sie sich anfangs unter ganz fremden Menschen. Dennoch unterdrückte sie ihre Sehnsucht, klagte nie, und suchte noch Andere zu trösten, während ihr doch selbst bange ums Herz war. Kaum hatte sie sich etwas eingerichtet in ihre neue Wirthschaft, so starb sie im dritten Wochenbette, 1797. Ihr Mann folgte ihr 5 Jahre später nach.

Ihre Schriften bestehen in ernsten Liedern, die meist religiöse, überhaupt sanfte Empfindungen aussprechen, in kurzen Betrachtungen und in Urtheilen über Bücher. In ihrem Umgange war sie höchst anspruchlos und darum liebenswürdig, klein von Gestalt, aber blühend. Sie gehörte zu den Frauen, die geschaffen sind, um unter Entbehrungen und mannigfachen Leiden ihre kurze Lebenszeit hinzubringen, und dadurch im Geiste zu erstarken, und das Herz zu einer Veredlung zu führen, zu der unter glücklicheren Verhältnissen lebende Frauen selten gelangen.

Carl Contessa

wurde 1777 in Hirschberg geboren, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war. Seine Erziehung erhielt er auf dem Pädagogium in Halle unter Niemeyers Leitung. Schon hier schloß er eine innige Freundschaft mit Ernst v. Houwald, die sich bis zu seinem Tode erhalten hat. Er hielt sich bald in Berlin, bald auf dem Gute seines Freundes, Sellendorf in der Lausitz, auf, und starb 1825. Er hat kleine Lustspiele, Novellen und Mährchen geschrieben.

Ernst v. Houwald

wurde 1778 auf dem Gute seines Vaters, Straupitz in der Niederlausitz, geboren. Auch er erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium in Halle, wo er sich mit fester Freundschaft an Contessa anschloß. Er trat spät als Schriftsteller auf, und hat außer mehreren Jugendschriften, aus denen sein herzliches Gemüth spricht, auch einige dramatische Gedichte und Erzählungen drucken lassen. Er lebt abwechselnd auf seinem Gute Nieder-Sellendorf in der Niederlausitz und im Städtchen Lübben als Landsyndikus.

Adam Oehlenschläger

wurde in Friedrichsberg, einem königlichen Lustschlosse bei Kopenhagen, wo sein Vater Schloßverwalter war, 1779 geboren, und erhielt in einer Vorstadt von Kopenhagen seine Erziehung. Bis zum 12ten Jahre lief er umher, ohne etwas zu lernen, hatte aber bereits 300 Bände einer Leihbibliothek begierig gelesen. Einst begegnete ihm der Rector der Realschule, der ein beliebter Dichter war. Der Knabe gefiel ihm, und er nahm ihn unentgeltlich in seine Schule auf, wo Geschichte und Mythologie den Knaben besonders anzogen. Aber er zeigte so wenig Genie, daß seine Lehrer zweifelten, daß je aus ihm etwas werden würde. Mit 16 Jahren verließ er die Schule, und wußte noch nicht, was für ein Geschäft er wählen sollte. Schon fing er an zu studiren; aber die Poesie zog ihn noch mehr an; auch fuhr er fort, viele deutsche Romane zu lesen, und zuletzt ging er als siebzehnjähriger Jüngling aufs Theater. Doch ekelte ihn auch dies bald an; er schämte sich, die Bücher verlassen zu haben, und trat mit 19 Jahren vom Theater ab, um die juristische Laufbahn zu durchlaufen. Jetzt lernte er Schillers Räuber und Göthe's Götz von Berlichingen kennen; beide machten tiefen Eindruck auf ihn, und entschieden ihn für die Poesie. Bald darauf versuchte er sich auch als Schriftsteller: er übersetzte Göthe's Götz und Wielands Mährchen vom armen Fischer ins Dänische, und entsagte dem juristischen Studium, um sich ganz der Poesie zu widmen. Graf Schimmelmann verschaffte ihm ein Stipendium, um auf Reisen zu gehen. Er ging nach Halle, Berlin, Weimar, wo Göthe ihn besonders gut aufnahm, und Paris. In Coppet bei Genf traf er mit Frau von Stael und A. W von Schlegel zusammen. Dann ging er nach Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor in Kopenhagen, wo er noch lebt, und als der erste Dichter Dänemarks hoch gefeiert wird.

Freiherr v. Sonnenberg

wurde 1779 in Münster geboren; ein recht talentvoller, feuriger Dichter, aber höchst excentrisch, voll überspannter, schiefer Lebensansichten. Daher war es nicht zu verwundern, wenn

ihn das Feuer seiner Schwärmerei selbst zerstörte. Er nahm sich in Jena, wo er sich zuletzt aufhielt, 1805 das Leben. Unter seinen Gedichten ist das ausgezeichnetste das Heldengedicht Donatoa, das viele Schönheiten enthält, aber noch mehr zeigt, was aus diesem feurigen Dichter hätte werden können, wenn er länger gelebt hätte.

Streckfuß

wurde 1779 in Gera geboren. Er war Regierungsrath in Merseburg, und ist jetzt Geheimerrath in Berlin. Außer eigenen Gedichten, meist poetischen Erzählungen, Novellen und Sonetten, hat er Ariosts rasenden Roland und Dante's göttliche Comödie meisterhaft übersetzt.

v. Chamisso,

geb. 1781 in Beaucourt in der Champagne. Seine Eltern wanderten während der Revolution aus, und wandten sich nach Berlin, wo er das Glück hatte, erst als königlicher Page, dann als Offizier angestellt zu werden. Von deutscher Literatur und von den Wissenschaften angezogen, entsagte er dem französischen Wesen immer mehr. Nachdem er durch den Frieden v. Tilsit außer Thätigkeit war, ging er nach Frankreich zurück, wo seine Familie die verlorenen Güter wiedererhalten hatte, konnte sich aber mit dem Franzosenthum nicht wieder befreunden, hielt sich bald in der Schweiz (bei Fr. v. Staël), bald in Deutschland auf, und wählte 1811 seinen Wohnsitz in Berlin. Da er sich vorzugsweise auf das Studium der Naturwissenschaften gelegt hatte, so war ihm der Antrag, den russischen Capitain v. Krusenstern auf seiner Reise um die Erde zu begleiten, sehr angenehm. Er brachte auf dieser Reise von 1815 — 18 zu, und wir verdanken ihm mehrere sehr interessante Entdekkungen im Reiche der Natur. Nach seiner Rückkehr ließ er sich abermals in Berlin nieder, und machte seinen Namen sowohl durch naturwissenschaftliche Werke, als durch seine Gedichte bald bekannt. Er erhielt das Doctordiplom und die Mitaufsicht des botanischen Gartens. Als Dichter hat er sich durch

seine Romanzen und Balladen, die meist in alten Volkssagen wurzeln, vorzüglich ausgezeichnet.

Kannegießer,

geb. 1781 in Wendemark bei Werben in der Altmark, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine letzte Ausbildung zur Universität in Berlin, wo Engel ihn so lieb gewann, daß er ihn als Vorleser gern bei sich hatte. Nachdem er in Halle Theologie und alte Sprachen studirt hatte, arbeitete er 4 Jahre als Lehrer am Schindlerschen Waisenhause in Berlin, darauf 11 Jahre erst als Prorector, dann als Rector am Gymnasium in Prenzlau. Seit 1822 ist er in Breslau Director des Friedrichsgymnasiums und Docent an der Universität. Vorzügliches Verdienst hat sich K. durch seine treffliche Uebersetzung des Dante erworben; auch müssen wir hier seiner lyrischen Gedichte und der Uebersetzung von Pellico's dramatischen Werken erwähnen.

Helmine v. Chezy, geb. v. Klencke,

wurde 1783 in Berlin geboren. Ihr Vater war ein Herr von Klencke aus Bremen, und ihre Mutter eine Tochter der Dichterin Karsch. Die Mutter unterrichtete sie selbst bis zum zehnten Jahre; dann erhielt sie Lehrer, lernte aber mit solchem Fleiße, daß sie den Unterricht abbrechen mußte. Schon im 16ten Jahre wurde sie an einen Freiherrn von Hastfer vermählt; aber die Ehe war so unglücklich, daß sie schon im folgenden Jahre auf Trennung antragen mußte. Doch büßte sie dabei ihr ganzes Vermögen ein. Die berühmte französische Schriftstellerin, Frau v. Genlis, welche sie früher in Berlin als Kind kennen gelernt hatte, lud sie nach Paris zu sich ein, und versprach, für ihr künftiges Glück zu sorgen. Sie reiste; aber ihre Hoffnungen wurden nicht erfüllt; denn sie brachte nicht glücklich in Paris zu, und ernährte sich von Schriftstellerei, bis sie ein Jahr darauf im Hause Friedrich Schlegels, der sich damals in Paris aufhielt, den nachherigen Professor und Bibliothekar (in Paris) v. Chezy (gest. 1832 in Paris) kennen lernte, und sich mit ihm verheirathete. Jetzt

trieb sie neuere Sprachen mit großem Eifer. Nachdem sie sieben Jahre mit ihm verbunden gewesen war, sehnte sie sich nach Deutschland zurück. Mit Einwilligung ihres Mannes trat sie die Reise an, und nahm ihre beiden Söhne mit. Sie ließ sich in Darmstadt nieder, und stand hier 1813 den Verwundeten in den Lazarethen bei. Dann lebte sie 2 Jahre in Heidelberg. Als der Krieg 1815 ausbrach, entschloß sie sich, in edlem Eifer Gutes zu thun, wieder den Verwundeten Hülfe zu leisten, und theilte dem Könige von Preußen ihren Plan mit. Da dieser ihn genehmigte, so reiste sie mit den durch ihre Schriften gesammelten Geldern und mit Lazareth-Vorräthen nach Cöln, um hier nützlich zu wirken. Hier fand sie manche Mißbräuche, deren Abstellung ihr sehr am Herzen lag. Sie schrieb deshalb an den commandirenden General. Aber ihr Brief kam in die Hände derer, die dabei betheiligt waren, und sie der Verläumdung anklagten. Wirklich wurde die edle Frau für ihren guten Willen vor Gericht belangt, und erst nach 2 Jahren voll Kummer und Aerger konnte sie erlangen, daß sie losgesprochen wurde. Mißmüthig über die erlittene Undankbarkeit ging sie nach Dresden, und lebt jetzt in Baden bei Wien oder in Wien selbst.

Sie hat poetische und prosaische Arbeiten geliefert. Unter jenen finden wir lyrische Gedichte und dramatische Arbeiten, namentlich die von Maria v. Weber componirte Oper Euryanthe. In Prosa hat sie viele Erzählungen und Novellen geschrieben.

Raupach

wurde 1784 in Straupitz bei Liegnitz geboren, studirte in Halle Theologie, und ging nach Rußland, wo er in Petersburg Professor und Hofrath wurde. Schon hier machte er sich durch einige dramatische Werke bekannt, in denen bei schönen Gedanken eine edle Sprache herrscht. 1822 kehrte er nach Deutschland zurück, und lebt seitdem in Berlin. Isidor und Olga, und der Nibelungen Hort werden für seine besten Trauerspiele gehalten. Auch Lustspiele und Possen sind von ihm gedichtet worden.

Ludwig, König von Baiern,

wurde 1786 geboren, bestieg den Thron 1825. Je seltener es geschieht, daß ein gekröntes Haupt öffentlich als Dichter auftritt, desto weniger dürfen wir ihn übergehen. Er gab seine Gedichte, die theils aus Romanzen, theils aus Liedern und Sonetten bestehen, bald nach seiner Thronbesteigung heraus.

Justinus Kerner,

geb. 1786 in Ludwigsburg bei Stuttgart. Sein Vater war Regierungsrath und Oberamtmann. Nach dessen Tode wurde er gegen seine Neigung in eine Tuchfabrik in die Lehre gegeben, und da Neigung und Talent zur Poesie sich früh bei ihm entwickelten, so vertrieb er sich durch Dichten die Zeit, während er Wollsäcke nähen mußte. Prof. Conz (s. oben), dem er sich vertraute, riß ihn aus dieser Lage, und veranlaßte ihn, sich auf der Universität Tübingen der Arzneikunde zu widmen, wo er Uhland traf, und sich mit diesem zu treuer Freundschaft verband. Nachdem er darauf an mehreren Oertern als Arzt gelebt hatte, ließ er sich 1819 als Oberamtsarzt in Weinsberg nieder, wo er noch lebt, und wo er die Ruine Weibertreu vom Wuste reinigen und mit Gartenanlagen schmücken ließ. Als Dichter hat er sich im Liede und in der Romanze ausgezeichnet. Es ist zu bedauern, daß dieser liebenswürdige und gemüthliche Dichter sich einer thörichten Mystik und dem Glauben an Geistererscheinungen hingegeben hat.

Uhland

wurde 1787 in Tübingen geboren. Sein Vater war Universitäts-Secretair. Schon mit 15 Jahren bezog er die Universität Tübingen. Dann wurde er Doctor der Rechte und Rechtsconsulent in Stuttgart, und ist seit 1829 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen. Er gehört unstreitig zu unsern ausgezeichnetsten Dichtern. In allen seinen Gedichten: Trauerspielen, Liedern, besonders aber in seinen Romanzen und Balladen, zeigt sich ein höchst reiches, poetisches Gemüth.

Christian Schreiber

ist 1787 in Eisenach geboren. Er ist Consistorialrath in Lengsfeld bei Eisenach, und als gewandter lyrischer Dichter bekannt.

Ernst Schulze

wurde 1789 in Celle, wo sein Vater Bürgermeister war, geboren. Als Knabe war er weder fleißig, noch ordentlich; er verlor seine Sachen, beschmutzte seine Kleider, und war zu allen drolligen Streichen aufgelegt, so daß sein Vater wenig von der Zukunft erwartete. Seine Talente wurden zuerst entwickelt durch die Bekanntschaft mit den liebenswürdigen Söhnen eines Oberappellationsraths. Mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung schloß er sich an diese Knaben an, und übte sich mit ihnen in schriftlichen Aufsätzen. Seitdem las er auch fleißig, am liebsten Rittergeschichten und Feenmährchen; doch studirte er auch mit Eifer. Mit 17 Jahren schickte ihn der Vater auf die Universität Göttingen, wo er Theologie, aber ohne vorherrschende Neigung, studirte. Professor Bouterweck wurde auf ihn erst aufmerksam, als er von ihm in einem Collegium, das den Zweck hatte, den Styl zu bilden, Ausarbeitungen erhielt, die von tiefem und feinem Gefühl und lebhafter Phantasie zeugten. Er lobte die Arbeit, und erhielt darauf von dem Jüngling einen Besuch, der ihm einige Gedichte vorlegte. So mangelhaft auch diese waren, so unübertrefflich waren sie in einzelnen Stellen, und bewiesen das poetische Talent des Verfassers. An der Theologie fand Schulze wenig Geschmack, ging daher zum Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften über, und faßte den Plan einmal Lehrer auf einer Universität zu werden. Bis dahin war er sehr heiter, ja fast muthwillig. Aber plötzlich wurde er ernster, stiller; er studirte fleißiger, und wurde Doctor der Philosophie. Jene Verwandlung hatte die Bekanntschaft mit Cäcilien, der Tochter eines göttinger Professors, bewirkt. In ihr glaubte er das Ideal, das er lange gesucht, gefunden zu haben, und wirklich war sie nicht nur schön, sondern auch sittsam, geistvoll und zeichnete sich durch Kenntnisse und Fertig-

keiten aus. Aber noch hatte er nicht lange sie gekannt, als sie durch eine Erkältung sich eine Krankheit zuzog, die fast ein Jahr an ihrem Leben nagte. Je kränker sie wurde, desto höher stieg seine Bewunderung ihrer Seelengröße; er glaubte in ihr eine Heilige zu sehen. Sie starb, noch nicht 18 Jahre alt.

Mit ihrem Tode war für ihn jede Heiterkeit verschwunden, und nie ist diese für ihn wiedergekehrt. Er faßte in seinem Schmerze den Plan zu seinem romantischen Gedichte Cäcilie, durch das er sie verherrlichen wollte. Der Trübsinn seines Gemüths theilte sich auch dem Gedichte mit, dessen Hintergrund düster und grauenvoll seyn sollte; das Milde und Edle seiner Heldin sollte durch den Gegensatz des Furchtbaren und Schauderhaften noch mehr gehoben werden.

Noch war das Gedicht nicht vollendet, als 1813 der Freiheitskrieg ausbrach. Er hielt es für Pflicht, daran Theil zu nehmen, und trat als Jäger in das Bataillon ein, das sich in Göttingen bildete. Es zog erst 1814 aus, gegen Hamburg, und Schulze kehrte gesünder, als er ausgezogen war, nach Göttingen zurück, um seine Cäcilie zu vollenden. Aber seine Gesundheit und Heiterkeit verfielen sichtlich; Gram und Mißmuth bemächtigten sich seines ganzen Gemüths. Er zog sich immer mehr zurück, und lebte nur für sein Gedicht und dessen vergöttertes Urbild. Nachdem das Gedicht mit dem 20sten Gesange vollendet war, sah er selbst ein, daß er andre Luft athmen müßte. Er wollte nach Italien reisen. Während der Vorbereitungen dazu, dichtete er noch das romantische Gedicht: die bezauberte Rose, das aber bei aller Schönheit des Styls und des Versbaues doch weit unter der Cäcilie steht. Ehe er abreiste, verschlimmerte sich sein Zustand; seine Brustschmerzen nahmen zu. Er begab sich ins älterliche Haus nach Celle, und starb hier 1817, im 29sten Jahre seines Lebens. Seine Cäcilie zeigt, was dieser ausgezeichnete junge Mann bei längerem Leben geleistet haben würde.

Strack

lebt als Professor in Bremen. Er dichtete treffliche Gebete, wie die oben angeführten von Witschel, unter dem Titel Eloah

Sie zeichnen sich ebenso durch tiefes religiöses Gefühl, wie durch Schönheit der Sprache aus. Sein Geburtsjahr und Geburtsort ist uns nicht bekannt.

Max v. Schenkendorf

wurde ums Jahr 1790 in Königsberg in Preußen geboren. Er nahm, getrieben von Vaterlandsliebe, an dem Kampfe gegen Frankreich 1813 Theil, und starb 1819 als Regierungsrath in Coblenz in der Blüthe seiner Jahre. Alle seine Gedichte sind aus der glühenden Begeisterung für das Vaterland und dessen Rettung hervorgegangen. Er spricht darin ein tiefes Gefühl aus. Fast alle haben Beziehung auf die deutsche Vorzeit.

Leßmann.

Von diesem sehr angenehmen Novellen- und Romanzendichter wissen wir nichts weiter zu sagen, als daß er, mosaischen Glaubens, in Berlin lebte, ebenso talentvoll als harmlos war, und, nachdem er durch das Geleistete die Hoffnung erweckt hatte, er werde einer unsrer besten Dichter werden, 1831 in der Nähe von Wittenberg sich selbst den Tod gab, wahrscheinlich aus Schwermuth.

Methusalem Müller.

Sein Geburtsort und Geburtsjahr ist uns unbekannt. Er lebt als Hofrath und Büchercensor in Leipzig, und war Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt. Er hat sich als Novellen- und Romanzendichter einen Namen erworben. Auch von

Prätzel

wissen wir nichts zu sagen, als daß er in Hamburg (privatisirend?) lebt, und sich als Dichter poetischer Erzählungen ausgezeichnet hat.

Theodor Körner

war ein Jüngling, in welchem sich hohes Dichtertalent und Heldenmuth vereinigten, und dies ist die Ursache, warum sein

Name so gefeiert ist. Er wurde 1791 in Dresden geboren, wo sein Vater, ein Jugendfreund Schillers, damals Appellationsrath war (s. oben bei Schiller). In seiner Familie waren die schönen Künste, Musik und Malerei, wie zu Hause; kein Wunder, daß des Knaben Phantasie dadurch schon früh Nahrung bekam. Seine große Lebhaftigkeit war Schuld, daß er wenig aufmerkte; aber sein großes Talent ersetzte diesen Fehler; vorzüglich zeigte er schon früh große Neigung für Poesie und Musik. Die Guitarre spielte er meisterhaft, und Schillers Balladen machten großen Eindruck auf ihn. Auch fing er schon als Knabe an zu dichten. Sein Vater ließ ihn sorgfältig unterrichten, und vor allem andern zog ihn die Geschichte an; aber mehr noch als der Unterricht bildete ihn der Umgang mit den gebildeten Menschen, die den Abendgesellschaften im väterlichen Hause beiwohnten. Er horchte der Unterhaltung aufmerksam zu; täglich bereicherten neue Begriffe seinen Geist, und sein Geschmack erhielt eine Bildung, die er nicht aus Büchern hätte erhalten können. Hier sah er auch Schillern im zehnten Jahre, und einige Jahre später den dänischen Dichter Oehlenschläger, der besonders auf ihn wirkte. Mit 17 Jahren ging er nach Freiberg, um auf der dortigen Bergakademie sich zum Bergmanne vorzubereiten. Seine Liebenswürdigkeit verschaffte ihm hier Zutritt in den angesehensten Familien, und mit großem Eifer trieb er sein neues Studium. Kleine Reisen, die er von hier aus, meist als Bergmann gekleidet, unternahm, namentlich ins schlesische Gebirge, regten sein poetisches Talent mächtig an. Nachdem er fast zwei Jahre in Freiberg studirt hatte, ging er nach Leipzig, um sich da auch in andern Wissenschaften zu vervollkommnen. Auch hier wurde er theils durch die Empfehlungen seiner Aeltern, theils wegen seines poetischen und musikalischen Talents in mehrere Familien aufgenommen. Mit Studien beschäftigte er sich nicht viel; mancherlei Zerstreuungen zogen ihn davon ab, und der steife Vortrag der Professoren hatte zu wenig Reiz für ihn. Seine große Lebendigkeit riß ihn hin, an den gewöhnlichen Thorheiten der Studirenden Theil zu nehmen, sich phantastisch zu kleiden, und in akademische Verbindungen zu treten. Dadurch wurde er in Streitigkeiten ver-

wickelt, die ihm, da er zu den Wortführern gehörte, Verweisung zuzogen.

Er ging nun, 20 Jahre alt, nach Berlin, blieb aber nicht lange da, weil der Vater fürchtete, daß sein feuriges Temperament ihn in ähnliche Verbindungen führen würde. Er rief ihn nach Carlsbad, wo er den Brunnen gebrauchte, und bestimmte nun Wien zu dem Orte, wo der Sohn seine höhere Ausbildung erhalten sollte. Diese Veränderung wirkte auf Theodor sehr günstig; er beschäftigte sich hier viel mit ernsten Wissenschaften, dichtete dabei viel, und versäumte doch nicht geselligen bildenden Umgang. Nach dem Willen des Vaters sollte er sich hier nicht zu einem bestimmten Amte, sondern zu einem edlen Menschen ausbilden, und diese Absicht wurde erreicht. Auch schrieb er hier mehrere dramatische Arbeiten für das Theater nieder, so daß sein Name von Wien aus zuerst bekannt wurde. Die ersten Sachen waren Lustspiele und Possen; bald ging er aber zum ernsten Trauerspiele über. Am meisten Aufsehen machte sein Trauerspiel Zriny. Dies Stück, in welchem sich der Held mit der ihm von seinem Kaiser anvertrauten Festung in die Luft sprengt, wurde auf dem kaiserlichen Theater mit großer Pracht gegeben. Der Dichter wurde hervorgerufen, und der Kaiser ernannte ihn zu seinem Hofdichter. Es war dies eine höchst fruchtbare Zeit für ihn; er arbeitete nicht nur viele Theaterstücke aus, sondern viele seiner lyrischen Gedichte fallen auch in diese Zeit, und da ihm seine Phantasie und die Fertigkeit, Verse zu machen, zu Hülfe kam, so wurde ihm die Arbeit sehr erleichtert. Seine Sachen hatten zwar keine Tiefe; aber seine kräftige Sprache und die Melodie seiner Verse verschafften ihnen Beifall. Doch eben dieser rauschende Beifall wäre ihm gewiß nachtheilig geworden, und hätte ihn zur Vielschreiberei gereizt, hätte ihn nicht das verhängnißvolle Jahr 1813 von dieser Beschäftigung abgezogen. Als Preußen gegen Frankreich sich erhob, regte sich in Körners Busen heftig der Drang, an dem ehrenvollen Kampfe Theil zu nehmen. *) Er verließ seine so glücklichen Verhältnisse, und

*) Er schrieb damals an seinen Vater: „Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügel-

eilte nach Breslau. Während er sich hier zum nahen Kampfe vorbereitete, strömte er seine heldenmüthigen Gefühle in die kräftigsten seiner Lieder aus, durch die er seine Kriegsgefährten zur Hingebung für's Vaterland anfeuerte. Er trat in das Corps der Büchsenjäger des Major's von Lützow, und wurde in der Kirche des Dorfes Rogau am Zobtenberge mit seinen Gefährten zu seinem neuen Berufe feierlich eingesegnet.

Auf dem Marsche besuchte der zwei und zwanzigjährige Jüngling seine Aeltern in Dresden, die er seitdem in diesem Leben nicht wiedersah. Unterwegs wurde er Oberjäger, und bald darauf Lieutenant. Aber Gelegenheiten, sich hervorzuthun, fehlten dem Corps. Durch diese Thatenlosigkeit gequält, bat er den Major v. Lützow, ihn auf einem Streifzug, den dieser nach Thüringen unternahm, mitzunehmen. Er zog als Adjutant mit; aber der Waffenstillstand zwang die kühnen Reiter bald wieder zurückzugehen. Obgleich die Feinde ihr Ehrenwort gegeben hatten, den Rückzug nicht zu stören, so wurden die Lützower doch in der Gegend von Leipzig umzingelt, und da Körner abgeschickt wurde, um zu fragen, was man vorhabe, so erhielt er von einem feindlichen Offizier einen

---

schläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger seyn. — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten; jetzt ist es bei Gott! ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und fühle ich die Kraft in mir, eine Klippe seyn zu können in dieser Völkerbrandung, — ich muß hinaus, und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe (er hatte in Wien eine liebenswürdige Braut), der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, — das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

Hieb über den Kopf, so daß er besinnungslos vom Pferde fiel. Er raffte sich aber schnell wieder auf, und rettete sich in einen Wald, während die Feinde auf die andern Reiter einhieben, und sie theils tödteten, theils gefangen nahmen, und theils versprengten. Körner verband sich im Walde den Kopf: aber die tiefe Wunde schmerzte so, daß die Kräfte schwanden, und er den Tod erwartete. In dieser Stimmung dichtete er sein Sterbesonett: „Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben" u. s. w. Ein ruhiger Schlaf stärkte ihn, und zwei Bauern, die ihn, von seinen Cameraden abgeschickt, gefunden hatten, führten ihn nach einem nahen Dorfe, wo ihn ein Wundarzt verband. Dann brachte man ihn heimlich nach Leipzig, wo ihn ein Freund treulich pflegte. Nach 5 Tagen machte er sich nach Carlsbad auf, und wurde hier von Frau von der Recke freundlich aufgenommen und verpflegt. In einigen Wochen war er wieder hergestellt, reiste nach Berlin, und trat in das indessen verstärkte lützower Corps wieder ein.

Nach dem Ende des Waffenstillstandes zog Körner mit seinem Corps ins nördliche Deutschland, an die Nieder-Elbe. In allen Gefechten war er einer der Ersten. Am 25sten August (1813) unternahm Lützow einen Streifzug in den Rücken des Feindes. In einem dichten Gehölz, in welchem gerastet wurde, dichtete Körner voll Todesahnung sein Schwertlied. In der Dämmerung des 26sten August las er es eben einigen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff erscholl. Man fiel auf der Straße zwischen Gadebusch und Schwerin einen feindlichen Haufen an, und zersprengte ihn. Die Franzosen warfen sich in ein niedriges Gebüsch. Körner war der Erste, der ihnen nachsetzte. Indem er aber mit einigen Freunden eindringen wollte, wurde er von einem heftigen Feuer aus dem Hinterhalte empfangen. Er sank von der ersten Kugel, und hatte binnen wenigen Minuten geendet. Wie gereizte Löwen drangen die Reiter nun in das Gebüsch auf die Feinde ein, und was nicht entrann, ward erschossen, niedergehauen oder gefangen. Mit allgemeiner Rührung wurde Körners Leiche mit noch zwei Andern fortgeführt. Seinen Sarg bekränzten die trauernden Gefährten mit Eichenlaub, und senkten ihn unter einer

alten Eiche beim meklenburgischen Dorfe Wöbbelin ein. Der Herzog von Meklenburg schenkte die Eiche und einen Raum ringsherum dem Vater des jungen Dichters, der dem Sohne ein eisernes Denkmal setzte: einen Altar, auf dem Leier und Schwert, von einem Eichenkranz umwunden, liegen. Die Einweihung des Denkmals erfolgte in Anwesenheit der Aeltern und der Schwester des Verstorbenen. Die Schwester, „deren ganzes Leben eine liebliche Erscheinung war," überlebte ihn nicht lange. Sie wurde von stillem Gram um den geliebten Bruder verzehrt, und starb 1½ Jahre darauf. Ihre Leiche wurde von Dresden nach Wöbbelin geschafft, wo sie an der Seite des Bruders ruht. Der Vater überlebte den Sohn 18 Jahre. Er starb 1831 in Berlin. Auch seine Leiche wurde unter der Körners-Eiche beigesetzt.

Grillparzer

wurde 1790 in Wien geboren. Er erregte zuerst Aufmerksamkeit durch sein Trauerspiel die Ahnfrau, dann durch das Trauerspiel Sappho. Mit Recht bewunderte man die Kraft der Schilderungen und die schöne Musik der Sprache. Die Kaiserin von Oestreich ernannte ihn zum Zeichen der Anerkennung zu ihrem Privatsecretair. Seit 1832 ist er Director des Archivs der Hofkammer. Seine späteren Trauerspiele sind nicht mit demselben Beifalle aufgenommen worden.

Friedrich Rückert

wurde 1789 in Schweinfurt am Mayn geboren. Er trat zuerst als Dichter unter dem Namen Freimund Reimar auf, und lebt jetzt als Professor in Erlangen. Er ist unstreitig einer unsrer vorzüglichsten lyrischen Dichter, voll Kraft, tiefer Empfindung und großer Gewandtheit im Versbau.

Gustav Schwab

wurde 1792 in Stuttgart geboren, und lebt daselbst als Professor. Sein Vortrag ist einfach, aber sein Gefühl innig und

rührend, und kaum möchte er darin von einem andern neueren Dichter erreicht werden.

Agnes Franz

wurde 1795 in Militsch in Schlesien geboren, wo ihr Vater Regierungsrath war. Da sie ihn schon in frühster Jugend verlor, so wurde sie mit zwei jüngeren Geschwistern von der braven Mutter erzogen. Diese „führte ihre Kinder schon früh zu dem, dessen Geist uns allein Licht und Leben zu geben vermag, und lehrte sie, das Wahre vom Schein, das Bleibende von dem Vergänglichen früh unterscheiden." Während sie einige Jahre auf dem Lande zubrachte, entwickelte sich in ihr durch den Genuß der Natur und poetische Lectüre der Hang zur Poesie, der schon in ihrem Kinderherzen gelebt hatte, und sie entwarf hier viele ihrer Gedichte, die sie erst später bekannt machte. Hier entstand das Heimweh, ein kleines, liebliches Gedicht, das ihre damaligen Empfindungen ausspricht. „Sehnsucht nach reinerem, höherem Glück, Wehmuth, es nicht auf Erden zu finden, und inniges nach Oben strebendes Lieben und Hoffen waren und blieben die Grundklänge ihres Wesens, die sich auch, ihr selbst unbewußt, fast durch alle ihre Dichtungen ziehen."

Einige ihrer poetischen Versuche wurden durch einen Freund in der erfurter Frauenzeitung mitgetheilt. Später lieferte sie einige Beiträge zur dresdner Abendzeitung, und dadurch kam sie mit dem Herausgeber, Hofrath Winkler (Theodor Hell), in Bekanntschaft, dessen freundliche Aufmunterung und Belehrung großen Einfluß auf die Entwickelung ihres aufkeimenden Talents hatte. Auch hielt sie sich später einige Zeit lang in Dresden auf, wo der belehrende Umgang mit ihm und der mannigfache, ihr bis dahin ganz unbekannte Kunstgenuß ihrem Geiste und Herzen neue Nahrung gab. Darauf lebte sie in Schweidnitz, wo sie ihre Gedichte sammelte, und ihre Parabeln und den Roman Angela niederschrieb. Um diese Zeit starb ihre Mutter. Dieser Todesfall und der Wunsch ihrer am Rhein verheiratheten Schwester, ihr bei der Erziehung ihrer Kinder und der Pflege ihres kränklichen Gatten beizustehen, bewogen Agnes

und ihre jüngere Schwester, Schweidnitz zu verlassen, und nach Wesel zu gehen. Hier wurde sie von einem edlen Mädchenkreise zur Vorsteherin eines Wohlthätigkeitsvereins gewählt, und das Gute, das sie als solche stiftete, tröstete sie einigermaßen über den Kummer, den sie im Hause ihrer Schwester fand. Bei Gelegenheit der Geschenke, welche die armen Kinder, für die der Verein sorgte, zu Weihnachten erhielten, dichtete sie das Lehrgedicht: der Christbaum, das an Schillers Glocke erinnert.

Die zunehmende Krankheit ihres Schwagers nöthigte die drei Schwestern, nach Siegburg bei Bonn zu ziehen, um der Heilanstalt, in welcher er unterbracht war, nahe zu seyn. Die schöne Natur dieser Gegend, so wie der fromme Aufblick zu Gott, ließ sie auch dies schwerste Jahr ihres Lebens ertragen. Indessen bewog die Hoffnung, durch berliner Aerzte Heilung für den Kranken zu erlangen, die Schwestern, Brandenburg zum Aufenthalt zu wählen. Bald darauf starb hier der leidende Schwager. Seitdem leben die Schwestern in zärtlichem Vereine in Brandenburg.

Wilhelm Müller

wurde 1794 in Dessau geboren. Sein Vater war ein wohlhabender und geachteter Handwerker, der seinem einzigen Kinde freien Willen ließ. Schon im 14ten Jahre fing Müller zu dichten an, und als Primaner schrieb er vor den Schulstunden oft die ganze Tafel mit seinen Gedichten voll. Mit 18 Jahren ging er auf die Universität nach Berlin, wo er sich auf Philosophie und Geschichte legte. Aber schon im folgenden Jahre wurden seine Studien unterbrochen. Er nahm am Befreiungskriege Theil, und machte als preußischer Soldat die Schlachten von Groß-Görschen, Bautzen, Dresden und Culm mit. Nach beendigtem Kriege studirte er wieder in Berlin, und verband sich hier mit mehreren andern jungen Dichtern, mit denen er schon während des Feldzugs Freundschaft geschlossen hatte, unter denen er aber als der talentvollste hervorragte. Schon damals erschienen einzelne seiner lyrischen Gedichte in verschiedenen Blättern.

Als er 1817 die Universität verlassen wollte, bot ihm der preußische Baron von Sacken, ein reicher Mann, an, ob er ihn auf einer Reise über Wien und Constantinopel nach Aegypten begleiten wolle. Beide wurden bald einig. Müller blieb 2 Monate in Wien, wo er die neugriechische Sprache lernte; dann reisten sie über Venedig und Florenz nach Rom. Aber bald fühlten beide, daß sie nicht für einander paßten. So nachgiebig auch Sacken gegen den jungen Reisegefährten war, und ob er gleich ihm zu Gefallen Monate lang in Rom sich verweilte, so fühlte doch Müller zu viel Mißbehagen in Sackens Gesellschaft, machte sich von ihm los, blieb noch eine Zeitlang für sich in Rom, und kehrte nach zwei Jahren nach Berlin zurück, von wo er bald nach Dessau als Lehrer an dem dortigen Gymnasium berufen wurde. Nicht lange darauf machte ihn der Herzog zu seinem Bibliothekar. Sehr glücklich fühlte sich Müller in seiner Ehe, die er mit einer Enkelin des berühmten Pädagogen Basedow einging, so mäßig auch sein Einkommen anfangs war. Doch bald wurde sein Name bekannter, und nun mehrten sich die Anträge der Buchhändler, für sie zu schreiben, so daß er genug zu thun und hinlängliche Einnahme hatte. Mehrere Reisen, die er nach Dresden, wo ihm Tiecks Bekanntschaft und Umgang sehr lehrreich war, und nach Insel Rügen unternahm, erzeugten neue Reihen lyrischer Gedichte. Dort dichtete er seinen Frühlingskranz aus dem plauenschen Grunde, hier die Muscheln vom Strande Rügens.

Im Jahre 1826 bekam er, von seinen Kindern angesteckt, den Keuchhusten. Zu seiner Erholung erlaubte ihm der Herzog, eine Sommerwohnung im Lustschlosse Luisium zu beziehen, wo früher Matthisson gewohnt hatte. Hier führte er ein wahrhaft elysisches Leben; er lagerte sich ins tiefe Grün, ließ die Blüthen über sich wehen und die Nachtigallen über sich schlagen. Seinen Dank für den Herzog hat er in dem Liede: Morgengruß aus Luisium ausgesprochen. Dann reiste er nach Eger ins Bad. Auf der Rückreise besuchte er in Baireuth Jean Paul's Grab. Er betrachtete es mit nassem Auge; endlich pflückte er eine Blume von demselben, und sprach tief gerührt: „der lebt ewig!“

Wiederhergestellt lebte er im Kreise seiner Familie, einer

geliebten Frau und zweier blühender Kinder sehr glücklich. Der Herzog liebte ihn, und er wurde allgemein gesucht und geachtet. Nur machte das heftige Schlagen seines Herzens seine Frau oft bange.

Im Frühjahr 1827 fühlte er sich matt und kränklich. Zur Erholung machte er eine Reise nach dem Rheine, und reiste über Stuttgart zurück, wo er mit den Dichtern und Professoren Gustav Schwab, Haug und Uhland und dem früh-verstorbenen jungen Dichter Wilhelm Hauff glückliche Tage zubrachte. Mit neuem Lebensmuthe und mit vielen Dichterplänen kam er nach Dessau zurück, und fühlte sich wohler denn je. Fünf Tage darauf, den 30sten Sept. 1827, ging er völlig gesund zu Bette, und eine Stunde später war er todt. Eine plötzliche Erweiterung des Herzens hatte ihn im Schlafe getödtet.

Er war ein schöner junger Mann, voll Leben und Geist, ein Freund heitrer Geselligkeit. Blonde Locken bedeckten seine Stirn. Jeder liebte ihn, wer ihn kannte. Denn bei großen Talenten war er fern von Anmaßung und Eitelkeit, und sein ganzes Leben war anspruchslos und einfach.

Wilhelm Hauff

wurde 1802 in Stuttgart geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters leitete die zärtliche Mutter seine Erziehung. Er studirte in Tübingen Theologie, und wurde danach Hauslehrer in einem der angesehensten Häuser Stuttgarts. Mit 24 Jahren trat er mit einem Mährchen-Almanach als Schriftsteller auf. Noch mehr Aufsehen machten seine Memoiren des Satans, sein Mann im Monde (eine Satyre) und sein Roman Lichtenstein. Um seine Bildung zu vermehren, reiste er nach Paris und durch Norddeutschland, und fand überall die freundlichste Aufnahme. Mit neuer Kraft kehrte er zurück, und übernahm die Redaction des Morgenblatts. Er heirathete mit 24 Jahren, und lebte im Genusse des schönsten häuslichen Glücks, von vielen bewundert, von allen geliebt und geachtet. Sichtlich waren seine Fortschritte zum Reiferen und Gediegenern. Da fiel er noch in demselben Jahre, in dem er ge-

heirathet hatte und ihm ein Säugling geboren war, in ein Nervenfieber, und starb 1827, ehe er das 25ste Jahr vollendet hatte.

Friedrich Furchau,

Schulrath und Prediger in Stralsund. Sein Geburtsjahr und sein Geburtsort sind uns unbekannt. Er gehört zu den epischen und beschreibenden Dichtern. Sein Heldengedicht Arkona in 20 Gesängen, das den Sieg des Christenthums auf Rügen schildert, enthält treffliche Stellen, voll lebendiger poetischer Malerei, in einer schönen und edlen Sprache vorgetragen. Unter dem Namen Rügen hat er 12 beschreibende Gedichte, welche sich auf vorzügliche Punkte der Insel beziehen, bekannt gemacht.

---

2) Prosaische Literatur seit Göthe und Schiller.

v. Göthe

ist schon oben als Dichter genannt worden. Aber auch als Prosaiker hat er sich durch seinen schönen, reinen und einfachen Vortrag ausgezeichnet. Wir nennen in dieser Hinsicht vorzüglich Wilhelm Meisters Lehrjahre, dessen Wanderjahre, und die Wahlverwandtschaften.

Sintenis

wurde 1750 in Zerbst geboren, ein Mann voll klaren Verstandes, mit lebhafter Phantasie, und voll regen Eifers, Gutes zu stiften und vernünftige Religiosität zu verbreiten. Nachdem er zuerst Landprediger in der Nähe von Zerbst gewesen war, wurde er Prediger in seiner Vaterstadt, und starb 1820 als Consistorial- und Kirchenrath daselbst. Er war ein sehr frucht-

barer Schriftsteller. Alle seine Schriften haben die Absicht, Sittlichkeit und Tugend und Frömmigkeit zu verbreiten. Dahin gehören einige Romane, z. B. Hallo's glücklicher Abend, Vater Roderich unter seinen Kindern. Unter seinen religiösen Schriften ist das berühmteste: Elpizon oder über die Fortdauer nach dem Tode.

Johannes v. Müller

war nicht nur ein tiefgelehrter Geschichtsforscher, sondern zeichnete sich auch durch seinen kurzen und kräftigen Styl, in dem er von Vielen nachgeahmt worden ist, aus. Er wurde 1752 in Schaffhausen geboren. Sein Vater war Prediger daselbst, und seine Mutter, eine eben so edeldenkende, als gescheute Frau, hatte vorzüglich Einfluß auf die Bildung des sich durch Talente schon früh auszeichnenden Knaben, der sich am liebsten in der Bibliothek des mütterlichen Großvaters aufhielt; denn dieser Mann, auch ein Prediger, hatte viele Werke über die Schweizergeschichte zusammengebracht, und so entstand schon in dem Knaben der Gedanke, einst ein Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden. Seine Jugendjahre brachte er unter eifrigem Studiren, besonders der Geschichte zu, und bezog mit 18 Jahren die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Hier wurde Schlözer (s. oben) sein liebster Lehrer, und bald entschloß er sich, der Theologie zu entsagen, und sich ganz der Geschichte zu widmen, die er nun mit dem größten Eifer und mit jugendlicher Begeisterung trieb. Nach Schaffhausen zurückgekehrt, wurde er Professor der griechischen Sprache am dortigen Gymnasium, und fing gleich an, Materialien zu der zu schreibenden Schweizergeschichte zu sammeln. Da ihn aber sein Amt dabei störte, so bewirkte er beim Rathe der Stadt, daß ihm unbestimmter Urlaub ertheilt und seine Stelle ihm aufgehoben würde. Um diese Zeit lernte er Carl Victor von Bonstetten, einen sieben Jahre älteren jungen Mann, kennen. Bonstetten hatte bei großen Kenntnissen einen unauslöschlichen Durst nach Erweiterung derselben, ein edles, gefühlvolles Herz, ein schönes Aeußere und die feinsten Sitten. Beide schlossen bald die engste Freundschaft, die nachher durch

Trennung und Verschiedenheit der Verhältnisse nicht geschwächt werden konnte, und auf die Bildung beider großen Einfluß hatte, indem das Beispiel des Einen den Andern zur Tugend und zum Streben nach Kenntnissen begeisterte.*) Die folgenden Jahre lebte Müller in Genf als Erzieher der Söhne eines Staatsrath Tronchin, eines edlen, geistreichen Mannes, durch dessen Umgang er viel lernte. Auch war er oft bei dem großen Naturforscher Bonnet in der Nähe von Genf, und bei Voltaire, der damals auf seinem Schlosse Ferney lebte. In Genf kam der erste Theil von Müllers Geschichte der Eidgenossen heraus.

Jetzt machte er eine Reise nach Berlin, um Friedrich den Großen von Person zu sehen. Er wurde ihm vorgestellt und freundlich aufgenommen. Auf der Rückreise erhielt er in Cassel eine Anstellung als Professor, und wurde bald darauf zum hessischen Rath und Unterbibliothekar ernannt. Aber seine Ungeduld trieb ihn schon nach zwei Jahren wieder ins Vaterland zurück, wo er in der Gegend von Genf bei Tronchin und abwechselnd in Schaffhausen ganz den Wissenschaften lebte, bis er nach Mainz berufen wurde. Der Kurfürst von Mainz ernannte ihn zum Hofrath und Bibliothekar, und da er bald erkannte, daß er Müllern zu Staatsgeschäften gebrauchen könnte, so machte er ihn zu seinem Geheimen-Staatsrathe. Indessen brach die französische Revolution aus; seine Lage wurde dadurch sehr unsicher, und endlich verlor sein Kurfürst sogar sein Land. Daher war Müllern ein Ruf nach Wien höchst erwünscht, wo ihn Kaiser Leopold II zum wirklichen Hofrathe ernannte und ihm den Adel ertheilte. Noch angenehmer wurde hier seine Lage, als er nach Denis's Tode (s. oben) die Stelle desselben als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek erhielt. In dieser Stellung blieb er aber auch nur vier Jahre; da erhielt er einen Ruf nach Berlin als preußischer Geheimerrath und Historiograph, und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Man erwartete von ihm nun eine Geschichte des preußischen Staats oder wenigstens Friedrichs des Großen;

*) Bonstetten starb 1832 in Genf.

aber er hat dafür nur Unbedeutendes geleistet. Denn schon 1807 verließ er Berlin wieder, und trat, nachdem der preußische Staat in Folge des unglücklichen Krieges gesunken war, in die Dienste des neuerrichteten Königreichs Westphalen als Minister-Staatssecretair, und ging als solcher nach Cassel. Aber diese Stellung sagte ihm nicht zu; er glaubte mehr nützen zu können als Director des gesammten Unterrichtswesens des Königreichs. Er erhielt diese Stelle, starb aber schon 1809 in Cassel.

Freiherr v. Knigge

wurde 1752 in Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, unweit Hannover geboren. Er erhielt durch seinen Vater eine sehr gute Erziehung, aber nur durch Hauslehrer, und bildete sich zugleich durch Reisen, die der Vater mit ihm machte. Als dieser starb, hinterließ er dem Sohne zwar mehrere Güter, aber auch bedeutende Schulden. Mit 17 Jahren ging Knigge auf die Universität Göttingen, und wurde schon mit 20 Jahren als Hofjunker und Assessor in Cassel angestellt. Indessen mußte er wegen der Aufsicht, die seine Güter bedurften, bald sein Amt wieder aufgeben. Fünf Jahre darauf wurde er Kammerherr am Hofe in Weimar, machte mehrere Reisen, und zog sich dann mit seiner Familie vom Hofe zurück, indem er nach einander in Hanau, Frankfurt am Main und Heidelberg privatisirte. Die sechs letzten Jahre seines Lebens brachte er in Bremen zu, wo man ihn zum Oberhauptmann und Scholarchen (Schulen-Inspector) gewählt hatte. Hier starb er 1796.

Er war ein sehr launiger, unterhaltender Erzähler und ein genauer Kenner der menschlichen Verhältnisse. Höchst ergötzlich ist sein komischer Roman: die Reise nach Braunschweig, am berühmtesten aber sein Werk: über den Umgang mit Menschen. Sein Styl ist leicht und fließend.

Meißner

haben wir schon oben als einen angenehmen, gewandten Erzähler erwähnt (s. unter den Dichtern).

Reinhard,

der größte Kanzelredner neuer Zeit, wurde 1753 in dem Marktflecken Vohenstrauß im nördlichen Baiern geboren, wo sein Vater Prediger war. Dieser unterrichtete den Sohn anfangs selbst, erweckte in ihm durch das fleißige und verständige Lesen der Bibel einen tiefen religiösen Sinn, und gewöhnte ihn früh ans Selbstdenken. Späterhin besuchte der Jüngling die Schule in Regensburg, darauf die Universität Wittenberg. Nach Vollendung seiner Universitätsjahre hielt er hier theologische Vorlesungen, und wurde, da er sich durch Gründlichkeit der Gelehrsamkeit auszeichnete, bald zum Professor ernannt. Wenn er dann und wann predigte, riß er die Zuhörer durch Klarheit der Gedanken und durch Lebhaftigkeit des Vortrags mit sich fort, und man erkannte bald seine vorzüglichen Talente für Kanzelberedtsamkeit. Er wurde daher als Oberhofprediger und Kirchenrath nach Dresden berufen. Hier starb er, nachdem er 20 Jahre durch seine beredten Predigten großen Nutzen gestiftet hatte, 1812. Er war klein von Gestalt, mehr schweigsam als gesprächig, ein tiefer Denker und von ungeheuchelter Gottesfurcht. Seine Predigten zeichnen sich vor allen andern durch Tiefe der Gedanken und durch die größte Ordnung derselben aus; jeder Sache wußte er eine neue Seite abzugewinnen. Daher waren seine Reden nicht für den gemeinen Mann, sondern sein Auditorium bestand aus den gebildetsten Einwohnern Dresdens.

Niemeyer

(s. oben) hat sich als Prosaiker durch seinen schönen Vortrag ausgezeichnet. Sein Styl ist fließend, natürlich, und eben darum höchst anziehend. Von seinen vielen prosaischen Schriften empfehlen wir hier vorzüglich Philotas, zur Beruhigung für Leidende; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht; Beobachtungen auf Reisen durch England, Frankreich und Holland.

Karoline Rudolphi

(s. oben) hat eben so in Prosa als in der Poesie ihren edlen und gebildeten Geist bewährt. Durch ihre Schriften suchte sie

zunächst den Verstand der Mädchen zu bilden und ihr Herz zu veredeln. Ihr Gemälde der weiblichen Erziehung ist auch schon oben genannt worden.

v. Schiller

hat zwar als Dichter Größeres geleistet denn als Prosaiker; dennoch war er auch durch seine schöne, blühende Prosa ausgezeichnet, und noch jetzt liest man seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederländer mit Vergnügen. Er mag nun Schlachten ausmalen und Charaktere schildern, — überall führt er dem Leser ein anziehendes Gemälde vor, und weiß ihn durch seelenvolle Schilderungen in die Zeit, die er beschreibt, zu versetzen.

Manso

(s. oben) hat sich dagegen mehr als Prosaiker denn als Dichter ausgezeichnet. Seine Sprache ist durchaus correct, gewählt und gefeilt, so daß er zu den besten Prosaikern zu zählen ist. Nur möchte gerade diese gesuchte Eleganz des Vortrags den Eindruck stören und den Leser zuletzt ermüden. Sein vorzüglichstes Werk ist wohl seine Geschichte des preußischen Staats seit dem Frieden von Hubertsburg. In diesem geistreich geschriebenen Buche hat er zugleich eine Probe eines rein-deutschen Vortrags gegeben, indem er alle fremde Ausdrücke vermeidet. Ob dies aber bei den das Kriegswesen betreffenden Ausdrücken durchzuführen sey, ohne der Deutlichkeit einigen Eintrag zu thun, möchten wir doch bezweifeln.

August Lafontaine

war einer der fruchtbarsten und zu seiner Zeit gelesensten Schriftsteller, den die Lesewelt zu früh vergessen hat, auf dessen neue Romane man sonst in jeder Büchermesse begierig wartete, während man jetzt kaum noch seinen Namen kennt, sonst so gesucht und gelesen, wie heute Walter Scott, Cooper, Irving und andere, und jetzt bei Seite gelegt, weil er aus der Mode gekommen ist. Er wurde 1756 in Braunschweig geboren, wo sein Vater Maler war. Dieser ließ dem Sohne auf der Schule

seiner Vaterstadt eine gelehrte Erziehung geben, ihn in Helmstädt, wo damals eine Universität war, Theologie studiren. Darauf wurde Lafontaine Erzieher der Söhne des Generals von Thadden in Halle, der ihm einige Jahre darauf die erledigte Feldpredigerstelle seines Regiments verlieh. Seine Predigten wurden stark besucht, weil er blühend und lebhaft sprach. Jetzt fing er an, Romane zu schreiben. Sie fanden ungemeinen Beifall, weil er die Gemüther zu rühren und für seine Helden zu interessiren verstand. Die ersteren sind unstreitig die vorzüglicheren, weil er sich mit ihnen mehr Mühe gab; aber theils verleitete ihn die günstige Aufnahme, die sie fanden, zu eilfertig zu arbeiten, um recht viel zu Stande zu bringen, theils fehlte es seiner Phantasie zuletzt an Stoff, Neues hervorzubringen, und man fand bald, daß die Gedanken, die Gefühle und die ganzen Situationen der späteren Romane fast ganz dieselben waren, die man, nur in anderem Zusammenhange, schon früher gelesen hatte. Nachdem er mehrere Jahre Feldprediger gewesen war, nahm er seinen Abschied, um auf seinem nahe bei Halle gelegenen schönen Landhause ganz der Schriftstellerei leben zu können; auch ertheilte ihm der König ein Canonicat. So lebte er, im Kreise seiner Frau und einer Pflegetochter, ein höchst glückliches Leben, von Jedermann wegen seiner Biederkeit geachtet. Er starb 1831 in Halle.

Er war ein höchst launiger, fröhlicher Gesellschafter und ein sehr angenehmer Erzähler. Sein Aeußeres verrieth keinesweges den schönen Geist; denn er war, in seinem kräftigen Mannsalter, corpulent und untersetzt, und hatte in seinem Wesen etwas Derbes. Seine Romane zeugen von einer lebhaften Phantasie, und haben die Tugend, daß sie rein sittlich sind; dagegen sind sie keineswegs frei von Ueberspannung und Empfindelei. Sein Styl ist lebhaft, blühend und fließend.

v. Kotzebue

ist oben als Dichter schon gewürdigt worden, wir haben daher hier nur wenig hinzuzusetzen. Auch seine prosaischen Arbeiten tragen meist das Gepräge der Flüchtigkeit, mit der er schrieb,

aber auch seines schönen Talents, angenehm vorzutragen, und die Gemüther zu ergreifen. Er hat so viel geschrieben, daß wir keine seiner unterhaltenden Schriften besonders herausheben wollen, als etwa das merkwürdigste Jahr meines Lebens, wo er seinen Aufenthalt in Sibirien beschreibt.

Starke

hat sich als Dichter und Prosaist einen ehrenvollen Namen erworben. Er wurde 1762 in Bernburg geboren, wo sein Vater Consistorialrath war. Nachdem er in Halle studirt hatte, wurde er Lehrer an der Schule seiner Vaterstadt, und rückte endlich bis zum Rektor hinauf. Da er sich durch schönen Vortrag auszeichnete, so wurde er als Oberprediger angestellt. In der Folge wurde er als Hofprediger nach Ballenstädt berufen, wo er den Titel eines Oberhofpredigers erhielt. Er starb 1830. Seinen Ruf als Schriftsteller verdankt er vorzüglich seinem Buche: Gemälde aus dem häuslichen Leben.

Friedrich Jacobs

ist in seltener Vereinigung ein eben so gründlicher Gelehrter und Alterthumsforscher, als angenehmer Erzähler und Jugendschriftsteller. Er wurde 1764 in Gotha geboren, und studirte in Jena und Göttingen die Alterthumswissenschaften. Nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wurde er Lehrer am dortigen Gymnasium, und bald darauf Professor. Vier Jahre lang lebte er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München mit dem Titel eines Hofraths. Dann kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo man seinen Werth zu sehr kannte und schätzte, um ihn dem Auslande zu lassen. Er erhielt in Gotha die Stelle eines Oberbibliothekar's und Directors des Münzcabinets, und lebt jetzt noch in diesen Verhältnissen. Sein Styl zeichnet sich durch Einfachheit und Natürlichkeit aus. Wir empfehlen vorzüglich Rosaliens Nachlaß, die Frauenschule, die Unterhaltungen des Pfarrer's von Mainau und das Tagebuch der Pfarrerin von Mainau. Alle diese Schriften sind darauf berechnet, neben

der Unterhaltung auch das Gemüth zu edlen Gesinnungen zu erheben, und die menschlichen Gefühle zu veredeln.

Therese Huber,
geb. Heyne,

war die Tochter des berühmten göttinger Gelehrten, des Hofraths und Professors Heyne. Sie wurde 1764 geboren, und verlebte eine sehr einfache, einsame und verlassene Kindheit. Weder Vater noch Mutter bekümmerten sich um ihre Bildung. Sie durfte spielen oder lesen, wie und was sie wollte, lernte fast nichts, als was sie von den Gesprächen geistvoller Männer, die das väterliche Haus besuchten, auffing. Endlich starb ihre Mutter, da sie 12 Jahre alt war. Jetzt begann für sie ein neues Leben; sie suchte den betrübten Vater durch Vorlesen aus der Geschichte zu zerstreuen, und lernte dabei viel Neues, und als er wieder heirathete, wurde sie in eine Pension nach Hannover gethan, wo sie indessen nur wenig lernen konnte, da sie noch nicht zwei Jahre darin blieb. Sie war 15 Jahre, als sie ins väterliche Haus zurückkehrte. In ihrer Stiefmutter fand sie eine herzliche Freundin, was auf ihr einsames Gemüth sehr wohlthätig wirkte. In ihrem zwanzigsten Jahre lernte sie Georg Forster kennen, einen jungen talentvollen Mann, der damals als Professor nach Wilna in Rußland ging, und sich mit ihr vermählte. Die Ehe war nicht glücklich; sie achteten sich wohl gegenseitig, aber beide waren in Ansichten und Neigungen zu verschieden, als daß sie sich hätten dauernd lieben können. Drei Jahre darauf zogen beide nach Mainz, wo Forster Bibliothekar des Kurfürstn wurde. Hier wurde Ludwig Ferdinand Huber, damals als Legationssecretair bei der sächsischen Gesandtschaft in Mainz angestellt, beider inniger Freund, der als freundlicher Vermittler zwischen den sich oft mißverstehenden Eheleuten stand. Indessen brach die französische Revolution aus; Forsters Lage, die immer gedrückt gewesen war, wurde dadurch noch trauriger; mit der Einnahme von Mainz durch die Franzosen verlor er seinen Gehalt, und da er in der Revolution die Morgenröthe

einer schöneren Zeit zu sehen glaubte, so nahm er lebbhaften Theil daran, und trennte sich zuletzt von Weib und Kindern, um nach Paris zu gehen, nachdem ihm sein treuer Freund Huber versprochen hatte, sich der Seinigen anzunehmen. Huber machte sich nun von seinen Geschäften los, und führte die Forstersche Familie nach Neufchatel, wo er durch Schriftstellerei sich und seinen Pfleglingen nothdürftigen Unterhalt verschaffte. Nur noch einmal sah Forster die Seinigen wieder, in einem französischen Gränzdorfe, wohin er aus Paris kam, um sich für dies Leben auf immer von ihnen zu trennen. Wenige Wochen darauf starb er in Paris (1794), und nun erst verheirathete sich Huber mit seiner Freundin, mit der er 10 Jahre in einer sehr glücklichen Ehe lebte. Neufchatel mußte er verlassen, weil keine Ausländer hier länger geduldet wurden; er siedelte sich in einem Dörfchen, zwei Stunden von da, an, und lebte hier vier Jahre lang in großer Beschränktheit, aber glücklich unter den armen, gastfreien Landleuten, bis sich ihm bessere Aussichten eröffneten. Der Buchhändler Cotta in Tübingen machte ihn zum Redacteur der allgemeinen Zeitung, und setzte ihm dafür ein hinlängliches Einkommen aus. Huber ließ sich nun in Stuttgart nieder, bis die Zeitung nach Ulm verlegt wurde, wo ihn zugleich der Kurfürst von Baiern zum Landesdirectionsrath ernannte. Aber dieses Glück genoß er nicht lange: er starb noch in demselben Jahre, 1804, nachdem ihm sein geliebtes sechsjähriges Töchterchen um einige Monate vorausgegangen war.

Therese lebte nun zunächst von einer Pension, und fing bald an zu schriftstellern. Die ersten Versuche dazu hatte sie schon früher im Neufchatelschen gemacht. Da sie nichts von Grammatik und Orthographie wußte, so hatte Huber mehr als halbe Seiten durchstreichen müssen. Indessen hatte er mit Erstaunen ihre glückliche Darstellungsgabe bemerkt, und ihr daher durch Unterricht weiter geholfen. Mehrere ihrer Erzählungen hatte er bereits unter seinem Namen herausgegeben; jetzt trat sie selbst hervor, aber lange ohne ihren Namen; erst als sie sah, daß ihre Erzählungen mit Beifall aufgenommen wurden, nannte sie sich. Die ersten 10 Jahre nach ihres

Mannes Tode lebte sie bei ihrem Schwiegersohne, einem baierschen Beamten, dann in Stuttgart und Augsburg, die Redaction des Morgenblatts besorgend. Sie starb 1829. Von ihren Arbeiten nennen wir außer ihren Erzählungen und Novellen vorzüglich ihre: Weihe der Jungfrau.

Schleiermacher

gehörte zu den aufgeklärtesten und gelehrtesten Theologen unsrer Zeit, und zugleich zu den beliebtesten Kanzelrednern, nicht sowohl wegen der Lebendigkeit und Anmuth des Vortrags, als wegen der Gediegenheit des Inhalts seiner Reden. Er wurde 1768 in Breslau geboren, war anfangs Prediger an der Charité in Berlin, dann Professor in Halle, darauf Professor und Prediger in Berlin, und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb 1834.

Alexander von Humboldt,

der berühmteste jetzt lebende Reisende und einer der gelehrtesten Naturforscher und Physiker, wurde 1769 in Berlin geboren. Er erhielt eine vorzügliche Erziehung. Nachdem er die Universitäten Göttingen und Frankfurt an der Oder besucht hatte, vermehrte er seine Kenntnisse auf der Handlungsschule in Hamburg, machte eine Reise an den Rhein, dann durch England und Holland, und studirte in Freiberg in Sachsen die Bergwerkswissenschaften und die Pflanzenkunde. Jetzt erhielt er, 23 Jahre alt, in Berlin eine Anstellung als Oberbergassessor, darauf in Baireuth als Oberbergmeister. Aber er gab diese Stelle schon nach drei Jahren auf, um sich zu einer großen Reise nach den tropischen Gegenden vorzubereiten. Anfangs hatte er die Absicht, über Aegypten nach Ostindien zu gehen. Aber die damalige politische Lage Europa's legte dieser Reise Hindernisse in den Weg; und daher machte er nun Amerika zum Ziele seiner Reise. Er ging zunächst nach Madrid, erhielt hier die Erlaubniß, mit seinem Freunde Bonpland die spanischen Besitzungen in Amerika zu besuchen, und reiste 1799 hinüber. Er besuchte die tropischen Gegenden Süd- und Nordamerika's, machte eine Menge von Entdeckungen, und kehrte

1804 mit reichen Sammlungen nach Europa zurück. Seitdem lebte er abwechselnd bald in Berlin bald in Paris als Mitglied der Akademien beider Städte. 1829 unternahm er auf den Wunsch des Kaisers von Rußland eine Reise nach dem Ural, und machte auch hier wichtige Entdeckungen. Sein Styl zeichnet sich durch kräftige und blühende Darstellung aus.

Karoline Pichler

haben wir oben als Dichterin gewürdigt, auch bereits von ihren prosaischen Schriften gesprochen, daher wir sie hier nur zu nennen brauchen. Dasselbe ist mit

Rochlitz

der Fall, der zu den Lieblingen der Lesewelt gehört.

Johanne Schopenhauer,
geb. Trosina,

wurde 1770 in Danzig geboren, und ist eine Tochter des dortigen Senators Trosina. Sie erhielt eine gute Erziehung, und da ihr Vater wohlhabend war, so wechselten Beschäftigung und Vergnügen ab, und häufiger Verkehr mit gebildeten Fremden, die das Haus oft besuchten, verschafften ihr früh den Anstand und die Leichtigkeit im Benehmen, welche die gebildete Welt fordert. Vorzügliche Anlage zeigte sie für Malerei und Zeichnenkunst; sie zeichnete alles nach, was ihr vorkam, und eine Malerin zu werden, war ihr höchster Wunsch. Den größten Theil ihrer Bildung aber verdankte sie dem Prediger der dortigen englischen Gemeinde, Janson, der neben ihrem Hause wohnte und mit demselben sehr befreundet war. Sie brachte bei ihm alle ihre Freistunden zu; er unterrichtete sie in der englischen Sprache, las mit ihr englische Classiker, selbst den Shakspeare, machte sie mit den Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter bekannt, und theilte ihr sonst eine Menge Kenntnisse mit. Kaum der Kindheit entwachsen, wurde sie mit einem wohlhabenden Kaufmann, Schopenhauer, der früher lange in England gelebt hatte, verheirathet. Sie be-

gleitete ihren Mann auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich, England und Holland. Nach Danzig zurückgekehrt, lebte sie hier nicht lange. Denn als die Stadt 1793 preußisch wurde, entschloß sie sich mit ihrem Manne, sie zu verlassen, weil es ihr bei ihrem für Freiheit glühenden Herzen unmöglich dünkte, unter einem Könige zu leben. Ihr Mann ließ sich in Hamburg nieder, wo sie zehn Jahre blieben, während sie dazwischen größere und kleinere Reisen machten. Ihre größte Reise machte sie von 1803 bis 1806. Sie ging mit ihrem Manne und Sohne durch Holland und Nordfrankreich nach London, dann nach Schottland, über Holland zurück nach Paris, wo sie die Miniaturmalerei sehr fleißig trieb, durch das südliche Frankreich, die Schweiz, Süddeutschland, wo sie in Wien eine Zeit lang verweilte, Schlesien und das Riesengebirge, und durch das nördliche Deutschland nach Hamburg zurück. Dieser Reise verdankt man ihre beiden Werke: Erinnerungen von einer Reise durch England und Schottland; und Reise durch das südliche Frankreich. Bald nach ihrer Rückkehr verlor sie ihren Mann durch einen plötzlichen Tod. Jetzt sehnte sie sich fort von Hamburg, und da sie auf ihrer Reise Weimar besonders lieb gewonnen hatte, so ließ sie sich hier nieder. Kaum hier angekommen, brach der Krieg Frankreichs gegen Preußen aus. Sie blieb in der Stadt, und durch ihre Bekanntschaft mit französischer Sitte und Sprache wurde sie für Weimar wohlthätig, indem ihr Haus vor Plünderung verschont blieb, und für viele Weimaraner ein Zufluchtsort wurde. Seitdem wohnte sie in Weimar, und alle Sonntage und Donnerstage versammelte sich ein ausgesuchter Zirkel um ihren Theetisch. Seit einigen Jahren hat sie sich in dem reizenden Godesberg nahe am Rhein niedergelassen. Unter ihren Schriften zeichnen sich die beiden Romane: Gabriele, und die Tante aus.

Wilmsen,

einer der fruchtbarsten und gemeinnützigsten Jugendschriftsteller, wurde 1770 in Magdeburg geboren, wo sein Vater reformirter Prediger war. Als dieser nach Berlin versetzt wurde, er-

hielt der Knabe anfangs häuslichen Unterricht; dann besuchte er das joachimsthalsche Gymnasium. Nachdem er in Frankfurt und Halle studirt hatte, folgte er seinem Vater im Amte, und hat dies, als Prediger an der Parochialkirche, bis an seinen Tod, der 1831 erfolgte, fortgeführt. Er war ein höchst braver, heitrer, für alles Gute und Nützliche thätiger Mann, dessen Schriften noch lange im Gedächtnisse der Jugend bleiben mögen.

Zschocke,

ein wegen seiner schönen und kräftigen Darstellungsgabe vielgelesener Schriftsteller, wurde 1771 in Magdeburg geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Tuchmacher, erzog den Knaben, dem die Mutter in den ersten Wochen seines Daseyns gestorben war, mit großer Liebe, und bestimmte ihn zum Studiren. Aber der Vater starb, als der Knabe erst acht Jahre alt war, und als dieser heranwuchs, fühlte er sich so einsam und verlassen, daß er oft des Nachts aufstand, niederkniete, und seinen verstorbenen Vater um eine einzige Erscheinung anflehte. Dies Gefühl der Verlassenheit gab seinem Charakter Selbstständigkeit und Entschlossenheit. Seine Fortschritte auf der Schule waren anfangs so unbedeutend, daß man ihn für untauglich zum Studiren erklärte, bis mit einem Male sein Geist sich zu entwickeln anfing, und nun so schnelle Fortschritte machte, daß er einer der jüngsten in der obersten Klasse war. Mehrere seiner Mitschüler, die ihm an Kenntnissen nachstanden, gingen auf die Universität; ihm aber wurde es wegen seiner Jugend noch nicht gestattet. Da ging er mitten im kalten Winter 1788, noch nicht 17 Jahre alt, plötzlich davon, um sein Glück zu versuchen. Er wandte sich nach Schwerin, wurde hier Hauslehrer, und schloß sich bald an eine umherziehende Schauspielergesellschaft als Theaterdichter an. Mit derselben zog er nach Prenzlau, dann nach Landsberg an der Warthe, wo die Gesellschaft auseinander ging. Indessen waren darüber zwei Jahre vergangen, und er bezog nun die Universität Frankfurt, wo er sehr fleißig, aber nicht regelmäßig studirte. Einige riethen ihm, das Predigerfach zu

wählen, andere, sich zu einer akademischen Professorstelle vorzubereiten. Mit jugendlichem Uebermuthe wählte er beides, wurde Doctor der Philosophie und bestand zugleich die theologische Prüfung, fing auch an, in Frankfurt Vorlesungen zu halten, und predigte bei einem Besuche in Magdeburg mit großem Beifalle. Aber zum geistlichen Leben hatte er keine Lust, und zu einer Professur war damals keine Aussicht. Daher entschloß er sich kurz, und reiste nach der Schweiz, um sich da in der Stille niederzulassen. Auf der Reise dahin hatte er die unerwartete Freude, sein Trauerspiel Abellino mit großem Beifalle aufführen zu sehen.

Als 24jähriger Jüngling kam er nach der Schweiz, und lebte bald in Zürich, bald in Bern, reiste auch während der Revolution nach Paris, und überzeugte sich überall, daß gerade da am wenigsten Freiheit herrsche, wo von ihr am meisten geredet würde. Als er, nach der Schweiz zurückgekehrt, nach Chur kam, redete man ihm zu, sich des verfallenen Schullehrerseminars in Reichenau anzunehmen. Er blieb, und wurde Director dieser Anstalt, die auch bald zu blühen anfing, erhielt auch das Bürgerrecht von Graubündten. Aber jetzt wurde auch die Schweiz in den Strudel der Partheien gezogen; französische Heere brachen ein, und östreichische näherten sich. Unter diesen Umständen löste sich das Seminar auf, und da Zschocke nun amtlos war, so suchte er durch Rath und That für sein neues Vaterland zu wirken; durch Schriften belehrte er das Volk, durch Vorstellungen vereinigte er die Partheien, und stellte hier und da die gestörte Ordnung wieder her. Nachdem er sich nach Aarau zurückgezogen hatte, fuhr er fort, durch Volksschriften dem unwissenden Volke zu nützen. Seine vielen Verdienste um die Schweiz wurden auch dadurch anerkannt, daß man ihm mehrere Aemter übertrug, unter andern die Aufsicht über das Forstwesen im Aargau, die Schuldirection u. a. Jetzt lebt er noch als Rathsherr und Forstrath in Aarau. Als Schriftsteller hat er sich theils durch die Geschichte von Baiern und von Helvetien, theils durch geistreiche Romane berühmt gemacht.

Heun,

der sich als Schriftsteller Clauren nennt, wurde 1771 in Dobrilugk in der Lausitz geboren. Er war früher im Büreau des Staatskanzlers Fürst Hardenberg angestellt, und lebt jetzt als Geheimer-Hofrath in Berlin. Er gehört zu den gelesensten Schriftstellern der Lesewelt, und gilt für einen unterhaltenden Erzähler. Sein Taschenbuch Vergißmeinnicht ist eins der beliebtesten.

Tieck

ist schon oben als Dichter genannt worden. Auch durch prosaische Schriften: Novellen, Mährchen, hat er sich der Lesewelt empfohlen.

Caroline, Freiin de la Motte Fouqué,

geb. v. Briest, geschiedene v. Rochow.

wurde 1773 auf ihrem Stammgute Nennhausen bei Rathenau geboren. Sie war früher mit einem v. Rochow vermählt; die Ehe war aber unglücklich und wurde getrennt. Darauf vermählte sie sich mit dem oben als Dichter genannten Major de la Motte Fouqué, und lebte, nachdem er den Abschied genommen hatte, meist auf ihrem Gute. Hier ist sie auch 1831 gestorben.

Sie ist als Verfasserin mehrerer Romane und Novellen bekannt. Sie liebt Schilderungen schauerlicher Scenen, und ihre Schriften sind mehr geeignet, die Phantasie zu erhitzen, als angenehm zu unterhalten.

Henrich Steffens

wurde 1773 in Stavanger in Norwegen geboren. Sein Vater war Arzt, ein lebensfroher, aber leichtsinniger Mann; daher in seinen Vermögensumständen zerrüttet und oft mürrisch. Seine Mutter, eine sehr milde, aber kränkliche Frau, konnte sich so wenig wie der Vater um den Knaben bekümmern. Steffens war ein frühreifer Knabe, liebte mehr stille Beschäf-

tigungen als wilde Knabenspiele und beschäftigte sich viel mit Büchern. In seinem 7ten Jahre wurde der Vater nach Helsingoer auf Seeland versetzt, und fünf Jahre später ging er als Regimentsarzt nach Roeskilde auf derselben Insel. Diese Stadt liegt schön an einem tiefen Meerbusen, dessen Ufer von Wäldern bedeckt sind. Dies bildete seine Liebe für die Schönheiten der Natur und seine an sich schon lebhafte Phantasie aus, wozu auch die Erinnerung an die wilden Gebirge seines Vaterlandes Norwegen kam. Aus diesem einsamen Naturleben entsprang seine Liebe für Naturforschung. Aber auch hier blieb er nicht lange; sein Vater wurde nach Kopenhagen versetzt. Ein Jahr später starb seine kränkliche Mutter, welcher der Vater bald nachfolgte. Seine erste Anstellung war als Professor auf der Universität Halle, wo er durch geistreiche Vorträge über Naturphilosophie Aufmerksamkeit erregte. Hier verheirathete er sich mit einer Tochter des als Componisten berühmten Kapellmeisters Reichardt. Eine Zeit lang lebte er in Kopenhagen, bis er 1811 als Professor der Naturwissenschaften nach der Universität Breslau ging. Hier lehrte er bis 1832, wo er nach der Berliner Universität versetzt wurde. In der größeren Lesewelt hat er sich durch seine Novellen: Walset und Leith, die vier Norweger, und Malcolm berühmt gemacht.

Dräseke,

einer der größten noch lebenden Kanzelredner, wurde 1774 in Braunschweig geboren, wo sein Vater Revisor am Intelligenzcomptoir war. Nachdem er auf den Schulen seiner Vaterstadt, zuletzt auf dem Carolinum unter Ebert und Eschenburg (s. oben) seine Ausbildung erhalten hatte, studirte er in Helmstädt, war dann kurze Zeit Hauslehrer in Ratzeburg, und bekleidete nach einander mehrere Predigerstellen, erst in Mölln im Lauenburgschen, dann in Ratzeburg, und endlich in Bremen, wo er durch seine mündlichen und gedruckten Predigten sich berühmt machte. Seit 1832 befindet er sich in Magdeburg als Bischof, Generalsuperintendent und erster Domprediger. Die Regelmäßigkeit der Anordnung, die wir bei Reinhard ge-

rühmt haben, finden wir zwar bei seinen Predigten nicht, dagegen Reichthum der Gedanken, Tiefe des Gefühls, und eine das Gemüth ergreifende Sprache.

Jakob Glatz,

einer der fruchtbarsten Jugendschriftsteller, wurde geboren 1776 in Poprad, einem Städtchen in Ober-Ungarn. Er bestimmte sich für die Theologie, und nachdem er, wie es in Ungarn nicht selten ist, schon als Gymnasiast oft gepredigt hatte, ging er nach Jena, wo er mit großem Fleiße studirte. Noch war er nicht lange da, als ihn Salzmann, der bekannte Erzieher und Stifter der Schulanstalt Schnepfenthal bei Gotha, mit dem er schon früher in Briefwechsel gestanden hatte, einlud, nach Schnepfenthal zu kommen, um da in der Erziehungskunst sich auszubilden. Hier faßte er zuerst den Entschluß, als Erziehungsschriftsteller aufzutreten, indem er sich dabei zur Regel machte, durch einen reinsittlichen Inhalt, eine edle Sprache und eine lebhafte, anziehende Darstellung auf die Gemüther der Jugend zu wirken. Diese Vorsätze hat der wackere Mann redlich gehalten, und seine Schriften, deren Zahl sich über 100 beläuft, sind mit großem Beifalle aufgenommen worden. So lebte er 7 Jahre lang bei dem alten Salzmann; dann zog ihn die Sehnsucht nach seinen noch lebenden Eltern und nach seinem Vaterlande fort. Er wurde Lehrer an der evangelischen Schule in Wien, darauf Prediger bei der dortigen evangelischen Gemeinde, und zuletzt Consistorialrath. In allen diesen Geschäften wirkte er mit der größten Redlichkeit und Thätigkeit für das Beste der ihm Anvertrauten, und so wie seine Jugendschriften die Herzen der Kinder erleuchtet und veredelt hatten, so ermunterte und tröstete er auch die Erwachsenen durch mehrere treffliche Erbauungsbücher, z. B. Andachtsbuch für gebildete Familien; Trostbuch für Leidende, u. a. Im Jahre 1816 legte er seine Predigerstelle nieder, und erhielt vom Kaiser die Erlaubniß, in Presburg zu wohnen, und von da aus die Consistorialgeschäfte zu besorgen. Seitdem hielt er sich in Presburg auf, wo er ein Haus und einen schön gelegenen Garten be-

saß, und im Kreise seiner Familie glücklich lebte, bis er 1831 starb.

E. Th. A. Hoffmann

war ein höchst geistreicher und launiger Schriftsteller. Er wurde 1778 in Königsberg in Preußen geboren. Für Musik hatte er eine vorherrschende Neigung und Anlage, und brachte es darin schon als Knabe sehr weit. Dennoch blieb er den Wissenschaften treu, und studirte in seiner Vaterstadt die Rechte. Als Referendar stand er anfangs in Glogau, dann beim Kammergericht in Berlin, wo er Gelegenheit hatte, durch den Kapellmeister Reichardt sich noch mehr in der Musik zu vervollkommnen. Mit 22 Jahren wurde er Assessor in Posen, zwei Jahre darauf Regierungsrath in Plozk, und ein Jahr später Regierungsrath in Warschau. Hier war er noch, als Polen in Folge des Krieges 1806 der preußischen Herrschaft entzogen wurde. Er wurde dadurch brodlos, und benutzte nun sein musikalisches Talent, um sich seinen Unterhalt zu erwerben. Man berief ihn nach Bamberg als Musikdirector, und da diese Stellung bald wieder aufhörte, so unterrichtete er in der Musik und trieb Schriftstellerei, bis er 1813 Musikdirector am Theater in Dresden wurde. Hier blieb er zwei Jahre, und erhielt nun erst wieder eine Anstellung im preußischen Staatsdienst, als Kammergerichtsrath in Berlin. Hier starb er 1822. Sein Aeußeres war nicht einnehmend; er hatte finstre Züge, ohne den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit; aber wenn er sprach, drückte sich in seinen Mienen sein Witz sprudelnder Geist aus. Er hatte eine überaus lebhafte Phantasie, und liebte mehr das Phantastische als das Sentimentale, wodurch er sich von Jean Paul wesentlich unterscheidet. Seine humoristischen Romane, z. B. die Elixire des Teufels, die Serapionsbrüder, Lebensansichten des Katers Murr, enthalten neben vielem höchst Witzigen auch manches sehr Alltägliche.

Van der Velde,

ein sehr beliebter Romanschriftsteller wurde 1779 in Breslau geboren, wo sein Vater Stempelcassen-Rendant war. An-

fangs war der Sohn Stadtdirector in der kleinen schlesischen Stadt Winzig, dann in Zobten am Zobtenberge, und zuletzt Justizcommissarius in Breslau, wo er 1824 starb. Er gehört zu den besten Erzählern, und verstand mehr als ein andrer die Kunst, historische Personen und Begebenheiten zu seinen Romanen zu benutzen, und dadurch großes Interesse zu erregen.

Luden,

einer der bedeutendsten jetzt lebenden Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, wurde 1780 in Lockstadt bei Bremen geboren. Er war Professor in Jena, und erhielt zuletzt den Titel eines Geheimen-Hofraths. Er lebt gewöhnlich auf seinem in der Nähe von Jena gelegenen Landgute. Sein neustes und berühmtestes Werk ist seine Geschichte des deutschen Volkes. Sein Vortrag ist schön, kräftig und blühend.

Friedrich v. Raumer,

gleichfalls ein geistreicher Historiker, wurde 1785 in Dessau geboren, wo sein Vater Kammerpräsident war. Er erhielt eine ausgezeichnete Erziehung, und wurde nach vollendeten Universitätsjahren im Büreau des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg in Berlin mit dem Titel eines Regierungsrathes angestellt. Als die Universität von Frankfurt nach Breslau verlegt wurde, übernahm er eine Professur der Geschichte und der Staatswissenschaften an derselben, und zeichnete sich als akademischer Lehrer durch seinen schönen, lichtvollen Vortrag aus. Darauf wurde er als Professor nach Berlin versetzt, wo er noch jetzt lebt. Seine ausgezeichnetsten Werke sind: seine Geschichte der Hohenstaufen, und seine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nösselt, Friedrich, 1781-1850

Geschichte der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders für höhere Töchterschulen

Bd.: 3

Breslau 1836

P.o.germ. 1013 r-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115643-2